ALLGÄUER BERGE

Nach einem Ölgemälde von Georg Maier

Jahrbuch des Österreichischen Alpenvereins 1963

(Alpenvereinszeitschrift, Band 88)

(10.901/88, 2. Expl.)

Nachdrucke, auch auszugsweise,
aus dieser Zeitschrift sind nur nach vorheriger Genehmigung durch den
Österreichischen Alpenverein gestattet

Alle Rechte bezüglich Beilagen und Übersetzungen
bleiben vorbehalten

Die Verfasser tragen die Verantwortung
für Form und Inhalt ihrer Angaben

Drucktechnische Gesamtausführung einschließlich Bindearbeit:
Wagner'sche Univ.-Buchdruckerei Buchroithner & Co.,
Innsbruck, Erlerstraße 5-7

26.2.1964: Bd. 88 (143) 2 Expl.

Inhaltsverzeichnis

	Seite	Tafel
1. Hans Kinzl, Die Alpenvereinskarte der Allgäuer und Lechtaler Alpen	7— 14	
2. Fritz Schmitt, Allgäuer Bergsteigerchronik	15— 27	I, II, III
3. Georg Frey, Allgäuer Grasberge	28— 36	IV
4. Hermann Kornacher, Schiberge und Steilabfahrten zwischen Hochvogel und Widderstein	37— 44	V
5. Karl Ilg, Landschaft und Volkstum des Kleinwalsertales	45— 56	VI, VII
6. Sepp Wallner, Im Warscheneck	57— 61	VIII
7. Ernst Höhne, Ampezzaner Dolomiten	62— 72	IX, X
8. Georg Maier, Große Fahrten im Montblancgebiet	73— 79	XI
9. Alexander v. Wandau, Kletterfahrten in Norwegen	80— 91	
10. Josef Ladurner, Kristalle	92—100	XII
11. Walter Ambach, In der grönländischen Eiswüste	101—105	
12. Toni Dürnberger, Stefan Rausch, Ernst Herzinger und Alois Häusl, Erlebnisbericht über die Österreichisch-Deutsche Grönlandexpedition 1962	106—123	
13. Julius Bohus, Münchner Spitzbergen-Kundfahrt 1962	124—134	XIII, XIV
14. Helmut Raithel, Alaska-Kundfahrt 1962	135—147	XV, XVI, XVII
15. Gerhard Lenser, Die Erstbesteigung des Pumo Ri	148—155	XVIII, XIX
16. Walter Patzelt und Josef Ziegler, Bamberger Hindukusch-Kundfahrt 1962	156—166	XX, XXI
17. Bernhard Maidl und Rüdiger Steuer, Kurdistan-Kundfahrt 1962 der Sektion Berggeist	167—175	XXII, XXIII
18. Karl Greitbauer, Wohltemperierte Gesellschaft — geistesgeschichtliche und soziologische Hintergründe des Bergsteigens	176—183	
19. Fritz Schmitt, Paul Preuß — zum fünfzigsten Todestag	184—192	XXIV

Bilder

Titelbild	Allgäuer Berge (nach einem Ölgemälde von Georg Maier).
Tafel I	Höfats vom Laufbacher-Eck (Aufn. F. u. E. Heimhuber).
Tafel II	Oben: Hochvogel vom Laufbacher-Eck (Aufn. F. u. E. Heimhuber). Unten: Großer Krottenkopf von Westen (Aufn. F. u. E. Heimhuber).
Tafel III	Oben: Hohes Licht von Norden (Aufn. F. u. E. Heimhuber). Unten: Trettach — Mädelegabel — Hochfrottspitze von Westen (Aufn. F. u. E. Heimhuber).
Tafel IV	Am Höfats-Ostgipfel. Typische Allgäuer Kletterei am grasbewachsenen Felsgrat (Aufn. F. u. E. Heimhuber).
Tafel V	Oben: Blick von der oberen Wengenalpe zum Hochvogel (Aufn. F. Heimhuber). Unten: Iseler vom Oberjoch (Aufn. F. Heimhuber).
Tafel VI	Mittelberg im Kleinen Walsertal (Aufn. F. u. E. Heimhuber).
Tafel VII	Oben: Charakteristisches Walser Blockhaus mit traufseitigem Eingang in die Flurküche (Aufn. Zitzelsberger). Unten links: Blick ins Kleine Walsertal; typisch die überall auftretenden Streusiedlungen (Aufn. Fritz). Unten rechts: Junge Walserin aus Mittelberg. Zur besonderen trachtlichen Eigenart zählen die breite Krone und das Binden von Frauenrock und Schürze ober der Brust (Aufn. Zitzelsberger).
Tafel VIII	Oben: Gammeringalmen mit Bosruck (Aufn. Ida Oth-Hochreiter). Unten: Zellerhütte (Sekt. ÖTK Windischgarsten) mit Großem Priel (Aufn. Ida Oth-Hochreiter).
Tafel IX	Cristallo und Sorapiss vom Pelmo-Gipfel (Aufn. E. Höhne).
Tafel X	Oben: Antelao (Aufn. E. Höhne). Unten: Tofana di Roces (Aufn. E. Höhne).
Tafel XI	Oben: Montblanc, Brenva-Flanke und Peuterey-Grat (Aufn. H. Schmied). Unten: Grandes Jorasses von Norden, links Hirondelles-Grat, daneben Walker-Pfeiler (Aufn. F. Purtscheller).
Tafel XII	Oben: Steinsalz (Aufn. F. Purtscheller). Unten: Calcit (Aufn. F. Purtscheller).
Tafel XIII	Oben: Das Arbeitsgebiet der Münchner Spitzbergen-Kundfahrt 1962. Im Vordergrund der Magdalenen-Gletscher (Aufn. Polarinstitut). Unten: Die Stortin-Gruppe von P 1003 (Aufn. O. Schwarz).
Tafel XIV	Oben: Magdalenen-Fjord mit Losvik-Gruppe (Aufn. J. Bohus). Unten: Abbruch des Gully-Gletschers im Magdalenen-Fjord mit Blick auf die Halbinsel Hoel.
Tafel XV	Oben: Ostflanke des Mt. MacKinley. Blick über den Westarm des Traleika-Gletschers (Aufn. B. Washburn). Unten: Mt. Hunter und Mt. Foraker von Osten (Aufn. B. Washburn).
Tafel XVI	Oben: Nordwand des Mt. Huntington, 3730 m (Aufn. B. Washburn). Unten: Moose's Tooth von WNW (Aufn. B. Washburn).

Tafel XVII Oben: Gipfelpyramide des Mt. Russell mit dem oberen Teil der Nordwestwand (Aufn. B. Goodwin).
Unten: Am Gipfelgrat des Mt. Russell (Aufn. H. Raithel).

Tafel XVIII Das Basislager der Expedition auf ca. 5300 m unter der Südwand des Pumo Ri (Aufn. Deutsch-Schweizerische Nepal-Expedition).

Tafel XIX Oben: Am Pumo Ri (7145 m). Im Hintergrund Mount Everest und Lhotse.
Unten links: Im mittleren Teil der Südostwand des Pumo Ri.
Unten rechts: Nordostgrat des Pumo Ri (Aufn. Deutsch-Schweizerische Nepal-Expedition).

Tafel XX Oben: Blick vom Padjukah-Paß in den Talkessel von Sharan und zum Koh-i-Mondi (rechts) (Aufn. W. Patzelt).
Unten links: Lager I im Darrah-i-Chauir (Aufn. Vogel).
Unten rechts: Die Paruner Weißkugel (5120 m) (Aufn. W. Patzelt).

Tafel XXI Oben: Am NW-Grat des Koh-i-Mondi (Aufn. Vogel).
Unten links: Koh-i-Jumi (6040 m) und Koh-i-Mondi (6248 m) (Aufn. Patzelt).
Unten rechts: Koh-i-Mondi. Im Hintergrund rechts der NW-Grat (Aufn. Vogel).

Tafel XXII Der 600 m hohe Nordabsturz des Resko (4170 m) mit Durchstiegsroute. Rechts Berggeistspitze (4050 m), im Mittelgrund die Schwarzspitze (3700 m) (Aufn. B. Maidl).

Tafel XXIII Oben: Ararat (5165 m) von Westen.
Unten links: Aufstieg über den Gavaruk-Gletscher.
Unten rechts: Kurdenfamilie zu Besuch in unserem Lager (Aufn. B. Maidl).

Tafel XXIV Der Mandlkogel im Gosaukamm. Rechts die Nordkante, an der Paul Preuß am 3. Oktober 1913 abstürzte (Aufn. W. Fischer).

Kartenbeilage

Karte der Allgäuer und Lechtaler Alpen (westliche Hälfte) 1:25.000. Überarbeitete Neuauflage. Gemeinsam herausgegeben vom Österreichischen und vom Deutschen Alpenverein, 1963. Druck Kartographische Anstalt Freytag-Berndt und Artaria in Wien.

Die Alpenvereinskarte der Allgäuer und Lechtaler Alpen

VON HANS KINZL

Als hochgeschätzte Gabe erhält der Bezieher des Alpenvereins-Jahrbuches jeweils auch eine neue Karte. Auf sie sind in herkömmlicher Weise mehrere Aufsätze des Bandes abgestimmt. Dazu gehört meist auch ein Begleitwort zur Karte selbst, das gleichzeitig über die Alpenvereinskartographie berichtet, über deren Tätigkeit und Leistungen unsere Mitglieder oft nur dürftig unterrichtet sind. Die diesjährige Beilage zum Jahrbuch, die Karte der Allgäuer und Lechtaler Alpen, westliche Hälfte, im Maßstab 1:25.000 ist im wesentlichen die Neuauflage einer fast schon ein halbes Jahrhundert alten Karte, deren Inhalt aber weitgehend verbessert und umgestaltet wurde. Schon deshalb verdient die Karte einen kurzen Hinweis, dies um so mehr, als seinerzeit versäumt wurde, sie in den Vereinsschriften entsprechend zu würdigen. Dabei handelt es sich um eine Alpenvereinskarte, die von den Bergsteigern für ihre Fahrten in den Allgäuer Alpen besonders dringend gefordert worden war und die bis zum heutigen Tage unentbehrlich geblieben ist. Daß die Karte schon lange vergriffen ist und bisher noch durch keine bessere ersetzt wurde, gab den Anstoß zur Neuausgabe, die angesichts der großartigen Gebirgsgruppe und ihrer hervorragenden kartographischen Darstellung keiner besonderen Rechtfertigung bedarf.

Die Alpenvereinskartographie hat die Aufgabe, großmaßstäbige Karten des Hochgebirges mit besonders genauer und klarer Wiedergabe des Geländes und mit einwandfreier Namengebung zu schaffen. Am Anfang standen dabei die vergletscherten Gruppen der Zentralalpen im Vordergrund; wegen der großen Veränderlichkeit der Gletscher, die immer wieder Neuaufnahmen nötig machen, wird das auch in Zukunft so bleiben. Seit der Jahrhundertwende widmete sich aber die Alpenvereinskartographie rund drei Jahrzehnte lang vorwiegend den Nördlichen und den Südlichen Kalkalpen. In Zusammenarbeit von Leo Aegerter (Kartenaufnahme und -zeichnung) und Hans Rohn (Steingravur) entstand eine Reihe von Hochgebirgskarten, die wahre Meisterwerke der Kartographie sind. Die dargestellten Gebirgsgruppen sind größtenteils Grenzgebiete, für deren Wiedergabe die Alpenvereinskartographie besonders berufen ist. Die staatlichen Originalaufnahmen großen Maßstabes enden ja an der Grenze. Das ausländische Gebiet bleibt auf diesen Blättern weiß, sofern sie überhaupt im Druck erschienen sind. Die abgeleiteten Kartenwerke kleineren Maßstabes reichen zwar über die Staatsgrenzen hinweg, aber die kartographische Darstellung beider Gebiete ist in Inhalt und Form meist uneinheitlich, ganz abgesehen von den verschiedenen Zeitpunkten der Aufnahme und von den dabei verwendeten Methoden (vgl. zum folgenden Abb. 1).

Diese Tatsache wirkt sich im bayerisch-tirolischen Grenzraum ganz besonders ungünstig aus, wo die Staatsgrenze ausgerechnet mitten durch die höchsten und großartigsten Gebirgsgruppen läuft. Abgesehen vom Karwendel und vom Wettersteingebirge, gilt das im besonderen Maße bei den Allgäuer Alpen. Dazu kommt aber hier ein anderer äußerst unangenehmer Umstand: Der den Linien des Gradnetzes oder einem Koordinationssystem folgende Blattschnitt der staatlichen Kartenwerke ist gerade im Bereich der Allgäuer Alpen so ungünstig, wie es ärger gar nicht sein könnte. Man muß für die westliche Hälfte der Allgäuer Alpen eine ganze Reihe von Kartenwerken heranziehen. Auf der

bayerischen Seite braucht man folgende Blätter der topographischen Karte 1:25.000: 885 Oberstdorf (1896), 886/887 Höfats und Hochvogel (o. J.), 891 Biberkopf (o. J.), 892 Mädelegabel (1896). Das Gerippe und das Flußnetz auf diesen Blättern, die später noch mit Nachträgen versehen wurden, ist schwarz gedruckt; das Gelände ist mit braunen Höhenlinien im Abstand von 10 m wiedergegeben, Kämme und Gipfel mit einer schematischen Felszeichnung ohne Höhenlinien.

Im Bayerischen Atlas 1:50.000 ist die westliche Hälfte der Allgäuer Alpen auf folgenden Blättern dargestellt: 95 Rindalphorn (Ost) 1911, 96 Sonthofen (West) 1907 und 100 Mädelegabel 1912, mit Nachträgen 1934. Auf diesen mehrfarbigen Karten wird das Gelände mit Höhenlinien (Abstand 20 m) und mit einer Schummerung bei nordwestlicher Beleuchtung dargestellt, Gipfel und Kämme wieder mit einer schematischen Felszeich-

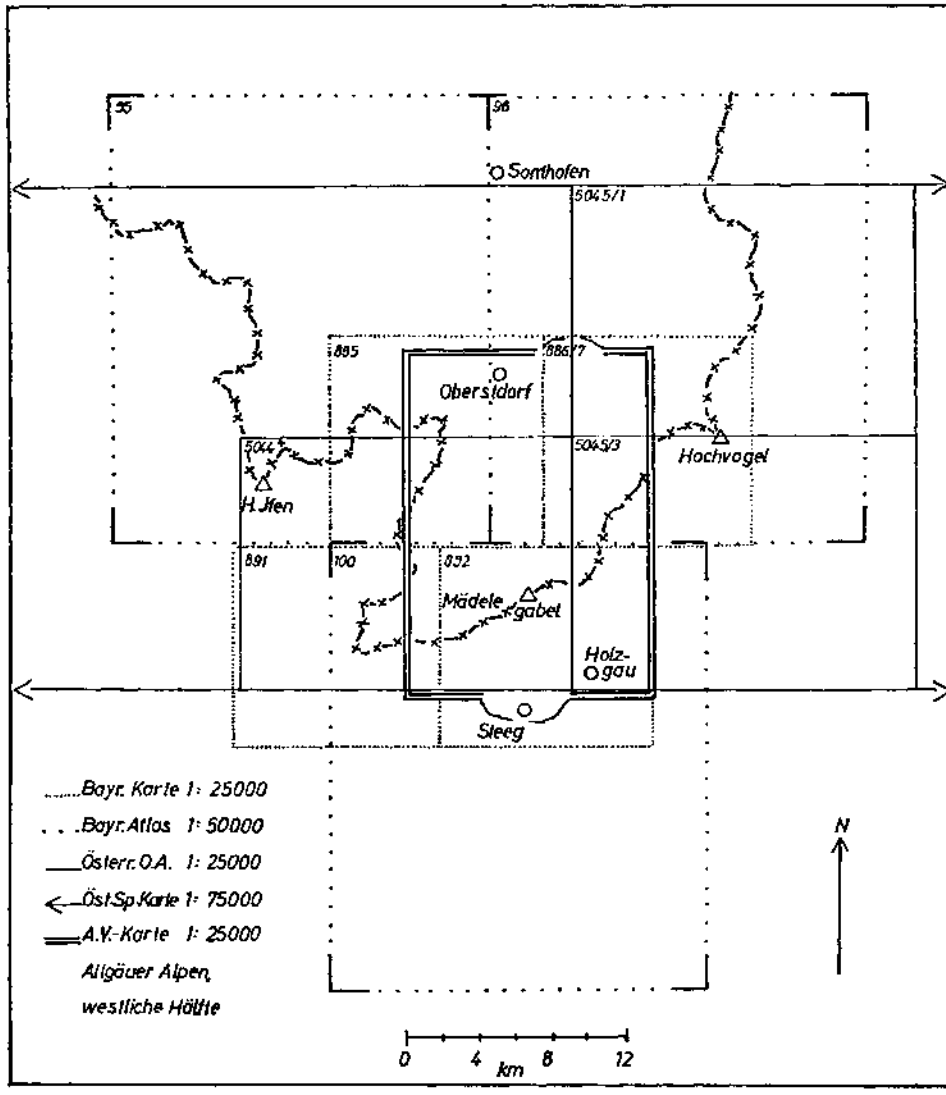


Abb. 1: Blattschnitte der topographischen Karten im Raume der Allgäuer Alpen

nung. Diese an sich ansprechenden Karten reichen, abgesehen vom ungünstigen Blattschnitt, schon wegen ihres Maßstabes für den Bergsteiger nicht aus. Außerdem lag um die Jahrhundertwende nur die alte Ausgabe des Bayerischen Atlas 1:50.000 vor, die schon in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts aufgenommen worden war und die für die Geländedarstellung noch schwarze Schraffen verwendete.

Auf der österreichischen Seite gab es vor der Jahrhundertwende für die Allgäuer Alpen nur die einschlägigen Blätter der Spezialkarte 1:75.000: Reute und Oberstdorf, Zone 16, Kolonne II (5044), und Lechtal, Zone 16, Kolonne III (5045). Beide Blätter erschienen 1876. Die nur in Schwarz gedruckten Schraffenkarten enthielten für das österreichische Gebiet Höhenlinien im Abstand von 100 m. Auf der bayerischen Seite war das Gelände nur mit Schraffen dargestellt. Diese beiden Blätter entsprechen in ihrer Abgrenzung den Blättern 670 Oberstdorf und 671 Hinterstein der Karte des Deutschen Reiches 1:100.000.

Die einschlägigen „Sektionen" der Originalaufnahme 1:25.000, die der österreichischen Spezialkarte zugrunde lagen, sind nicht veröffentlicht worden. Von ihnen konnte man nur photographische Kopien erhalten, die natürlich nur ein schwacher Ersatz für die farbig gezeichneten Originalaufnahmen sind.

Das war also der kartographische Stand für die Allgäuer Alpen um die Jahrhundertwende. Von Nachträgen und Neuausgaben der angeführten Karten abgesehen, hat sich daran bis heute noch nichts Wesentliches geändert. Es ist daher begreiflich, daß in Bergsteigerkreisen der Ruf nach einer großmaßstäbigen Karte der Allgäuer Alpen immer lauter wurde, namentlich bei den Mitgliedern der Alpenvereinszweige, die ihren Sitz oder ihr Arbeitsgebiet in dieser Gebirgsgruppe haben. So beschwerte sich am 6. März 1900 die Sektion Hanau beim Central-Ausschuß (C.-A.), daß im Vergleich mit anderen Gebirgsgruppen die Nördlichen Kalkalpen in kartographischer Hinsicht recht stiefmütterlich behandelt worden wären. In einem Brief der Sektion Augsburg an den C.-A. vom 22. April 1902 heißt es: „Bekanntlich sind die Karten der Allgäuer Alpen alle schlecht, soweit sie für die Touristik in Betracht kommen. Die bayerischen Positionsblätter 1:25.000 sind zwar gut ausgeführt, aber sie leiden an dem Umstand, daß sie immer nur bis zur Grenze reichen, und gerade diese Grenze ist dem Touristen mit ihrer weißen Fläche ein fatales Beiwerk, denn überall muß er über dieselbe mit seinen Touren hinaus, und da muß er wieder die ebenso ausgeschnittenen und in ihrer bergzeichnerischen Manier für Berge wie die Allgäuer Alpen unbrauchbaren österreichischen Positionsblätter benützen." Die Sektion Augsburg schlug nun vor, von 1905 an eine sechsteilige Karte der Bayerischen Alpen herauszugeben, wofür dem C.-A. ein entsprechender Plan vorgelegt wurde. Die Sektion Augsburg bat, ihr allenfalls den Alpenvereinskartographen für die Aufnahme des Blattes 2 auf ihre eigenen Kosten zur Verfügung zu stellen. Der C.-A. konnte auf diesen Vorschlag zwar nicht eingehen, unterrichtete aber die Sektion über seine Pläne, von sich aus eine Karte der Allgäuer Alpen herauszugeben, sobald der AV-Kartograph dafür frei wäre. Das nahm die Sektion Augsburg mit Dank zur Kenntnis, wenn sie auch die ihr mitgeteilte Verzögerung bedauerte.

Die Vorbereitungen für die Karte der Allgäuer Alpen begannen aber dann doch schon im Jahre 1903. Bereits am 23. Jänner 1903 bat der C.-A. das Militärgeographische Institut in Wien um Kopien der Originalaufnahme 1:25.000, und am 1. August 1903 ging ein Gesuch an das k. k. Finanzministerium um die Koordinaten und Höhen der wichtigsten Gipfel. Beiden Wünschen wurde gegen Bezahlung der festgesetzten Gebühr entsprochen.

Inzwischen hatte der Alpenvereinskartograph Ing. Leo Aegerter die kartographischen Arbeiten an den Blättern Langkofel-Sella und Marmolata abgeschlossen, so daß er für die neue Aufgabe in den Allgäuer Alpen frei war. Schon im Hochsommer 1903 begann er hier mit den Feldarbeiten. Seine Berichte an den C.-A. über deren Fortschritte sind nicht so häufig und ausführlich wie in den Jahren vorher. Immerhin erfährt man aus ihnen

verschiedene kennzeichnende Einzelheiten. Mit den äußeren Bedingungen in den Allgäuer Alpen scheint Aegerter nicht so zufrieden gewesen zu sein wie in den Dolomiten, wo er die vorhergehenden Sommer verbracht hatte. So heißt es in einem Brief vom 6. August 1903 an den C.-A.: „Die Unterkunft ist hier, abgesehen der AV-Hütten, miserabel, Heustadel zum Übernachten gibt's nicht, die Leute leben hier in Zelten während der Heuernte. Auch ich werde mir ein solches verschaffen." Weitere Klagen betreffen das Wetter und die Gehilfen. So berichtet er am 3. Oktober 1903 von Steeg an den C.-A., daß er dauernd schlechtes Wetter gehabt hätte, das ihn bei den Triangulationsarbeiten behinderte. In jedem Monat hatte es Schneefälle gegeben. Am Anfang gab es auch Schwierigkeiten mit den Gehilfen, insbesondere zur Zeit der Heuernte. An den Sonntagen, wo er „Gott in luftiger Höhe auf seine Weise diente", mußte er seine Instrumente und seine Lebensmittel immer selbst schleppen.

Schon zu dieser Zeit stellte Aegerter fest, daß die Karte der Allgäuer Alpen in zwei Blättern herausgegeben werden müßte, weil das aufgenommene Gebiet für *ein* Blatt zu groß sei. Den Anteil für die westliche Hälfte hatte er damals schon fast vollendet, und auch für das zweite Blatt hatte er schon vorgearbeitet.

Als Grundlage hatte Aegerter die österreichische Originalaufnahme 1:25.000 zur Verfügung. Er scheint sie aber so wenig herangezogen zu haben, daß er mit Recht von einer neuen Aufnahme sprechen konnte. Sicher wird dies für alle Kämme und Gipfel zutreffen, die auf der Originalaufnahme ja nur durch eine schematische Felszeichnung wiedergegeben waren. Im Jahre 1904 wollte Aegerter den bayerischen Kartenanteil „revidiren".

Inzwischen war er im Herbst 1903 nach Wien gereist, wo er in der Kartographischen Anstalt Freytag & Berndt noch wegen der Marmolatakarte (erschienen 1905) zu tun hatte. Er begrüßte es, daß diese Firma eine Übersichtskarte im Maßstab 1:100.000 herausgeben wollte, die für die große Masse das Richtige wäre. Dazu schreibt er: „Dafür wird der Central-Ausschuß in dieser Hinsicht mehr entlastet und kann dann sein Augenmerk mehr auf die gediegene, gewissenhafte Aufnahme im Gebirge verwenden. Die Karten des AV sollen in jeder Hinsicht Dokumente sein." Damit hat Aegerter einen Grundsatz ausgesprochen, der tatsächlich bis heute als Leitstern über der Alpenvereinskartographie steht. In Wien hat es ihm im übrigen nicht gefallen. Am 10. November 1903 schreibt er: „Ich weiß nicht, ob ich den ganzen Winter in Wien bleibe, diese Luft und dieser Lärm behagen mir gar nicht, überdies ist das Leben gerade die Hälfte teurer als in Innsbruck." Was würde Aegerter wohl zum heutigen Großstadtleben sagen!

Im Sommer und im Herbst des Jahres 1904 scheint Aegerter wieder die ganze Zeit in den Allgäuer Alpen gewesen zu sein. Wegen eines Schneefalles mußte er, wie er am 10. Oktober 1904 aus Elbigenalp berichtete, die Feldarbeiten früher abbrechen, was noch verschiedene Nachträge im folgenden Jahre erfordern würde. Inzwischen hatte er von Oberst Heller in München die Erlaubnis bekommen, in die Originalaufnahmen der Positionsblätter Einsicht zu nehmen und Höhenzahlen daraus zu entnehmen. Aegerter stellte dem Bayerischen Topographischen Bureau dafür seine eigenen Aufnahmen zur Verfügung, wofür er das Einverständnis des C.-A. voraussetzte.

Im Sommer und im Herbst 1905 dürften die Feldarbeiten endgültig abgeschlossen worden sein. Am 1. Dezember 1905 konnte Aegerter jedenfalls die Originalzeichnungen für die Karte der Allgäuer Alpen dem C.-A. abliefern. Dazu schreibt er einen ausführlichen Schlußbericht, der es verdient, hier wörtlich abgedruckt zu werden, gibt er doch einen unmittelbaren Einblick in die Arbeit und in die Gedankenwelt des damals schon auf der Höhe seines Schaffens stehenden Alpenvereinskartographen.

Innsbruck, den 1. Dezember 1905

An den geehrten

Central-Ausschuß
des
Deutschen und österr. Alpenverein

Mitfolgend die fertigen Originale für den 2ten Teil der Allgäuerkarte, ferner einen photolit. Abzug des 1ten Teils um die Gesammtwirkung beurteilen zu können. Auch die beiden österr. Originalaufnahmen sind beigefügt, um einen Vergleich mit den Meinigen zu ermöglichen. Ich mache namentl. auf den durchaus fehlerhaften Verlauf der Hornbachkette, wie schon Dr. Cube in seiner Monographie denselben richtig bemerkt hat, aufmerksam. Eine Vergleichung des Weges von Häselgehr nach Grameis ergiebt ferner, daß auch die Täler in den alten Aufnahmen mangelhaft sind. Eine Verlegung des Weges während dem Zeitraum, der seit der militärischen Aufnahme verflossen ist, ist ausgeschlossen.

Das Gesamtgebiet der Allgäuerkarte (Anmerkung: Westliche und östliche Hälfte) umfaßt 494 □Kilm. davon ist das österr. Gebiet, oder 332,5 □Km. gänzlich neu aufgenommen worden, während bei den auf Bayern entfallenden 161,5 □Km. das ganze Gebiet abzugehen, die Felsen nach der Natur zu zeichnen und die gesammte Situationsdarstellung zu revidiren war. Mit den schwierigen Anschlußarbeiten in München, und dem mühsamen Herausschreiben der Höhen aus den dortigen Originalen, hat mir das ungefähr ebensoviel Arbeit verursacht, als wenn ich auch das bayr. Gebiet selbst aufgenommen hätte. Diese 494 □Km. Gebirgsterrain aufzunehmen, nebst dessen Nomenclatur festzustellen, benötigte ich 11 Monate für Arbeiten auf dem Feld, während die zeichnerisch, rechnerischen Arbeiten 10 Monate in Anspruch nahmen. Das macht per Blatt, das 123,5 □Km. umfaßt, etwas über 2½ Monat Feldarbeit, und durchschnittl. 2 Monate Bureauarbeit. Die Blätter des Siegfriedatlaß der Schweiz enthalten bei gleichem Maaßstab wie die unsrigen 52,5 □Km. oder im Maaßstab 1:50.000, 210 □Km. Um ein solches Blatt aufzunehmen und zu zeichnen wird vom top. Bureau in Bern ein Jahr gerechnet. Die Karte der Rosengartengruppe aufzunehmen die 172 □Km. enthält brauchten wir beide, Simon und ich, zwei Sommer. Freilich war der erste Sommer damals sehr schlecht, aber das war auch der Fall zu Beginn der gegenwärtigen Arbeit. Es gab da keinen Monat, in dem es im Gebirge nicht schneite. Einmal lagen diese Blätter, die jetzt fertig vor Ihnen liegen, 3 Tage im Schnee begraben, der Sturm hatte das Zelt weggerissen. Was ich durchmachte in diesen unwirtlichen Karen, die dicht von Latschen bewachsen, zu einer fast undurchdringlichen Wildnis werden können, das weiß Niemand, der nicht schon ohne Weg und bei strömendem Regen solche Gebiete durchqueren mußte. Dabei gilt die Sorge nicht etwa dem werten Körper, sondern den kostbaren Zeichnungen. Es war in dieser Beziehung das Schwarzwassertal das Schlimmste, kaum durch das Haupttal geht ein elender Steig, seine Seitentäler und Kare aber, sind gänzlich verwildert und den Gemsen und Hirschen, die sich hier in großen Rudel finden, überlassen. Gerade deshalb dürfte es bis jetzt von den Touristen gemieden worden sein. Der ganze Kamm der vom Hochvogel abzweigt und sich ostwärts erstreckt ist touristisch völlig unbekannt. Solche Gebiete sind aus den oben angeführten Gründen mindestens ebensoschwierig für eine Vermessung wie irgend ein gut erschlossenes Dolomitengebiet und dabei doch lange nicht so dankbar für eine kart. Darstellung. Mehr Freude bereitet mir die wundervolle und in geolog. Beziehung hochinteressante Umgebung der Prinzluitpoldhütte. Ich füge hier einige Photographien bei, damit man sehen kann, wie ich die großartigen Faltungen im Dolomitenkalk dargestellt habe, gleichzeitig mache ich Sie auf die Umrandung des Kogelsee's bei Grameis, aufmerksam. Dieser hochinteressanten Stelle zuliebe habe ich das Format der Karte dort überschritten.

Eine gute Terraindarstellung soll uns auch etwas von der Empfindung mitteilen, die wir vor der Natur selbst haben. Neben den rein wissenschaftl. practischen Fragen die sie zu beantworten hat, soll sie wie die Natur, ästethisch wirken. Es liegt denn auch tatsächlich in guten Karten ein feiner ästethischer Wert. Der Tastsinn des Auges, der in den Formen der Erdoberfläche die sie gestaltenden Mächte fühlt, empfindet dasselbe, wie vor gut modellirten menschlichen Körperformen. Durch innere Ursachen und Wirkungen bedingt und durch strenge Gesetzmäßigkeit geordnet, weckt in uns die Darstellung beider, derjenigen des Menschen, sowohl wie die der Mutter Erde, wenn sie von Meisterhand ausgeführt ist, das Gefühl der höchsten Schönheit. Das Spiel der Kräfte, wie es sich am reichbewegten Menschenleibe offenbart, ist schon in griechischen Kunstwerken unübertrefflich wiedergegeben worden, es zu erkennen und zu erforschen am Riesenleibe

der Erde, blieb erst der Neuzeit vorbehalten. Nur richtige Terraindarstellungen sind schön, und desshalb machen die falschen und erlogenen Comptonbilder auf mich einen geradezu peinlichen Eindruck.

Vielen Fleiß und Mühe verwandte ich auf die Herstellung der Nomenclatur. Diese aufzustellen war gar nicht so leicht. Der Lechtaler kennt seine eigenen Berge kaum, da er seinen Lebensunterhalt meistens auswärts seines Tales sucht und er das schlechtbezahlte Hüten des Viehes dem dummen faulen und dreckigen „Überjocher" überläßt, der selbstverständl. einem gar keine Auskunft zu geben vermag. Das Hauptsächlichste erfragte ich bei alten Leuten und Gemsjägern. Ein Sprachforscher kann später nach meiner Karte sich die Grenze konstruieren, wie weit nordwärts die romanische Sprache früher gereicht hat. Namen wie Madaun Vernai, Malsaknet, Alpeil, Malbrant, etc. deuten ganz sicher auf romanischen Ursprung. Interessant ist ferner auch das dichte Beisammensein von Namen, wie es sich auf dem südl. Blatt der Pause bemerkbar macht. Das rührt her, von der geolog. Beschaffenheit des Terrains, die Kössenerschichten und der Liaskalk zeigen durch Begünstigung zur Hummusbildung genau die Ausdehnung der sog. Heuberge, die durch eine engere Parzellirung und durch ihre alpwirtschaftl. Bedeutung eine reichere Nomenclatur erhalten haben, als die unproductiven Gebiete des Dachsteinkalkes und des Dolomits.

Die großen Anforderungen die der C. A. an seinen Kartographen stellt, nötigten mich, auch außerhalb der sog. Bureauzeit zu arbeiten. So habe ich z. B. letzten Winter und jetzt, jeden Abend zu Hause an der Allgäuerkarte gezeichnet, sonst könnte ja unmöglich eine Karte von diesem Format schon fertig sein. Trotz den Beweisen eines aufopfernden Schaffens für den Alpenverein, giebt mir aber derselbe nicht mehr Freiheit, als jene Ämter, in denen es heißt: „seid drinnen mit dem Glockenschlag" und in denen doch bekanntermaßen wenig, oder nichts geleistet wird. Wenn ich als Bureaukrat nur immer meine Pflicht getan hätte, so könnte der Alpenverein nicht so, wie es jetzt der Fall ist, jedes Jahr eine Karte von der Größe der Marmolatakarte herausgeben.

Hochachtungsvollst!
L. Aegerter

In den ersten Monaten des Jahres 1906 sind mehrere Probeblätter der Allgäuer Karte an Fachleute und Gebietskenner zur Prüfung übersandt worden, mit denen es wegen verschiedener Namen und Höhenzahlen zu einem Briefwechsel kam. Im allgemeinen hatte man aber gegen die Darstellung Aegerters nichts einzuwenden. Nunmehr wurde auch der Titel der Karte endgültig festgelegt.

Der Steinstich, ausgeführt von Hans Rohn, wurde in der Kartographischen Anstalt Freytag & Berndt in den letzten Maitagen des Jahres 1906 vollendet. Im August 1906 wurde die „Karte der Allgaeuer und Lechtaler Alpen, westliche Hälfte" in einer Auflage von 72.000 Stück gedruckt. Sie wurde dem Band 1906 der Zeitschrift des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins beigelegt. Für diesen Band hatte Ernst Enzensperger (S. 244—263) einen Aufsatz „Zur touristischen Erschließung des Allgäu" geschrieben. Darin heißt es am Schluß: „L. Aegerter, der unübertroffene Schilderer jedweder alpinen Landschaftsformation, hat den vielen Meisterstücken, die er dem Deutschen und Österreichischen Alpenverein bereits geschaffen, ein neues zugesellt; ihm ein Loblied zu singen, wird mir jeder ersparen, der die erste Karte des Allgäu, des Landes der verwirrendsten Fülle von verschiedenartigen Landschaftsbildern, in Händen hat."

Dieses hohe Lob der Karte durch einen der besten Kenner der Allgäuer Alpen ist verdient. Das gilt schon vom äußeren Bild des Blattes, das sehr geschickt abgegrenzt ist. Im südlichen Drittel der Karte liegen die höchsten Gipfel, das Hohe Licht (2652 m), die Hochfrottspitze (2648,8 m) und die Mädelegabel (2645,7 m). Steil fällt das Gebirge gegen das Lechtal ab, das eine klare Grenze im Süden darstellt. Nach Norden zieht als Hauptachse der Karte die Trettach, deren Namen irgendwo anzugeben Aegerter offenbar vergessen hat. Westlich davon stellt die Stillach, als weiterer Hauptquellfluß der Iller, eine Nebenachse mit süd-nördlichem Verlauf dar. Die nordwestliche Ecke des dargestellten Gebietes wird von der Breitach in einer großartigen Klamm durchflossen. Die

blauen Flecken des Freibergsees und des Seealpsees beleben die Kartenfläche ebenso wie die kleinen Gletscher in den höchsten Teilen des Gebirges. Alle Flüsse streben der breiten Talebene von Oberstdorf zu, der naturgegebenen Eintrittspforte in die Allgäuer Alpen. So wird im Raum der westlichen Hälfte der Allgäuer und Lechtaler Alpen das Bild von den Tälern beherrscht. Anders wird der Eindruck, wenn man die östliche Hälfte des Kartenwerkes dazulegt. Dann hebt sich nämlich mehr das geschlossene Hochgebirge heraus, das im Süden und Osten vom breiten Lechtal umfaßt wird.

Das Gelände wird auf der Karte der Allgäuer und Lechtaler Alpen mit Höhenlinien bei einem Abstand von zwanzig Metern dargestellt. Die 100-Meter-Höhenlinien sind gestrichelt und dadurch herausgehoben. An ein paar flachen Stellen, wie bei der Kemptener Hütte, beim Rappensee und bei der Hinteren Ringersgrundalpe, sind kleine Stücke einer 10-Meter-Höhenlinie eingeschaltet. Im bewachsenen Gelände sind die Höhenlinien braun gezeichnet, im Schutt schwarz, auf Schnee und Eis blau. Dieser Unterschied in der Farbe stellte hohe Anforderungen an die Zeichnung, insbesondere aber an den Druck. Die „Passer" sind aber gerade bei der ersten Ausgabe der Karte bemerkenswert genau. Weniger gut entspricht in dieser Hinsicht die spätere Auflage der Karte vom Jahre 1935. Das Hauptkennzeichen ist eine sorgfältige Felszeichnung bei Anwendung einer nordwestlichen Beleuchtung. Die Höhenlinien sind hier als störend weggelassen. In seinen späteren Kartenwerken zog Aegerter wenigstens die 100-Meter-Höhenlinien auch im Felsgelände durch.

Der Wald ist mit kleinen Ringen eingezeichnet, die Latschenzone ist nicht eigens herausgehoben. Das bewaldete Gebiet ist deutlich abgegrenzt. Bemerkenswert ist die große Fülle von Namen, die dadurch möglich war, daß dafür teilweise eine sehr kleine Schrift gewählt wurde. Jedenfalls hat sich Aegerter nicht nur bei der Geländedarstellung, sondern auch bei der Beschriftung der Karte große Mühe gegeben.

In den folgenden Jahren wurde die Karte der Allgäuer und Lechtaler Alpen, westliche Hälfte, eine wertvolle Grundlage für eine genaue geologische Aufnahme dieses Gebietes. Schon am 28. Jänner 1910 hatte Otto Ampferer, der hervorragendste Kenner der Geologie der Nördlichen Kalkalpen, den Verwaltungsausschuß gebeten, die Karte für seine Aufnahmen benützen zu dürfen. Dabei würdigte er die Karte in ihrer Bedeutung für den Geologen mit den folgenden Worten: „Die Begründung für dieses Ansuchen liegt in der Erkenntnis, daß es äußerst schade wäre, diese ausgezeichneten Karten, deren Vortrefflichkeit und geistreiche Terrainerfassung ja erst durch eine geologische Darstellung des inneren Gebirgsbaus vollständig beleuchtet wird, nicht weiter zu benützen. Zudem ist der selten günstige Umstand vorhanden, daß diese geologisch ungewöhnlich reichgegliederten und mannigfaltig gestalteten Gebirge gleichzeitig zum erstenmal eine genauere zusammenfassende Erforschung finden."

Zunächst wurde freilich die „Geologische Karte der Allgäuer und Lechtaler Alpen, westliche Hälfte" von C. A. Haniel in seinem Geologischen Führer durch die Allgäuer Alpen südlich von Oberstdorf herausgegeben (München, 1914; 2. Auflage von M. Richter, München, 1929). Otto Ampferer hat aber später diese Aufnahmen wenigstens teilweise für sein großes vierblättriges geologisches Kartenwerk der Lechtaler Alpen (Wien, 1932) benützt, das sich ja auch zur Gänze auf die Alpenvereinskarten gründete. Mit Recht dankte er dabei dem Alpenverein nicht nur für seine Karten, sondern auch für seine Hütten und Wege, ohne die seine geologischen Aufnahmen gar nicht möglich gewesen wären.

Über die Karte der Allgäuer und Lechtaler Alpen schrieb R. v. Klebelsberg im Jahre 1951: „Noch heute gibt die Karte, wiewohl sie nun schon bald ein halbes Jahrhundert alt ist, eine Darstellung des Gebietes, an die keine andere auch nur entfernt hinreicht."

Trotzdem schien es nicht tunlich, sie in der alten Form nachzudrucken. Einerseits ist die seit der ersten Ausgabe verflossene Zeitspanne doch zu groß, andererseits hat man sich an ein anderes Kartenbild gewöhnt. So entschloß man sich, nicht nur den Karten-

inhalt zu überprüfen, sondern auch das Gesicht der Karte neu zu gestalten. Auf Grund von Begehungen und unter Heranziehung von Luftbildern hat der Alpenvereinskartograph Dipl.-Ing. Fritz Ebster die Veränderungen an den Siedlungen nachgetragen; insbesondere mußte die starke Vergrößerung von Oberstdorf berücksichtigt werden. Viele alte Almwege wurden aus der Karte herausgenommen, weil sie ebenso verfallen sind wie die Almen selbst. Mit Hilfe der Luftbilder wurden auch die Waldgrenzen berichtigt. Die bewaldeten Flächen wurden durch einen grünen Farbaufdruck herausgehoben.

Zur besseren Veranschaulichung der Geländeformen hat die Karte zusätzlich eine Schummerung nach dem Grundsatz einer nordwestlichen Beleuchtung erhalten. Diese soll dem weniger geübten Kartenbenützer entgegenkommen, für den eine reine Höhenliniendarstellung schwerer lesbar ist, obwohl die Scharung der Isohypsen ja auch einen unmittelbaren räumlichen Eindruck vermittelt.

Im ganzen wurde die Karte der Allgäuer und Lechtaler Alpen, westliche Hälfte, in Form und Inhalt so verbessert, daß sie wieder allen Anforderungen der Gegenwart entspricht. Möge sie weiterhin Bergsteiger und Wanderer sicher durch eine der schönsten Gebirgsgruppen der Alpen geleiten.

Anschrift des Verfassers: Univ.-Prof. Dr. Hans Kinzl, Innsbruck, Fischerstraße 31

Allgäuer Bergsteigerchronik

VON FRITZ SCHMITT

(Mit 5 Bildern, Tafel I, II, III)

Der 1950 erschienene Alpenvereinsführer „Allgäuer Alpen" enthält rund tausend Randziffern, von denen sich mehr als achthundert auf Berge und die verschiedenen Anstiege zu den Gipfeln beziehen. Diese Zahl vermittelt eine deutliche Vorstellung, daß die Allgäuer Berge nicht nur ein attraktiver Hintergrund für die Täler mit ihren Kurorten sind, sondern daß sie, weitläufig und vorbildlich erschlossen, dem Bergwanderer mehr noch als dem extremen Kletterer eine Fülle lohnender Fahrtenziele bieten.

Es erscheint mir stets reizvoll, Berge nicht nur zu besteigen, sondern sich auch mit der Vergangenheit, mit der alpinen Geschichte zu beschäftigen, in alten Schriften zu lesen, von Bergführern und Bergsteigern zu vernehmen, um so die Entwicklung der Touristik von der primitiven Anfangszeit bis in unser Zeitalter der Technik kennenzulernen.

Frühe Kunde vom „schwäbischen Pirg"

Der 1447 geborene Geschichtsschreiber Johannes Turmair, genannt Aventinus, schrieb, daß der Lech im „schwäbischen Pirg" entspringe. Diese Benennung der Allgäuer Berge ist wohl längere Zeit gebräuchlich geblieben. Im Jahre 1628 bezeichnete man in einem Alpvertrag zwischen Lechtaler Gemeinden die nördlich aufragenden Felsgipfel ebenfalls als „schwäbisch Gepürg". Jagdlust gab, wie überall im Alpenraum, auch im Allgäu einen Anreiz, die Berge zu besuchen. Im 16. Jahrhundert war die Gegend um Reutte und Tannheim „Lust und Wanderziel der frühern Landesfürsten Tyrols; Ferdinand, der Gatte der schönen Philippine (Welser), jagte daselbst öfters und erlegte eine hochschwebende Gemse auf einem fast unzugänglichen Felsen des Reintals".

Im Jahre 1669 hat Pfarrer Bickel aus Schröcken wohl erstmals den formenschönen Widderstein bestiegen. Auch die Augsburger Fürstbischöfe bekundeten Gefallen an der Allgäuer Berglandschaft. Sigismundus Franciscus ließ 1660 nicht nur ein Sommerschloß in Hindelang erbauen, sondern auch eine Hütte am 1600 Meter hoch gelegenen Seealpsee. Wir wissen auch, daß Clemens Wenzeslaus, der letzte dieser Kirchenfürsten, oft im Rettenschwanger Tal oder am Freibergsee weilte und sich in einer Sänfte auf den Grünten tragen ließ, bevor er 1812 in Oberstdorf verschied.

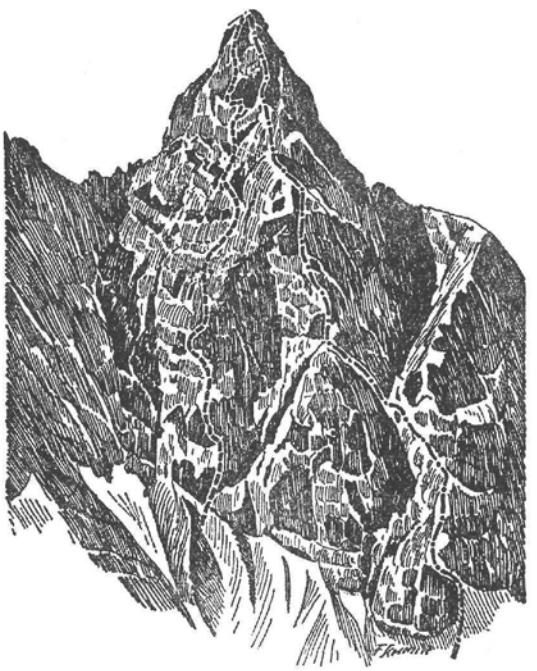
Das Aufgebot solcher Expeditionen muß uns heute allerdings verwunderlich erscheinen: „Es mußten 51 Pferde für die erste, wenig steile Wegstrecke bereitgestellt werden; außerdem waren 56 Bauern aufgeboten als Bedienungsmannschaften für sechs Tragsessel, in denen die Herrschaften vollends zum Gipfel befördert wurden."

Botaniker und Vermesser in den Bergen

Gegen Ende des 18. Jahrhunderts haben überwiegend Botaniker die an Pflanzenschmuck reichen Allgäuer Bergwinkel aufgesucht. Es seien nur genannt: Fröhlich, Dr. Thwingert und Natterer. Wir wissen nicht, wie hoch sich diese Männer wegen einer Blume ins Steilgeschröf wagten oder ob sie gar Gipfel betraten. Ebenfalls beruflich hatte mit dem Allgäuer und Vorarlberger Gebirge der 1804 zum Bergkommissär ernannte F. von Lupin zu tun. Mit Fußeisen, Gesteinshammer und Höhenmesser durchstreifte er die Gegend,

„hoch über den letzten Alphütten". Vom Widderstein schrieb er: „Noch nicht bestiegen, war er eine Jungfrau unter den Bergen, so gut als die der Schweiz."

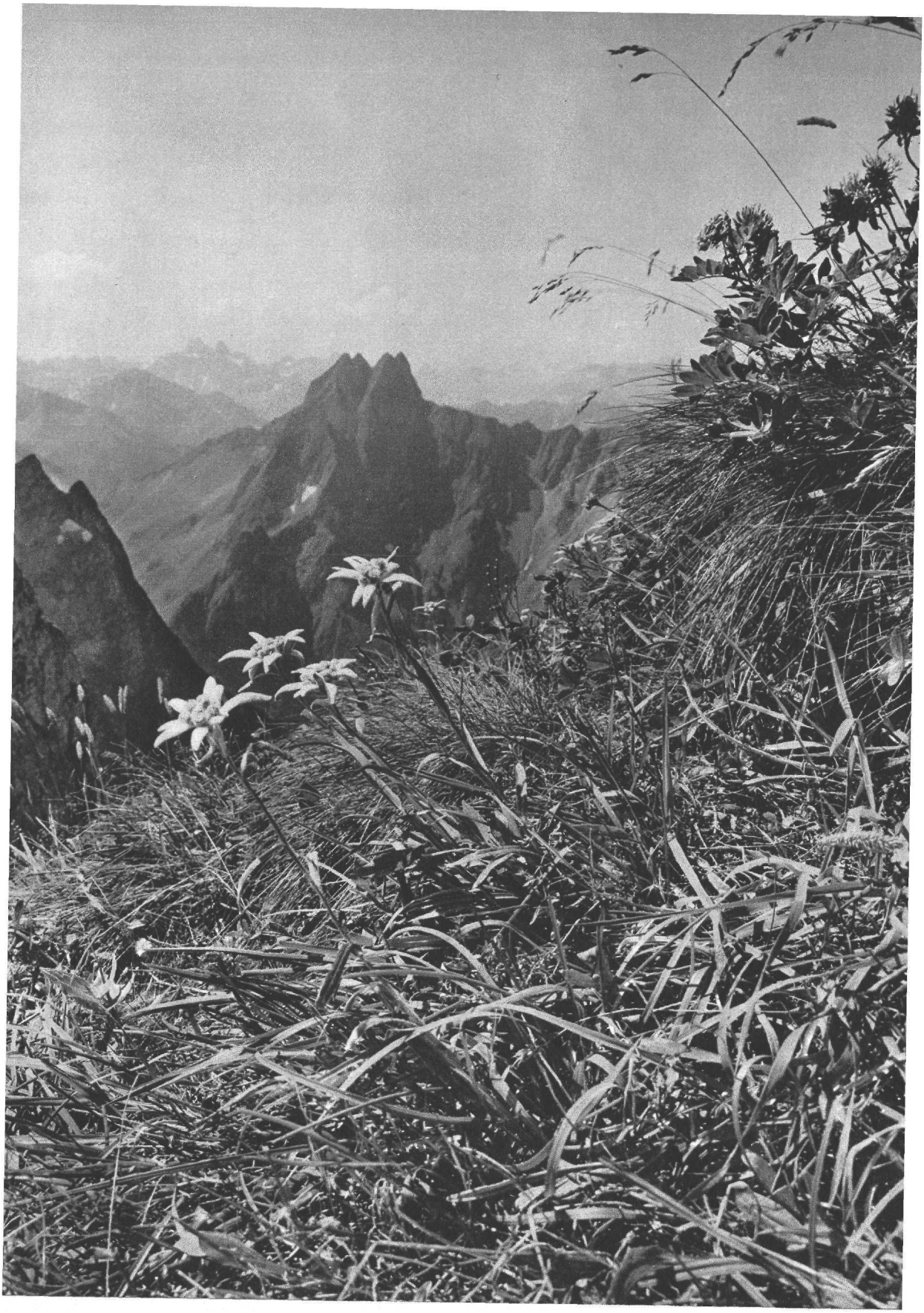
Ein beachtlicher Vorstoß ins Hochgebirge fiel auf den Sommer 1811. J. Gistel übernahm ziemlich wortgetreu den von Pfarrer Stützle 1848 in Druck gegebenen Bericht: „Die schwarze Milz, drei Stunden südlich vom Markte entfernt, ist eine Schneeflucht an der Mädelegabel (der einzige Ferner der Gruppe) auf ihrer nördlichen Seite gegen Spielmannsau. In gewöhnlichen Sommern lastet nämlich eine ungeheure Masse Schnee auf der Mädelegabel — und kein Sterblicher, der nicht in einer grausen Eiskluft sein Leben erbärmlich enden will, wagt, über diese Schnee- und Eisfelder hinanzusteigen. Das letzte Mal wurde die Mädelegabel im heißen Sommer des Jahres 1811 und damals erst Anfang September zur Hälfte vom neuen Schnee entblößt, und obwohl noch immer gefahrvoll, dem menschlichen Tritte in etwas zugänglicher gemacht. Diesen seltenen Zeitpunkt benützte der k. Physikus Hr. Dr. Zör zu Immenstadt. Seinem hohen Mute ward aber auch die hohe Belohnung, nicht nur 22 Klüfte in dem Schwarzmilzer Glätscher zu zählen und in demselben die Schichten Eis, welche der Glätscher jährlich ansetzt, unterscheiden, sondern sich auch an einer der großartigsten Aus- und Fernsichten weiden zu können. Tyrols Hochgebirge mit ewigem Schnee und Eis auf der einen und die Gebirge des Schwarzwalds auf der andern Seite begränzten des kühnen Mannes Gesichtskreis." Es ist wohl anzunehmen, daß Dr. Zör die 150 Meter hohe Felsflanke des Gipfels nicht erklomm, sondern sich, wie manche Einheimische vor ihm, mit dem Ausblick vom Schneefeld und von den Scharten begnügte.



Trettachspitze-Ostwand -·-·- alte Ostwand-Route
----- direkte Ostwand-Route

Die Jahre 1818 und 1819 brachten eine Mehrung der Gebirgskenntnis im Allgäu. Im Rahmen der Landesvermessung erfolgte eine eingehende Dreiecksaufnahme des Gebietes. Vermesser warben die bergtüchtigsten Wildheuer, Jäger und Hirten als Gehilfen an und zogen schwer bepackt hinauf in die einsamen Hochkare. Etwa fünfzig der bedeutendsten Gipfel erhielten damals Signale, darunter Biberkopf, Höfats, Mädelegabel, Schneck, Großer Wilder, Hochvogel. Dessenungeachtet galten den Talbewohnern viele der schroffsten Berge weiterhin als unersteiglich. In den Jahren 1819 und 1820 wurden weitere Gipfel mit Holzstangen versehen. Anton Spiehler vermerkte in „Die Erschließung der Ostalpen": „Es wären somit im Allgäu alle erwähnenswerten Gipfel mit Schluß des Jahres 1820 erstiegen gewesen."

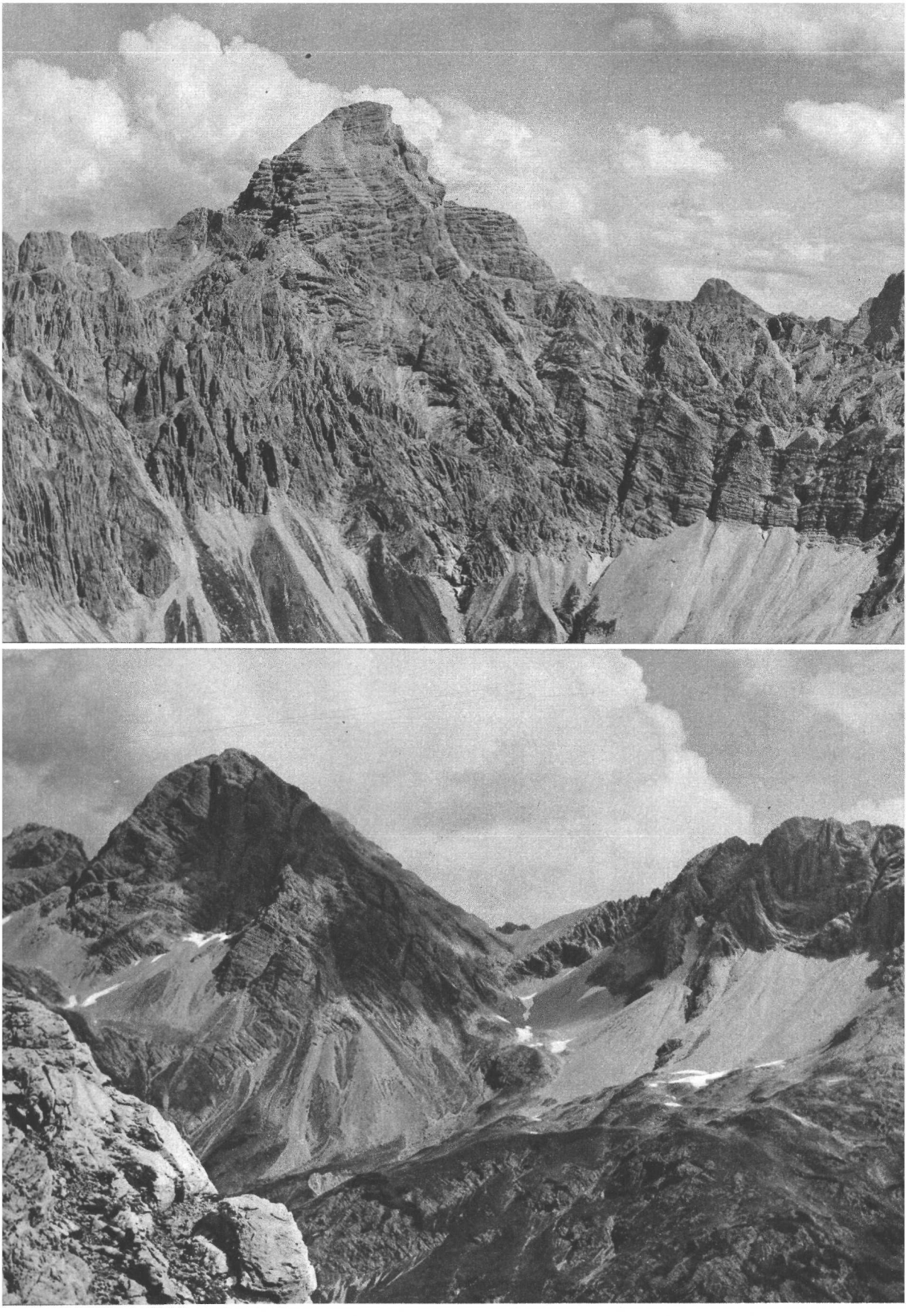
Während seines Aufenthalts in Sonthofen (ungefähr 1820 bis 1827) durchstöberte der Landgerichtsphysikus J. A. Tronsberg die Oberstdorfer und Hindelanger Bergketten. Um dieselbe Zeit kamen gelegentlich Dr. F. Dobel und Trobitius von Kempten und Pfarrer Koeberlin von Grönenbach ins Gebirge, um ihren Herbarien seltene Pflänzlein einzuver-



Höfats vom Laufbacher-Eck

(Aufn. F. u. E. Heimhuber)

Tafel I



Oben: Hochvogel vom Laufbacher-Eck Unten: Großer Krottenkopf von Westen

Tafel II

(Aufn. F. u. E. Heimhuber)

leiben. Dobel unternahm regelrechte Schülerwanderungen und erzog auch seinen Sohn, den späteren Gründer der Alpenvereinssektion Memmingen, zu einem begeisterten Bergfreund. Nachweisbar bestiegen die vorgenannten Männer in den Jahren 1823 bis 1836 Aggenstein, Daumen, Grünten, Gaishorn, Hochvogel und Widderstein. Von Koeberlin stammt die älteste Schilderung einer Allgäuer Hochtour. Es ist der Bericht einer Widdersteinbesteigung am 2. August 1831 „mit drei des Gebirgs kundigen Männern und einigen Freunden". Es heißt dort: „Senkrecht, ja oft überhängend stiegen die Felswände in die Höhe und oft hatten wir kaum eine halbe Hand breit Raum, wo die Spitze des Fußes eintreten konnte. Unter manchen Windungen ging's so kräftig und steil hinauf, daß mehrere von der Gesellschaft bei der letzten Quelle zurückblieben, sämtliche Botaniker aber drangen durch, auch den letzten steilen Weg bis zum Gipfel noch zu vollenden ... Endlich, nach schwerer Arbeit (9 Stunden von Hirschegg) und angreifendem Steigen über den Grat des Berges, wo zu beiden Seiten Abgründe von mehreren tausend Fuß Tiefe gähnten", betraten die Männer den Gipfel, auf dem sie ein von der Vermessung herrührendes Signal fanden. Auch von Steinschlag während des Abstiegs ist die Rede. Mit „botanischen Schätzen belastet", kehrten die Widdersteinbesteiger heim.

In den fünfziger Jahren

Der schwärmerische Geist Rousseaus, der zu Beginn des 19. Jahrhunderts aus mancher Schilderung klang, war ziemlich verhallt. Einzelne brachen ins Gebirge auf, um Neues zu suchen. Forschung, Fortschritt und Erschließung waren noch nicht Schlagworte, sondern galten als Begriffe. Gelehrte stiegen bergwärts, und da und dort wuchs ein Geißhirt oder Bergbauernbub heran, der den Herren als Führer dienen sollte. So stellten Stadt und Land Bergeroberer.

In den Jahren 1848 bis 1854 durchforschten zwei berühmte Männer die Allgäuer Höhenzüge: der Botaniker Dr. Otto Sendtner und der Geologe Dr. Wilhelm Gümbel. Spiehler schätzt als berufener Kenner 1890 ihre Tätigkeit so hoch ein, „daß wir bezweifeln müssen, daß diese Leistungen in unserem Gebiet vor- und nachher jemals übertroffen wurden. O. Sendtner und W. Gümbel sind die ersten, von denen wir aussprechen dürfen, daß sie das Allgäuer Gebirge in seiner Gesamtheit beherrschten und touristische Schwierigkeiten sozusagen nicht mehr kannten".

Höfats-Nordwand
Route Stolze-Prinz

Der Rheinländer Gümbel darf als geognostischer Erforscher der Allgäuer Bergwelt gelten. Meist nur begleitet von einem Oberstdorfer Träger, bestieg er zahlreiche Gipfel: Widderstein, Großer Krottenkopf, Großer Wilder, Rauhhorn, Hochvogel, Gehrenspitze und wahrscheinlich auch Urbeleskarspitze. Um der Wissenschaft willen kletterte er über Grate und Flanken. Er veröffentlichte darüber eine Reihe geognostischer Arbeiten. Er starb 1898 in München.

Dr. Otto Sendtners Tätigkeit im Allgäu war der Bergsteigerei noch förderlicher. Meist in Begleitung des Oberstdorfers Schaafhittl betrat er als erster Tourist Mädelegabel, Höfats und Schneck. 1853 beschrieb er die Eigenart der Allgäuer Berge und erteilte Ausrüstungswinke: „Unentbehrlich sind wegen der jähen, abschüssigen Grasflanken die grobgenähten Schuhe mit dicken Sohlen, Nägeln und Griffen, die Steigeisen und der Bergstock ..." Erst vierundvierzig Jahre alt, starb Sendtner und schloß viel zu früh seine Laufbahn als Botaniker und Bergsteiger ab.

In den vierziger und fünfziger Jahren erhielten die Allgäuer Berge königlichen Besuch. Königin Marie von Bayern liebte das Lechtal und bestieg während ihres mehrmaligen Sommeraufenthaltes Aggenstein, Taneller, Schlicke, Gehrenspitze und Kellespitze, für die es im Volk auch eine andere, unästhetische Benennung gab, nämlich „Metzenarsch". Die Kammerherren Ihrer Majestät sollen wegen dieses für sie unaussprechlichen Namens einmal in große Verlegenheit gekommen sein.

Allgäuer Bergführer

Als Führer empfahl Sendtner 1853 Franz Schaafhittl, der ihn drei Sommer begleitet hatte: „Er ist aller Wege kundig, sicher, aufmerksam und bescheiden." Für die Höfats lobte der Professor den Ignaz Metzeler, genannt Schwäbeler, als besten Mann. Als Mädelegabel-Spezialisten finden wir den einarmigen Hafner Hipp, der mit Anton von Ruthner 1867 seine achtundsiebzigste und noch lange nicht letzte Besteigung buchen konnte.

Hier sei auch der ersten namentlich bekannten Ersteiger der Trettachspitze gedacht. Das „Allgäuer Matterhorn" sagten die Fremden in der Zeit der gesuchten Vergleiche, als Säule, schiefes Horn und aufgereckten Riesenfinger bezeichnete Hermann von Barth den Berg. Im August 1855 heuten die Birgsauer Alois und Urban Jochum auf dem oberen Einödsberg. Da bemerkte Urban, der spätere Wirt in Birgsau, daß ein Gemsenpaar über die steilen Felsen des Nordostgrates der Trettachspitze hinansprang. Der Bursche warf die Sense beiseite, eilte zum schrofigen Sockel und kletterte flink über den Grat bis in die Nähe des Gipfels. Am nächsten Tag kamen die beiden Jochumbuben mit ihrem dreizehnjährigen Bruder Matthias und setzten eine Stange auf den höchsten Punkt.

Baptist Schraudolph aus Einödsbach wollte es den Birgsauern gleichtun. Wenige Tage nach den Brüdern Jochum stand er auf der Trettachspitze und befestigte einen Kreuzbalken an der Stange, der lange als Ersatz für ein Gipfelbuch diente. Die Besteiger schnitzten nämlich eine Kerbe ins Holz, um ihre Anwesenheit zu bestätigen. Als einmal ein Senne von der Taufersbergalpe sich damit brüstete, die Trettach bestiegen zu haben, kletterte der ungläubige Schraudolph unverzüglich hinauf, um die Kerben nachzuzählen. Schraudolph war bis 1875 „wild" und fortan „autorisiert" der begehrteste Führer im Allgäu. Sein Lieblingsberg blieb die Mädelegabel, die er bis 1897 416mal bestieg.

Zweier Allgäuer Steiger von fast legendärem Ruf haben wir noch zu gedenken: Thaddäus Blattner und Leo Dorn. Beide waren Jäger und erklommen aus eigenem Antrieb viele Gipfel. Der 1823 geborene Blattner, den Hermann von Barth als den „berühmtesten Bergsteiger der Umgebung" bezeichnete, war besonders mit der Höfats vertraut. Spiehler nannte ihn den „Hauptheiden der Höfats". Dutzende Male stieg er über die Steilflanke ins Rote Loch ab, und den Südwestgrat des nordwestlichen Gipfels beging er auf- und abwärts an die zwanzigmal. Der Schneck-Gipfelgrat galt lange Zeit als Allgäuer Schwindelprobe. Mancher kehrte dort oben um. Thaddäus hütete Ende der vierziger Jahre Schafe unter den Schneckwänden. Da packte ihn eines Tages die Neugierde, und er ruhte nicht, bis er den Grat erreicht hatte. Schwindel? So etwas kannte ein Allgäuer Schafhirt nicht! Mit einer schweren, für den Gipfel bestimmten Stange schritt er aufrecht über die Schneide.

Der jüngere Leo Dorn, der „Adlerkönig", wollte nicht zurückstehen. Im August 1875

schaffte er mit einigen Helfern das gut drei Meter hohe Kreuz über die abschüssige Ostflanke auf den Schneckgipfel. Daß Dorn während seiner Dienstzeit als Hochjäger viele Gipfel wiederholt betrat, ist selbstverständlich. Als Beispiel sei das Rauhhorn angeführt, auf dessen Scheitel er, über die Westflanke oder den Grat kommend, etwa zwanzigmal stand. Eine seiner schneidigsten alpinen Taten war die erste Wintersteigung des Hochvogels. Oberjäger Leo Dorn, ein Mann mit weißem Vollbart, scharf gekrümmter Nase unter vorne hochgeschlagenem Filzhut und bis ins hohe Alter scharfen Augen, starb 1916 in Hindelang.

Der erste Hochtourist: Hermann von Barth

Am 1. Mai 1869 kam der vierundzwanzigjährige Hermann von Barth als Rechtspraktikant nach Sonthofen. Im August trat er auf Einladung Lamparts der eben gegründeten Sektion Augsburg des Deutschen Alpenvereins bei. „H. v. Barth war der erste Hochtourist im Allgäu", schrieb Ernst Enzensperger. Nur ein kurzer Sommer stand ihm für die Ausführung seiner bergsteigerischen Pläne zur Verfügung. Am 12. August 1869, also nach vierteljährigem Aufenthalt in Sonthofen, konnte er Lampart in Augsburg bereits mitteilen: „Ich habe in diesem Gebiet bisher 31 Gipfel bestiegen, während mir noch 15 bis 18 übrigblieben; auch diese hoffe ich während der Zeit meines Hierseins noch genauer kennenzulernen."

Der „tolle Barth" begann im Mai 1869 seine Wanderungen im Vorgebirge (Stuiben, Grünten, Nebelhorn). Anfang Juni reizten ihn die Tannheimer Felshörner: Kellespitze, Gehrenspitze und Gimpel. Wenig später konnte er sich der Erstersteigung der Hochfrottspitze rühmen. Für die Höfats nahm er einen Führer mit und lieh sich Steigeisen aus, deren hohen Wert er an den steilen Graslehnen erkannte. Die Neigung des Geländes überschätzte er an der Gufel beträchtlich. Es erging ihm ähnlich wie Dr. Groß, der 1856 geschrieben hatte: „Es ist, als hingen wir, ein Specht, am Turme." Dann besuchte Barth Widderstein, Schafalpenkopf, Großen Wilden und Schneck. Am 18. Juli kehrte er von der Allgäuer Nagelfluhkette nach Oberstdorf zurück, am 19. rückte er wieder aus. In zehn Stunden eilte er durch das Ostrachtal bis auf den Gipfel des Hochvogels, den er abends 20 Uhr erreichte. Die Sonne sank hinter den Kämmen des Bregenzerwaldes. Schon während des Aufstiegs hatte Barth beschlossen, auf der einsamen Spitze zu nächtigen. Neben dem Signal richtete er sich in einer Vertiefung „mittels Beseitigung und Zurechtlegung einiger Felstrümmer, geeigneter Verwendung einiger umherliegender Brettchen und endlich mittels des eigenen Bergsacks bald ein ganz erträgliches Lager zurecht".

Am Morgen verweilte Barth noch einige Stunden auf dem Gipfel und stieg dann über die südseitigen Felsen ins Roßkar und nach Hinterhornbach ab. Zehn Tage später bestieg er mit Schraudolph die Trettachspitze. Die achtzackigen Steigeisen band er mit einem Riemen um den Leib. Selbst an ausgesetzten Kletterstellen lehnte er das Angebot, sich anzuseilen, als „tolle Opferwilligkeit" des Führers ab. Mit einem für einen bayerischen Adelssproß bedenklich durchgewetzten Hosenboden gelangte Barth wieder ins Tal.

Nach Touren in der Hornbachkette konnte Barth feststellen: „Meine Allgäuer Bergpartien habe ich Ende September geschlossen, und zwar mit befriedigendem Resultat: in summa 44 Gipfel mit zusammen 308.000 Fuß Höhe."

Nach München versetzt, ließ er 1870 seinen „Allgäuer Wegweiser" in einer Regimentskanzlei fünfzehnfach „autographieren" und in Gasthöfen in Oberstdorf, Hindelang, Sonthofen usw. auflegen.

Die Erschließer

In Hermann von Barth dürfen wir den Eroberer sehen, der kam und siegte. Er verfügte nicht über Zeit und Geduld, um sich mit der Kleinerforschung einer Gruppe oder

eines Berges zu befassen. Es fehlte aber im Allgäu in den folgenden Jahrzehnten nicht an Bergsteigern, die zielbewußt und beharrlich an diese Aufgaben herantraten. Diese Allgäuer Alpenvereinsmänner sind als die wahren Erschließer zu bezeichnen.

Bedeutend sind die Verdienste, die sich Anton Waltenberger mit Nagelschuh, Zeichenstift und Feder erwarb. Als siebenundzwanzigjähriger Vermessungsbeamter kam er 1867 nach Immenstadt. Als Vorgänger seines späteren Freundes Hermann von Barth durchstreifte er bevorzugt das Gebiet der Illerquellen. Oft ging er allein oder nur in Begleitung eines Hirten. Waltenberger erstieg die Hochfrottspitze als zweiter Tourist, das Hohe Licht, den Großen Wilden, das Rauhhorn und viele andere Gipfel teils auf neuen Wegen. Die Gründung der Alpenvereinssektion Immenstadt ist sein Werk. In Zusammenarbeit mit Barth erschien 1870 bei Lampart in Augsburg der „Führer durch Allgäu, Vorarlberg und Tirol"; außerdem schuf er vorbildliche Karten. Nach einem arbeitsreichen Dasein schied der „Kartograph seiner Heimat" 1902 aus dem Leben.

Anton Spiehlers Verdienste werden besonders im Abschnitt „Hütten und Höhenwege" unterstrichen. Der gebürtige Bayreuther ließ sich im Herbst 1871 in Memmingen nieder und trat vier Jahre später der dortigen Alpenvereinssektion bei. Als Chronist der touristischen Erschließung der Allgäuer Bergwelt gebührt ihm unser Dank. Die erste Ersteigung der prächtigen Noppenspitze und die erste Begehung des Südostgrates der Bretterspitze gehören zu seinen wertvollsten Neutouren. 1891 beendete ein Herzschlag das Leben des Dreiundvierzigjährigen mitten im Planen neuer Bergfahrten und noch bevor seine Monographien in „Die Erschließung der Ostalpen" erschienen waren.

Dr. Hans Modlmayr ist ebenfalls in den Kreis jener Männer einzubeziehen, die im Allgäuer Bergland neue Wege wiesen. Begeistert stieg er höhenwärts und stellte außerdem sein reiches Wissen und seine gewandte Feder in den Dienst der Sache. Ein sehr fleißiger Neulandsucher war in der Zeit von 1892 bis 1894 Christoph Wolff. Mit auffallender Liebe widmete er sich der ein wenig vernachlässigten Hornbachkette und betrat hier mehrere Gipfel als erster Tourist. Ferner dürfen in diesem Rahmen nicht übergangen werden: Max Förderreuther, Edmund Probst und Hochfellner. Sie alle haben, wie Ernst Enzensperger es kennzeichnete, „zur richtigen Zeit auch die richtige Arbeit gewählt."

Die „Allgäuer Schule"

Spiehler hat in „Die Erschließung der Ostalpen" einen glänzenden Abschlußbericht über die Tätigkeit der „Alten" erstattet, nun traten die „Jungen" auf den Plan. Höfats und Trettachspitze — bisher verrufen — wurden nun die umworbensten Ziele. Mit der ersten Überschreitung der vierzackigen Gipfelkrone des Grasberges bestanden Kranzfelder, Stritzl und Platz 1892 die erste Prüfung der neuen Schule. Allmählich setzte sich die Art, mit Pickel und Steigeisen die oft unheimlich steilen Grasflanken anzugreifen, durch. Daneben wurde das reine Felsklettern nicht vernachlässigt. Blodig eröffnete 1891 den heute gebräuchlichen Nordostgratweg auf die Trettachspitze, Stritzl und Kranzfelder standen als erste Touristen auf den zerklüfteten Höllhörnern und dem Kleinen Wilden. Als Führer und Lehrmeister der neuen Schule darf Josef Enzensperger gelten. Mit vierzehn Jahren siedelte er mit seinen Eltern und Geschwistern 1887 von Rosenheim nach Sonthofen über. Früh zogen ihn die Berge an. Mit Karl Neumann betrat er an drei klaren Herbsttagen 1891 Trettach, Höfats, Hohes Licht und Hochfrottspitze. 1892 rief Enzensperger mit elf bergfrohen Studenten in München den Akademischen Alpenverein ins Leben; dadurch erhielt auch die führerlose Hochtouristik im Allgäu neuen Auftrieb. Der AAVM stiftete 1893 das erste Höfatsgipfelbuch. Mitglieder als frühere Ersteiger wurden nachgetragen: Rosenplänter, Dr. Madlener, Daniel Blenk u. a. Dieses Buch mit den verwaschenen Schriftzügen birgt ein Stück Chronik des Allgäuer Bergsteigertums. Josef

Enzensperger, von seinen Freunden kurz „Enzian" gerufen, brachte es mit Luise von Chelminsky auf die Spitze; sie waren die ersten Touristen auf dem Nordgrat. Im nächsten Jahr wiederholte Joseph die Fahrt mit seinem Bruder Ernst, der auch weiterhin an zahlreichen Neutouren teilnahm und 1906 und 1907 Beiträge zur Erschließungsgeschichte in der Alpenvereins-Zeitschrift veröffentlichte. Es kamen auch berühmte Gäste zur Höfats: 1897 J. P. Farrar mit Kederbacher dem Jüngeren und F. Schraudolph und ein wenig später Beatrice Tomasson, die Bezwingerin der Marmolata-Südwand.

Schneck-Ostwand

Auch auf dem Westgipfel wurde ein Büchlein hinterlegt. Daraus eine absonderliche Fahrt: „Oberschweizer der Gerstruber Alpe mit einem anderen Sennen 30. Juli 1905 die Höfats in der dunklen Nacht ohne Beleuchtung erstiegen. Um 4 Uhr an der Spitze angekommen." Oft begegnen wir der sauberen Schrift des Langenwanger Lehrers Hermann Rädler, Eugen Heimhubers und Josef Bachschmids.

1893 fiel die Trettach-Südwand — damals eine der schwierigsten Kletterein — durch die Brüder Enzensperger und Karl Neumann. In Strümpfen bewältigte „Enzian" die Wandstellen, Risse und Überhänge. Vergleichsweise schätzte er die Anforderungen höher als bei einer Erkletterung des Winklerturms. Nach der Erstdurchkletterung der Trettach-Westwand machten die Brüder Enzensperger im Herbst 1895 mit Christa, Bachschmid und Weißler die „verwegenste Grastour des Allgäus". Nach einer Höfats-Überschreitung stiegen sie vom Ostgipfel über die unheimlich steile, 400 Meter tief ins „Rote Loch" abschießende Graswand.

Bis ihn 1898 das Studium an Schreibtisch und Hörsaal fesselte, führte Josef Enzensperger, oft mit Dr. Madlener gehend, noch manche neue Bergfahrt im Allgäu durch. Nach seinem Wehrdienst war er erster Beobachter der neuen Wetterwarte auf der Zugspitze. Dann nahm er an Professor Drygalskis Südpolfahrt teil und starb — wenige Tage vor seinem 30. Geburtstag — auf den Kerguelen an Beriberi.

Dr. Max Madlener blieb den Bergen weiterhin treu. Bis zu seiner Übersiedlung nach Kempten im Mai 1896 hatte er in München die streng hochtouristisch eingestellte Sektion Bayerland geleitet. Bedeutende Verdienste erwarb er sich um die Wintertouristik und um den alpinen Schilauf. Mit Eugen Heimhuber beging er im Sommer 1902 erstmals die Westwand des Nördlichen Höllhorns und den West- und Südgrat des Kleinen Wilden.

In den Jahren nach der Jahrhundertwende waren es neben bergbegeisterten Einheimischen vor allem die Münchner Akademiker, die weiterhin neue Wege suchten. Männer, die in den Alpen, in Korsika und im Kaukasus Hervorragendes leisteten. Es seien nur Namen wie Felix von Cube, Adolf Schulze und Carl Botzong neben die der Allgäuer Bachschmid, Blenk und Rädler gestellt. Die meisten Neufahrten gelangen in der Hornbachkette. Mehr als dreißig meist schroffe Berge boten mit ihren Kanten, Wänden und Kaminen eine Fülle von Aufgaben. Einige Gipfel trugen noch nicht einmal Steinmänner. Hervorzuheben sind die Durchkletterung des Wolfebner-Südkamins und 1902 der Trettach-Ostwand. Richtige Stemmkamine sind im Allgäu selten; Willi Blenk konnte 1905 mit dem nach ihm benannten Südwestkamin am Kleinen Wilden eine schneidige Kletterei eröffnen. Eine echte Allgäuer Fahrt ist Rädlers Anstieg über den nicht nur

schwierigen, sondern auch gefährlichen Südwestgrat des Himmelhorns im Jahre 1910. Natürlich wurden auch in den Tannheimer Bergen viele neue Anstiege eröffnet. Der erste Weltkrieg hemmte die Entwicklung. Noch gab es im Allgäu unberührte Wände; sie harrten des Friedens und der Jugend.

Hütten und Höhenwege

Hütten und Steige im Allgäu sind der Tätigkeit des Alpenvereins zu verdanken. Die 1869 gegründete Sektion Augsburg erkor sich Hochallgäu als Tätigkeitsfeld. Der anfängliche Bezirksverein Immenstadt machte sich 1874 unter Waltenbergers Führung selbständig. In Kempten bestand seit 1871 unter Oertels Leitung eine Sektion, in Memmingen hatten sich schon 1869 die Bergfreunde unter Dobel zusammengeschlossen.

In den siebziger Jahren setzte bereits eine lebhafte Bautätigkeit ein, ja die benachbarten Sektionen wetteiferten förmlich miteinander. 1872 errichteten die Kemptener auf dem Stuibengipfel ein offenes Unterstandshüttchen, einige Jahre später unterstützten die Immenstädter den Bau eines später abgebrannten Unterkunftshauses.

Im Sommer 1875 erbaute die Sektion Allgäu-Immenstadt innerhalb von sechs Wochen als ersten Bergsteigerstützpunkt das Waltenbergerhaus im Bockkar, 1881 erhielten die Hochvogelbesteiger eine Herberge: das Prinz-Luitpold-Haus im oberen Bärgündletal. Bereits am Eröffnungstag war die Hütte so überfüllt, daß der Sektionsvorsitzende Probst und Ehrenmitglied Waltenberger nach dem veranstalteten Feuerwerk im Freien in einer Raketenkiste nächtigten. 1885 erbaute die Sektion Kempten in prächtiger Lage die Rappenseehütte. Als weitere Stützpunkte entstanden: die Aggensteinhütte (1889), das Nebelhornhaus (1890), die Kemptener Hütte am Mädelejoch (1891) und die Tannheimer Hütte (1892). Als wichtigste spätere Hütten sind zu nennen: Hermann-von-Barth-Hütte im Wolfebnerkar, Kaufbeurer Hütte im Urbeleskar, zwei prächtige Heime in der Hornbachkette. In den Tannheimer Bergen ist besonders die Otto-Mayr-Hütte wertvoll, daneben errichteten die Augsburger die kleine Jubiläumshütte. Die Landsberger Hütte ist Stützpunkt für die Besteiger der Leilach-, Rot- und Lachenspitze, die Mindelheimer Hütte hoch über dem Rappenalptal dient den Besuchern der Schafalpenköpfe.

Das Allgäu ist das Land hochalpiner Spaziergänge. Nach einem von Spiehler entworfenen Plan eines Wegenetzes einigten sich die Sektionen über ihre Teilaufgaben. Gewaltige Eindrücke vermittelt der „Heilbronner Weg" jedem trittsicheren und schwindelfreien Bergwanderer. In zwei Etappen kann man die Gipfel, Grate und Kare zwischen dem Hohen Licht und dem Geishorn kennenlernen. Eisenleitern, Stifte und Drahtseile erleichtern auf kurzen Strecken das Vorwärtskommen, und manche Gipfel, wie Hochfrottspitze und Mädelegabel, können ohne nennenswerten Zeitaufwand mitgenommen werden. Meistens bewegt man sich in Höhen über zweitausend Metern.

Im Jahre 1922 konnte Dr. Moriggel schreiben: „Die Hauptkette ist durch Weg- und Hüttenbauten so vorzüglich erschlossen wie kaum eine zweite Gruppe in den Ostalpen. Die Allgäuer Höhenwege sind berühmt und für viele Wegbauten vorbildlich geworden."

Die Berge im Winter

Viele Allgäuer Täler sind als Schneelöcher bekannt. Buck schrieb 1856 über Balderschwang: „Es wird wegen seiner hohen, winterhäftigen Lage gewöhnlich das bayerische Sibirien genannt." Bis in die achtziger Jahre blieben die hohen Berge im Winter gemieden. Dann suchten beherzte Männer auch das Wagnis im Winter. Die Kemptener Dr. Fürst und Heiß bestiegen am 29. Jänner 1882 die Mädelegabel. Am 8. Februar 1883 kam Leo Dorn in Begleitung eines Jagdgehilfen beim Übergang über den Fuchssensattel auf den

Gedanken, den Hochvogel zu besteigen. Die Felsen waren bösartig vereist, und außerdem fehlten den Männern Pickel und Steigeisen. Leo Dorn erreichte den Gipfel.

Im April 1887 klopfte bei Schraudolph in Einödsbach ein hünenhafter Fremdling an: Leutnant Theodor Wundt. Die Mädelegabel wollte er besteigen. Trotz eines Lawinenabenteuers im Bacher Loch stieg Wundt allein über das „Wändle" zum Waltenbergerhaus auf. In den nächsten Tagen betrat der ausdauernde Schwabe mit Schraudolph, der nachgekommen war, Mädelegabel, Hochfrottspitze und Krottenkopf.

1892 unternahmen die Brüder Enzensperger mit bergtüchtigen Freunden Wintersteigungen im Allgäu. Als eine der schneidigsten Fahrten des vorigen Jahrhunderts sei die erste winterliche Überschreitung der Höfats durch J. Enzensperger und Gefährten im Jahre 1897 erwähnt.

Wie und wann kam der erste Schi ins Allgäu? Diese Frage ist nicht leicht zu beantworten. 1888 fingen mehrere Kemptener Alpenvereinsmitglieder an, die nordischen Gleithölzer zu erproben. Sie plagten sich mit den langen, ungefügen Brettern ab, rutschten über sanftgeneigte Wiesen und ärgerten sich über die Stürze. Ohne einen Berggipfel bestiegen zu haben, gaben sie den neuen Sport auf und ließen die teuren Bretter auf dem Dachboden verstauben. Im Winter 1896 trat ein Umschwung ein. Notar Rupprechter schnallte sich wieder Schneeschuhe unter die Füße; die Brüder Madlener sowie Euringer wurden ebenfalls Jünger der weißen Kunst. Dem Stuiben fällt die Ehre zu, als erster Schigipfel im Allgäu genannt zu werden.

Dr. Max Madlener erzählte über diese Anfangszeit: „Wir ließen aus Norwegen Schier kommen, lange Hölzer mit Lederzehenriemen und mit Meerrohr versteiften Fersenriemen. Nach einigen Vorübungen in der Gegend Kemptens bestiegen wir den Stuiben. Wir benützten einen langen Stock und fuhren ähnlich wie Zdarsky. Wir hatten noch keine Felle und kein Wachs. Trotz der Mühe des Aufstiegs bereitete uns die Abfahrt einen großen Genuß. Um den Aufstieg zu erleichtern, nagelten wir im Jahre 1898 Seehundfelle auf die Gleitfläche der Bretter und ersetzten diese dann, da sie bei der Abfahrt zu oft beschädigt wurden, durch abnehmbare Felle. Überall im Gebirge rührten sich nun die Schiläufer. Wir probierten alle damals empfohlenen Schibindungen durch und bestiegen verschiedene Allgäuer und andere Schigipfel (Edelsberg, Grünten, Söllereck, Reuterwanne, Ifen, Obere Gottesackerwand, Himmeleck, Nebelhorn, Daumen und Berge am Arlberg, im Ötztal und in der Schweiz. Meine jeweiligen Begleiter waren außer den wenigen Kemptener Schiläufern Dr. Christoph Müller, Immenstadt, die Gebrüder Fritz und Eugen Heimhuber, Sonthofen, sowie Viktor Sohm, Bregenz."

Ernsthaft gingen die Kemptener Bergsteiger daran, die Geheimnisse des Schilaufs zu ergründen, und in den Jahren von 1898 bis 1904 wuchsen sie zu der stattlichen Schar von vierundvierzig Mann an. Langsam fand der Schi auch unter der ländlichen Bevölkerung Liebhaber. Die Jäger legten die Schneereifen ab, Polizisten, Grenzwächter und Briefträger benützten im Winter die wendigen Bretter. Und dann gewann der Schilauf die Jugend, jene Jugend, die nun im Höllentempo über die Pisten fegt oder vogelgleich über die Sprungschanzen fliegt.

Mit Seil und Haken

Vorbei waren die Zeiten beschaulichen Wanderns mit Stock und Griffeisen, abgelegt die Hemmungen früherer Geschlechter, vergessen der Begriff „unmöglich". Beseelt vom gleichen unbegrenzten Wollen wie einst Hermann von Barth und Josef Enzensperger, traten die jungen Kletterer auf den Plan. Ins Allgäu kamen in den Sommern nach dem ersten Weltkrieg Münchner Studenten. Die Barth-Hütte im Wolfebnerkar war ihre Herberge. Hervorragende Bergsteiger sind aus dieser Schar gekommen: Herbert Kadner, Willo Welzenbach, Fritz Bachschmid ... Aber auch der Allgäuer Nachwuchs schaute nicht müßig zu.

Im Sommer 1919 durchkletterten Bachschmid und Wetzler den rechten der drei Westwandkamine der Wolfebnerspitzen, überwanden Klemmblöcke und stemmten sich zwischen glitschigen Felsen hoch. Auch im nächsten Sommer war Kadner wieder in der Hornbachkette tätig. Es gab kurze Kletterfahrten von der Hütte aus, manchmal vormittags und nachmittags eine: Hermannskarspitze-Ostwand, Ilfenspitze-Westwand, Kreuzkarspitze-Ostwand. Zwei großzügigere Führen eröffnete Kadner an der Südlichen Wolfebnerspitze: mit Pistor über die plattige Südkante des Vorgipfels und mit Pistor und Metzger die fast dreihundert Meter hohe Westwand. Die von schrägen Rinnen durchfurchte Nordwestwand der Mädelegabel erhielt auch zwei neue Durchstiege von den Seilschaften Mack-Metzger und Ammon-Freymadl. Den Südgrat des Südlichen Hollhorns beginnen O. Huber und Gefährten, die 200 Meter hohe Ostwand des Kleinen Wilden Götzfried und Metzger.

Hochvogel-Westpfeiler

Klettersommer 1921! Bachschmid und Gefährten erschlossen den schönsten Anstieg auf die Noppenspitze über die Südwestwand. Grosselfinger und Schraudolph bewältigten die Platten und Kamine der Ostwand des Hohen Lichts. Ähnlich ist der Aufstieg über den Nordwestsockel des Kleinen Wilden — ein meist nasser Steilabbruch — zu werten. Die westlich des Urbeleskars aufragende Gliegerkarspitze erhielt eine neue Führe über die Nordwestkante. Vom Hornbachjoch aus erklommen Huber und Gefährten die brüchige Südwestwand des Südlichen Höllhorns. O. Metzger und Gefährten stiegen in der Gipfelfallinie über die Ostwand des Nördlichen Söllerkopfes. Noch bedeutsamer ist die Erkletterung der Krottenspitze-Ostwand zu nennen; 350 Meter Wandhöhe bedeuten im Allgäu schon viel.

1922 erklomm Welzenbach mit Röckl den Hermannskarturm und den Südlichen Söllerkopf über deren Ostwände. Freymadl und E. von Siemens stießen im oberen Teil der Nördlichen Wolfebnerspitze-Westwand auf erhebliche Schwierigkeiten. Grosselfinger und Gefährten stiegen östlich der Südschlucht auf den Biberkopf. Die bedeutendste Fahrt des Jahres führte Risch am Schneck, diesem typischen Allgäuer Berg, aus. Sieben Stunden lang hielt ihn die unheimliche Ostwand mit ihren gelben Abbrüchen in Atem; ein Zwölfmeterquergang in halber Wandhöhe forderte Einsatz aller Kräfte. „Höchst schwierig", lautete die Einstufung des Erststeigers.

In den nächsten Jahren blieb es ein wenig ruhiger in den Wänden. Rädler und Gefährten arbeiteten sich 1923 durch den Südkamin der Hochgundspitze zum Gipfel, Kögl und Gefährten legten eine neue Führe durch die Westwand des Großen Krottenkopfs. Die schwierigste Stelle ist ein Steigbaumüberhang am Beginn der großen Verschneidung. Bachschmid und Wüstendörfer spürten 1925 eine hohe Bergflanke auf: die Nordwand der Klimmspitze; 600 Meter hoch türmen sich über Wald und Latschenfilz die dachziegelartig liegenden Felsen auf.

Im Sommer 1926 bewältigten O. Huber und Ph. Risch die gerade Westwand des Großen Wilden (Südgipfel). Ein Riß, der die gelbe Mauer spaltet, bot die größten Hindernisse. Von einer Maifahrt 1929 brachte Georg von Kraus drei Neubegehungen heim. Mit Thiersch erkletterte er die Nördliche Wolfebnerspitze durch die auffallende gelbe Verschneidung in der Westwand, die er damals als „die wohl schwerste Kletterstelle im Wolfebnerkar" bezeichnete. Es folgten dann noch die Südwände der Plattenspitzen.

Das Jahr 1930 markiert einen neuen Abschnitt. Die tüchtigsten Allgäuer Bergsteiger traten mit verstärktem Auftrieb auf den Plan. Es waren nicht viele, aber sehr gute Seilschaften. Zunächst ist von zwei Liebhabern der steilen Höfatsflanken zu berichten: Faschingleitner und Zinth. Mit ihrer Route über die Westwand des Westgipfels erregten sie Aufsehen. Zwei Jahre später stiegen sie erstmals über die Nordwand des zweiten Gipfels. Die Immenstädter Stolze und Prinz erzwangen zu Ostern 1934 bei teilweiser Vereisung in vierundzwanzigstündiger Arbeit eine Führe über den östlichen Teil der Wand; sie hatte den Fehler, zwei Seillängen unter dem Gipfel auf dem Nordostgrat zu enden. Erst 1935 fanden Stolze und Prinz einen direkten Durchstieg. Höchste Schwierigkeiten boten zwei Seillängen Rißkletterei unterhalb des auffallenden Querbandes. „Die 500 Meter hohe Höfats-Nordwand ist eine Plattenwand, die nur in ihrem oberen und unteren Teil von Gras durchwachsen ist", schrieb Stolze. Mit Schwarz hatte er 1933 auch die Nordwand des Ostgipfels und die Südwand der Kleinen Höfats durchklettert. Damit sind die neuzeitlichen Höfatsanstiege behandelt, und es bleiben noch Fahrten in anderen Gebieten nachzutragen.

Im Sommer 1932 stiegen Brand und Morath auf neuem Wege über die sich im Hermanskarsee spiegelnde Ostwand des Großen Krottenkopfs. Lobenhoffer und Tröndle fanden an der Südlichen Wolfebnerspitze bisher unbetretenes Gelände. Rechts der Südkante des Vorgipfels erkletterten sie die plattige Südwand. Die schneidigste Führe hat Lobenhoffer 1933 über die Südwestkante gelegt. Eine reine Felskletterei, die sich wegen ihrer Höhe von 280 Metern und ihrer Schwierigkeit neben mancher Wand im Kaiser oder Wetterstein sehen lassen könnte. Ein weiterer Felsgang höchster Schwierigkeit ist die Südkante der Trettachspitze. Als stumpfer Pfeiler strebt sie aus der Trettachscharte zwischen Süd- und Südwestwand etwa hundert Meter empor. Nicht die Höhe, sondern die Schwierigkeit verleiht der Route von Blattner und Vogel (1933) die Würze. Mehr als sechs Stunden benötigten sie unter Einsatz neuzeitlicher Hilfsmittel.

Wenden wir uns dem mächtigsten aller Allgäuer Gipfel zu: dem Hochvogel. Aus waagrechten Felsbänken gefügt, steigt die Nordwand 600 Meter hoch über dem „Kalten Winkel" empor. Ebenmäßig springen unter dem Dreieck des Gipfels zwei markante Schultern vor. Es gibt eine ganze Reihe von Kletterführen im Bereich dieser Wandfluchten; Willi Wechs hat die meisten eröffnet. 1933 stieg er, ohne bedeutende Hindernisse anzutreffen, in der Mitte des Nordabsturzes aufwärts. Wesentlich schwieriger war die Route zur Ostschulter, die er mit Groß im Sommer 1935 beging. An der Fuchskarspitze war Wechs vor 1935 ebenfalls eifrig tätig. Drei Führen ziehen über die bis zu dreihundert Meter hohen Westwand der Fuchskar-Nordspitze. Mit Kampmann durchkletterte er die schräge Verschneidung, mit Götel die „Schwarze Wand" und mit Tröndle den Führerweg. Über die Ostanstiege auf den Mittelgipfel schrieb Wechs: „Zwei ideale Kletterwege befinden sich dort, doch sind die Ostwände nicht von der Höhe der Westwände des Massivs, und diese Touren gelten mehr oder weniger als Trainingsarbeiten. Die Wandhöhen liegen zwischen hundert und hundertfünfzig Metern, und die Bezeichnungen sind von Norden nach Süden: Großer Plattenriß (200 Meter), Muttergotteskante (140 Meter, Wechs-Tröndle)." Mit Groß bahnte sich Wechs ferner einen Weg über die Ostwand der Balkenspitze.

Eine Kletterei sechsten Grades sei hier nicht übergangen: Tröndle und Deutelmoser erklommen 1935 in zweitägiger Anstrengung die etwa hundert Meter hohe Madonna-Ostwand.

Zu den schönsten und gewaltigsten Allgäuer Felsfluchten ist die Ostwand der Trettachspitze zu zählen. Einen geraden Durchstieg erzwangen Lobenhoffer und Dusch 1934. In der 450 Meter hohen Mauer gab es manche Nuß zu knacken. Ebenfalls eine direkte Führe legten Sedlmayer und Simon über die Westwand des Großen Wilden. Als Neufahrten des Sommers 1935 sind noch zu nennen: Hochgundspitze-Nordwestsockel (Schwarz und Käufler), Mutterkopf-Nordwestwand (Hundt und Seyler) und Bschießer-Südkante (Thannheimer und Gefährten). Hans Lanig ist in jenen Jahren ebenfalls durch einige Neutouren hervorgetreten. Im Juni 1935 erkletterte er mit Bach die 350 Meter hohe Nordwandkante des Kleinen Daumens, im folgenden Sommer legte er mit Blanz eine unmittelbare Führe über die Nordwand. Eine Dreierseilschaft führte Lanig 1935 auf den im Westgrat der Kluppenkarspitze aufragenden Kluppenkarturm. Im Sommer 1937 griffen Lanig und Fischer die 600 Meter hohe Nordwand des Östlichen Wengenkopfes an, die den großartigen Abschluß des Rettenschwanger Tales bildet. Sie fanden dabei einen Mauerhaken mit Seilschlinge und erfuhren schließlich, daß Stefan Zuck die Wand vorher schon durchstiegen hatte. Lanig bezeichnete diese Fahrt als eine der schönsten im Allgäu.

Die plattige Nordostwand des Widdersteins, die Zitzelsberger und Willand 1936 durchkletterten, darf nicht übergangen werden. Am Hochvogel lösten die Immenstädter Prinz und Stolze 1937 noch eine schöne Aufgabe. Sie erkletterten den gewaltigen Westpfeiler und eröffneten nach Wechs' Urteil „eine der größten klassischen Felsfahrten in den Nördlichen Kalkalpen".

Man hat die Tannheimer Berge als den „Allgäuer Kaiser" bezeichnet. Nicht ganz unzutreffend, denn sie sind ein ideales Gebiet für Kletterer.

In der neueren Erschließungsgeschichte finden wir weitbekannte Bergsteigernamen: Herbert Kadner, von Overkamp, von Schwerin, Willy Merkl, Walter Stösser, Ludwig Hall, Hermann Schertel und Toni Leiß, der 1925 in der Nordwand der Gehrenspitze abstürzte.

Nach dem zweiten Weltkrieg war natürlich auch in den Allgäuer Bergen nur mehr eine erschließerische Nachlese möglich. 1949 durchkletterten Kleemaier und Bauer den schwarzen Riß in der Trettachspitze-Ostwand direkt. Im nächsten Jahr war die gleiche Seilschaft in der geraden Südwestwand der Trettach und an der Westkante des Nördlichen Höllhorns erfolgreich. Schließlich durchstieg Kleemaier mit Weißenhorn die Südwestwand des Kleinen Wilden rechts vom Blenkkamin. 1953 fanden Kornacher und Simms einen Durchschlupf zwischen den Überhängen der 300 Meter hohen Südostwand der Marchspitze. In der Nordwestwand des Hohen Lichts stießen 1954 Kleemaier und Lutz auf Schwierigkeiten fünften Grades. Noch schwieriger ist die Südwestverschneidung des Kleinen Wilden, die Kleemaier und Nieberle 1955 durchkletterten. Schließlich sei noch die Nordostwandroute auf den Großen Krottenkopf erwähnt (Kornacher und Gefährten, 1957).

Die Besten haben auch die Tradition Wundts und Enzenspergers im winterlichen Hochallgäu weitergeführt. Kleemaier schreckte nicht vor der Schneck-Ostwand zurück. Georg Maier aus Ulm gelangen zwischen 1950 und 1955 verschiedene erste Winterbegehungen. Es seien genannt: Fuchskarspitze, direkte schwarze Wand, Bschießer-Südkante, Höfats-Nordwand, Wengenkopf-Nordpfeiler.

Damit sei der Allgäuer Bergsteigerchronik Genüge getan! Die hervorgehobenen Namen sollen für die vielen ungenannten Bergsteiger hier stehen, die an der Erschließung mitgewirkt haben. Zu ihnen gehört auch jenes unübersehbare Heer der Wanderer und Bergsteiger, denen diese Welt in Grau und Grün Bergerlebnisse schenkte.

Grau das gebänderte Felsgemäuer, wie es Hochvogel und Krottenkopf zeigen; grau die Gratpfeiler, wie sie an der Trettachspitze emporstreben; grau das Geröll weiter Kare ... Grün schimmert das Gras, das bald langzottelig durch enge Tobel und über steile Hänge aufwärts klettert oder sich in struppigen Büscheln ans Gestein klammert. Höfats — von hier ein geschliffener Dreikant, von dort ein Vierzack auf breitem Sockel. Einmal moos-

grün im Sonnenlicht, dann wieder schwarz und regennaß unter düsterem Himmel, Gipfel, wie sie nur das Allgäu aufweisen kann, mit aller unverfälschten Eigenart der Landschaft. Dazwischen hat die Natur Seen gesenkt, Spiegel der Wälder, Wolken und Wände ...

Es ist nur eine kurze Spanne Zeit, über die wir hier berichten konnten: die Entwicklung von ersten Bergbesteigungen mit Fußeisen und Bergstock bis zu den heutigen mit Mauerhaken und Seilzug, ja bis zur mühelosen Bergfahrt mit der Seilbahn.

Es ist in der Vergangenheit viel von den Graten gebröckelt. Im Mai 1962 stürzte der Felsturm des Wilden Männles in den Abgrund des Bacher Lochs. Aber dennoch hat sich das Gebirge im Allgäu die frische Schönheit seines Antlitzes bewahrt. Darüber dürfen wir uns freuen.

Anschrift des Verfassers: Fritz Schmitt, 8 München 61, Düppeler Straße 20.

Allgäuer Grasberge

VON GEORG FREY

(Mit 1 Bild, Tafel IV)

Es gibt in den Alpen nur wenige Gebiete, deren Landschaftsbild einen solchen Reichtum der Formen und Farben aufweist wie das Allgäu. Vielleicht könnten als Beispiel noch die benachbarten Lechtaler angeführt werden, jedoch sind die Gegensätze in dem verhältnismäßig eng umgrenzten Gebiet der Allgäuer Alpen besonders auffallend. Gegensätze, die sich — wie das letzten Endes in der Natur stets der Fall ist — zur Harmonie verbinden und dem Menschen etwas vom Glanz des Schöpfungswunders vermitteln. Der oftmals schroffe Wechsel des Landschaftsbildes entspricht dem Wechsel der die Allgäuer Alpen aufbauenden Gesteine wie der Tektonik des Gebirgsbaues. So kommt es, daß man während einer eintägigen Bergfahrt im Allgäu verschiedene erdgeschichtliche Zeitalter durchwandern kann. Das älteste ist die *Triasperiode*. Neben verschiedenen, wenig auffallenden Ablagerungen der älteren Trias ist der *Hauptdolomit*, ein Erzeugnis der jüngeren Trias, das beherrschende Gestein. Es gestaltet den Allgäuer Hauptkamm mit seinen verschiedenen, oft mächtigen Abzweigungen und bildet auch mit dem 2657 Meter hohen Großen Krottenkopf den höchsten Gipfel der Allgäuer Alpen. Weit leuchten an schönen Tagen die silbergrau schimmernden, von firnerfüllten Rinnen durchzogenen Wände des Hauptkammes hinaus in das Alpenvorland. Das von der Nähe besehen graugelb getönte Gestein ist von unzähligen Adern durchzogen, die mit Kalkspat verkittet sind. Dessen große Verwitterungsanfälligkeit ist der Grund für die außerordentliche Brüchigkeit, ein Umstand, den der Kletterer gar nicht schätzt. Der Fels zerbricht in unzählige Klötze, Würfel, Scherben und Splitter, so daß sich unter den Wänden und in den Karen riesige Schuttfelder bilden.

Ist die Schichtung eine waagrechte, zum Beispiel am Hochvogel — ein Blick auf die Alpenvereinskarte 1:25.000 zeigt dies eindrucksvoll —, gestattet sie der Verwitterung eine systematische Arbeit. Die letzten hundertfünfzig Höhenmeter des Gipfelweges sind dafür der Beweis. Andererseits ist die herrliche Gestalt dieses Berges, der als einer der formenschönsten der Nördlichen Kalkalpen gilt, ein Produkt der Verwitterung. Die Spitze gleicht einer Pyramide, flankiert von zwei gleich hohen, etwa hundertfünfzig Meter niedrigeren Nebengipfeln oder Schultern: ein Riesenvogel, der die Schwingen breitet zum Höhenflug.

Ein typischer Turm aus Hauptdolomit war das Wilde Männle (2399 m) im Verbindungsgrat vom Wilden Mann zur Rotgundspitze. Eines der Wahrzeichen der Oberstdorfer Berge und ein unvergeßlicher Anblick für die vielen Heilbronner-Weg-Pilger. Die kühne, über dreißig Meter hohe Felssäule bestand jedoch aus dachziegelartig schief aufeinander gelagerten Schichtteilen, eine fast unlogische Felskonstruktion und ein Verwitterungsrest eines ehemals gewaltigen Hauptdolomitberges. Die Druckwirkung des beim Gefrieren sich ausdehnenden Wassers hatte in den Rissen und Spalten des Turmes gute Vorarbeit geleistet, nur der Frost hielt das Felsgebilde noch zusammen. Bis zu jenem 8. Mai 1962, einem der wärmsten Tage des Frühjahrs, an dem die Frostgrenze über dreitausend Meter anstieg: Der Tauprozeß löste den Kitt des Eises, und der Turm stürzte zusammen.

*

Der Trias folgte als nächster erdgeschichtlicher Zeitraum die *Juraperiode*. Ihre einst auf dem Grunde des Liasmeeres abgelagerten Schichten bilden die berühmten Allgäuer Grasberge, die zu den blanken Hauptdolomitgipfeln in besonders auffallendem Gegensatz stehen. Diese Liasgipfel sind in der Hauptsache aus *Fleckenmergel* aufgebaut, einem Gestein, das sich aus Schiefern, Kalken und Mergeln zusammensetzt. Die Bruchflächen zeigen einzelne dunkle Flecken, daher der Name Fleckenmergel. Diese Liasfleckenmergel sind in unserem Gebiet derart stark entwickelt (ihre Mächtigkeit beträgt bis zu sechshundert Metern), daß sie auch als „Allgäuschichten" bezeichnet werden. Sie verwittern überaus leicht, sie zerfallen, ohne groben Schutt zu bilden (keine Geröllfelder im Gegensatz zum Hauptdolomit) und erzeugen vorzüglichen Humus, der einen üppigen Graswuchs und eine großartige, manchmal geradezu an tropische Verhältnisse erinnernde Flora hervorbringt. Soweit es die Geländeverhältnisse zulassen, sind diese Böden die Voraussetzung für eine bis in Höhen über zweitausend Meter betriebene Alpwirtschaft.

Bezeichnend sind auch die Geländeformen dieser Fleckenmergel-Grasberge. Weit geschwungen und manchmal sehr schmal sind die Grate, oft auch in bedeutender Neigung aufstrebend gleich Firsten, von denen die grünschillernden Grashänge wie Dächer gleichmäßig steil und ungestuft zur Tiefe stürzen. Zur Winterszeit und im Frühling ideale Gleitbahnen für mächtige Lawinen, deren Reste bis in den Sommer hinein am Fuße dieser jähen Flanken und im Grunde ihrer Tobel liegen.

Höchster Allgäuer Grasberg ist der Linkerskopf (2455 m), der die eben beschriebenen Merkmale besonders auffallend zeigt — seinen langen, sich stellenweise scharf zusammenschnürenden Nordgrat, vor allem aber seine Nordwestflanke. In gleichmäßiger Neigung sinkt sie gegen die Linkersalpe und das Rappenalpental ab, ein „Dach" in des Wortes Bedeutung, das zur Bergsommerszeit in smaragdenem Grün aufleuchtet, im Winter und Frühjahr jedoch im Gewande des Firns gleich einer weißen Riesentafel weit hinausgleißt in das Alpenvorland. Der Linkerskopf gilt als einer der floristisch reichsten und interessantesten Berggestalten nicht nur des Allgäus, sondern der Nördlichen Kalkalpen. Wer auf dem Weg zur Rappenseehütte in der Zeit von Ende Juni bis August die Nordwesthänge dieses Berges quert, ist überwältigt von der fast unvorstellbaren Blütenfülle, die beiderseits des Pfades hingebreitet ist wie ein kunstvoller, buntgestickter Teppich. Die Besteigung des Gipfels — sie ist nur guten „Grasgehern" anzuraten, steigert noch den gewonnenen Eindruck und gewährt den Anblick botanischer Kostbarkeiten, unter anderem des Gletscherhahnenfußes mit seinen außen von einem zarten Rot überlaufenen Blüten (einziger Standort in den Bayerischen Alpen).

*

Wenn wir den Höhenweg von der Kemptener Hütte zum Prinz-Luitpold-Haus wandern (Mittelstück der Allgäuer Höhenwege zwischen Heilbronner Weg und Jubiläumsweg), treten wir nach dem Abstieg in das schnee- und trümmererfüllte Kar „Im Märzle" ein in den Blumengarten des Kreuzecks (2375 m) und des Rauhecks (2385 m). Zwei gleichgeformte, nur durch eine flachgeschwungene Einsenkung (2260 m) voneinander getrennte, echte Liasgipfel. Bis in den Pfad hinein drängt sich eine üppige Flora, in allen Farben strahlt es aus dem Gras, über das der Höhenwind streicht und uns einen feinen, süßherben Duft entgegenführt. Dort, wo östlich der Weg über die March zur Hermann-von-Barth-Hütte abzweigt, bleiben wir überrascht stehen. Einige mächtige Felsklötze, kahl und zerfurcht, liegen mitten auf dem blumenbesäten Teppich. Es ist fremdes Gestein — Hauptdolomit, der den Allgäuer Hauptkamm aufbaut. Woher kommen diese Blöcke? Sind sie von der in der Luftlinie etwa sechshundert Meter entfernten, wild aufragenden Krottenspitze oder Öfnerspitze herabgestürzt? Das kann nicht sein, denn diese Felstrümmer, weit vom Schuttfeld dieser Gipfel entfernt, müßten bergauf gerollt sein!

Es ist anders. Die Liasgrasberge Kreuzeck und Rauheck waren einstmals nur die Sockel eines ihnen aufgeschobenen, gewaltigen Hauptdolomitmassivs. Im Laufe der Zeiten

wurde der mehrere hundert Meter hohe Felswall von den Kräften der Verwitterung wieder abgetragen. Ein ganzer Bergstock wurde beseitigt — bis auf ein paar Felsklötze, mit denen die große Zerstörerin noch nicht fertig geworden oder die sie übriggelassen als Beweis ihrer Macht . . .

Dieser ehemalige Hauptdolomitberg „wurzelte" also nicht auf seinem Untergrund, er war hier nicht „gewachsen", er stand auf fremdem Grunde.

Damit erhebt sich die Frage, wie das einem viel älteren erdgeschichtlichen Zeitraum angehörende Gestein des Hauptdolomits auf das des jüngeren Fleckenmergels zu liegen kam. Woher kommt diese „verkehrte Schichtfolge"? Dadurch, daß ungeheure Kräfte die Gesteinsschichten übereinander schoben. In unserem Falle wurden von Süden (Lechtaler Alpen) die Gesteinsmassen des Hauptdolomits dem Fleckenmergel (Allgäuschichten) aufgeschoben. Die (ältere) Lechtaler Decke liegt über der (jüngeren) Allgäudecke. Die Auslösung solch ungeheurer Kräfte, unter deren Druck die Gesteinsschichten wie weiches Material gebogen und gefaltet wurden, wird von der Forschung auf die durch dauernden Wärmeverlust der Erde bewirkte Schrumpfung und Faltung der Erdrinde zurückgeführt. Eine andere Theorie erklärt die Überschiebung damit, daß die Kontinente als riesige Schollen nicht stationär sind, sondern wandern. So seien die Alpen durch die Nordbewegung der afrikanischen Scholle (Aufschürfung des Südrands des europäischen Erdteils) entstanden.

Steigen wir zu den höchsten Allgäuer Felsgipfeln empor — immer führt uns der Pfad zuerst durch die mächtige (jüngere) Fleckenmergelzone hinauf in die (ältere) Hauptdolomitzone. So besteigen wir eigentlich zwei Berge — einen Grasberg und anschließend einen ihm aufgeschobenen Felsberg. Dies ist auch der Grund, warum im Allgäu der Kletterer fast stets einen Dreistundenanstieg zu absolvieren hat, bevor er am Fuße der Grate und Wände die Kletterschuhe anlegen kann. Damit ist auch die Tatsache erklärt, daß die Wandhöhen der Allgäuer Felsgipfel im Vergleich zu anderen Gebieten verhältnismäßig beschränkte sind. Denn die Grenze zwischen Fleckenmergel und Hauptdolomit, also zwischen Gras und Fels, liegt durchschnittlich bei 2100 bis 2200 Metern ü. d. M. Für jenen Bergsteiger aber, der zu schauen versteht, ist ein Blatt der Erdgeschichte aufgeschlagen, und sein Text ist klar und deutlich. Noch mehr: Die Wanderung durch die Fleckenmergelzone ist immer ein Gang über blütenbesäte Hänge, bis dann bei der Überschiebungslinie die üppige Liasflora schlagartig zurückbleibt und uns im Bereich des vegetationsarmen Hauptdolomits das Ringen der Gesteinsflora in eindringlichen, ja ergreifenden Bildern verdeutlicht wird.

*

Wir aber setzen unsere Fahrt auf dem Höhenweg über das Kreuzeck zum Rauheck fort und freuen uns nicht nur des mühelosen Wanderns auf diesem prächtigen Teilstück (der Strecke Kemptener Hütte—Prinz-Luitpold-Haus), sondern auch an der immer mehr sich weitenden Schau. Nun fesselt uns drüben im Westen das Plateaugebirge des Hohen Ifen (2230 m) mit dem Gottesacker, eine Riesenplatte aus Schrattenkalk von etwa dreißig Quadratkilometern Umfang, durch den Gebirgsdruck aufgewölbt und dreimal abgebrochen. Dabei wurde jeweils der höhere Plattenteil ein Stück in die Druckrichtung hinausgerückt, so daß die Nordostwände des Hohen Ifen und der Gottesackerwände überhängenden Steilküsten gleichen. Dazwischen der Gottesacker, eines der interessantesten Karrenmeere der Ostalpen mit seinen phantastischen, auf die chemische und mechanische Arbeit des Wassers zurückzuführenden Formen: Diese Gebilde der *Kreidezeit* umfaßt unser Blick zusammen mit den weichen Formen der sie umgebenden Flyschberge aus der *Tertiärzeit*. Sanft gestaltete Gipfelkuppen und weit ausladende Kämme, von denen ein Grasmantel sich in zahllosen Wellen, Falten und Mulden herabschwingt. Diese Grasberge, welche im 2037 Meter hohen Fellhorn ihre höchste Erhebung aufweisen, sind zur Frühsommerszeit vom Brand der Rostroten Alpenrose überschüttet, die dort auf den

humosen Böden günstige Lebensbedingungen findet und wintersüber durch einen mächtigen Schneemantel vor ihrem Feind, dem Frost, geschützt ist. Vom Juni bis in den September hinein ideale Sömmerungsgebiete für das Alpvieh, wandeln sich diese Grasberge im Winter in die berühmten Allgäuer Schigipfel (die „Hörner" sind ein Begriff!), deren bis in die Täler freies Gelände hervorragende Abfahrten gestattet.

Weit draußen am Horizont schließlich die gleichmäßig geformten, im Hochgrat bis zu 1833 Metern ansteigenden, floristisch berühmten Nagelfluhberge, der *Molasse* zugehörend, ein riesiger Wall zusammengekitteten Gebirgsschuttes vor dem eigentlichen Reich der Allgäuer Alpen.

*

Ihre geologische und damit landschaftliche Vielfalt erschließt sich uns in eindringlicher Art von diesem Höhenwege aus. In den Mittelpunkt der Schau jedoch tritt immer mehr und mehr des Allgäus interessantester Berg, die viergipfelige Höfats, die, so man mit Recht behaupten kann, den „rassereinsten" Grasberg der Ostalpen darstellt. Schon der Name erscheint seltsam und läßt romantische Deutungen zu. Doch diese sind unrichtig wie bei vielen anderen Bergnamen. „Uff'r Heafats" ist ein Platz auf der Guten-Alpe (15. Jahrhundert), und das mundartliche „Heafatz" kommt von Herfart (Harifrid), also von jenem Manne, der vor Jahrhunderten diese Alpe anlegte. Höfats ist demnach das Vorwort für Herfatsalpe, und die Spitze darüber wurde, wie zu damaligen Zeiten üblich, zum Heafatsspitz, zur Heafats (nach L. Mayr).

Die Höfats ist aus Aptychen- und Hornsteinkalken aufgebaut, die der jüngeren Juraperiode entstammen. Aptychenkalke sind zusammengesetzt aus den Deckelchen (Aptychen) winziger Ammoniten, Hornsteinkalke aus dem Kieselgehalt von Radiolarien, beides urzeitliche winzige Meerestierchen. Einstiger Meeresboden ist es, der hier, zu außergewöhnlich kühnen Graten und Spitzen geformt, in den Himmel ragt. Zwar gehört die Höfats mit ihren 2269 Metern bei weitem nicht zu den höchsten Allgäuer Gipfeln, aber sie ist der eigenwilligste, merkwürdigste und kühnste Allgäuer Berg. Vier fast gleich hohe Spitzen weist er auf, die durch eine sechzig Meter tiefe Scharte in ein nordwestliches und ein südöstliches Spitzenpaar geteilt sind, ihrerseits wiederum durch etwa dreißig Meter tiefe Scharten getrennt. Hermann von Barth meint, ihrer Bauart nach müßte die Höfats eigentlich in *einer nadelscharfen* Spitze zulaufen. Statt dessen aber sei die obere Hälfte der Pyramide abgekappt, und es hätten sich vier Spitzen gebildet. Man wird kaum fehlgehen in der Annahme, daß der Berg vor Urzeiten wirklich in einer mehrere hundert Meter höheren Spitze zulief und die jetzigen vier Gipfel ein Produkt der Verwitterung darstellen.

Am ganzen Berg zeigt sich der Verwitterungscharakter der Aptychen- und Hornsteinkalke: Unheimlich scharfe Grate und schlanke Spitzenbildungen, nicht nur in den vier Gipfeln selbst, sondern beispielhaft in der Höfatsnadel (im Rauhenhalstobel der Höfats-Nordseite) und im Ostgratzacken. Trotzdem trägt dieser Berg nicht die Zeichen der Zerstörung an sich, nichts Einsturzdrohendes und Ruinenhaftes, wie man es im Hauptdolomit so oft zu schauen bekommt. Seine Linien sind nicht stürzend, vielmehr aufspringend und emporstürmend. Dieser Berg hat etwas Jugendliches an sich, gleichzeitig aber auch etwas Drohendes, Unheimliches, ja Dämonisches. Kann sein, daß dies außer der Bergform auch vom Grasmantel der Höfats herkommt, der einen Wechsel der Stimmungen bedingt, wie man sie an keinem anderen Berg erleben kann. Das Gras verschluckt an trüben Tagen das Licht; dann steht der vierzackige Bergdämon vor uns in düsterer Wildheit mit seinen grünschwarzen Flanken und finsteren Schluchten.

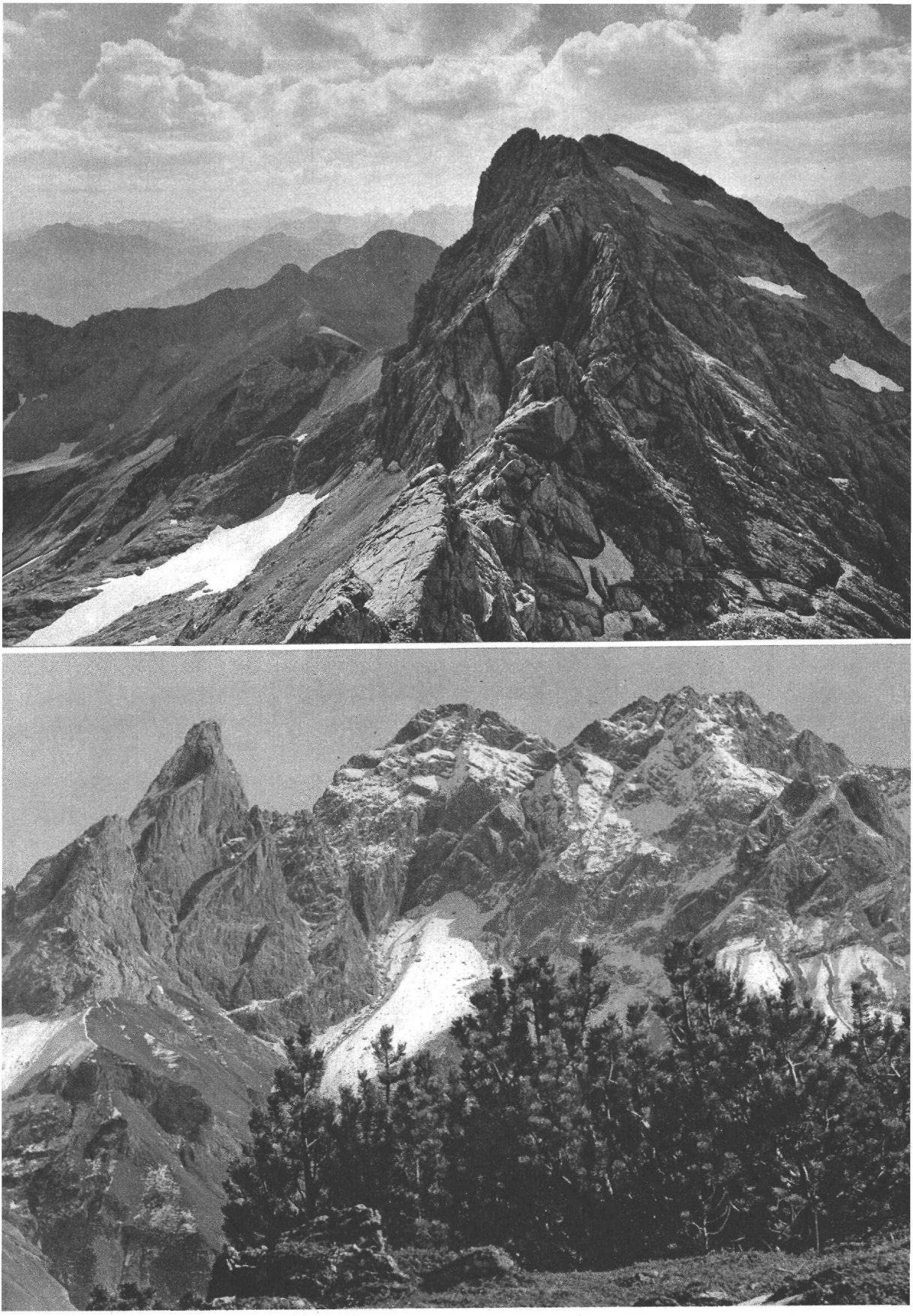
Ich sah dieses Bild einmal an einem grauen, wolkenträchtigen Tag vom Kegelkopf aus. Lange waren wir im Nichts des Nebels angestiegen, als es plötzlich für wenige Augenblicke aufriß — da schoß jäh vor uns in einer Luftlinienentfernung von etwa eineinhalb Kilometern über niedersinkenden, milchweißen Wolkenfetzen ein dunkles, vierzackiges Bergungeheuer riesenhaft auf, in dieser Stimmung fast ein erschreckendes Bild! Bevor wir

recht zur Besinnung kamen, wurde der Vorhang wieder zugezogen, und die albhafte Erscheinung versank im Nichts. Ein andermal waren wir sehr früh im Anstieg zum Wildenfeldhüttchen. Der schwüle Sommermorgen war vom Föhn in seltener Art gezeichnet: der Himmel großteils bedeckt, nur im Osten und Süden ein grünlichblauer Streifen, die Berge schwarz und scharf um uns gestellt gleich eigenwillig zubehauenen Klötzen. Da schoß mit einem Male das Sonnenlicht herein, und es traf nur einen Berg — die Höfats. Ihr Sockel mit dem düsteren Roten Loch lag im Schatten, der sich in halber Höhe in scharfer Linie vom Licht schied. Die Stimmung war unglaublich, ja unvorstellbar und in Farben kaum wiederzugeben. Man hätte den Maler für einen Phantasten gehalten: Das Rot des Hornsteins glühte wie von innen heraus, das Gelb der Aptychenkalke erhob sich zu giftig-heller Kraft, und die Grasflanke der Südostwand des Ostgipfels, dazu das ebenfalls besonnte oberste Spitzchen der Kleinen Höfats strahlten in einem grellen, opalisierenden Grün. Eine vierteilige Riesenflamme schien emporzuzüngeln in all den Farbenspielen, die dem Lichte eigen sind, inmitten einer ungeheuren, vom beschatteten Bergrund gebildeten Schale. Stunden darnach ertrank dieser Tag in Grau und Regen — jedoch das war dieses eine Bild hundertmal wert —, der Bergdämon hatte sich uns in neuer, noch nie gesehener Stimmung gezeigt.

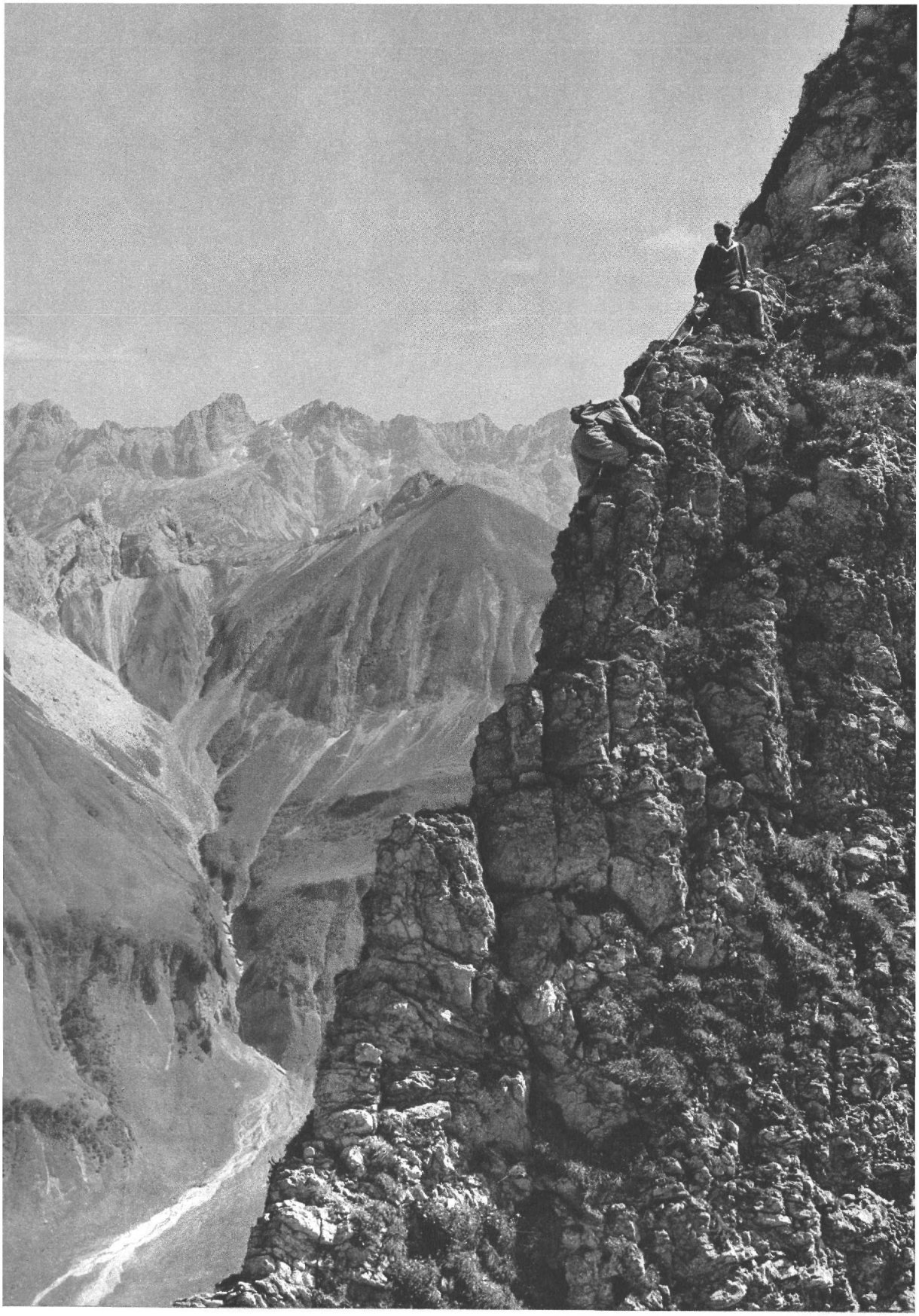
Um diesen Berg ganz zu verstehen, muß man ihn nicht nur auf verschiedenen Routen ersteigen, man muß ihn auch umkreist haben, in seine Tobel eingedrungen sein und dort das Bild wildesten Zerstörungsdranges der Natur in sich aufgenommen haben. Immer tiefer reißen sich diese Schluchten in den Leib des Berges, der Rauhenhalstobel, der Bergangertobel, der innere und der äußere Höfatstobel und all die kleineren, die nur *ein* Ziel zu verfolgen scheinen — es ihren größeren Brüdern gleichzutun. Immer grausiger schneiden diese Rinnen ein, jedes Jahr fast dem aufmerksamen Beobachter merkbar — und immer schlanker, abgerissener, kühner scheint die Form dieses Berges zu werden. Vielleicht stürzt einmal einer seiner Gipfel in die Tiefe, gleicht doch der Mittelgipfel einer dünnen, scharfgratigen Mauer mit geringem Durchmesser. Ähnliches geschah schon einmal, denn die Kleine Höfats war ehedem kein selbständiger Berg wie jetzt. Sie bildete den östlichen Wandteil der einstigen Riesenspitze, bis aus ihr eine ganze Flanke herausbrach und zu Schutt zertrümmert und zermahlen wurde. Auf diese Weise entstand der Höllenschacht des „Roten Lochs", und das Bild der Höfats ist von dieser Seite auch am gewaltigsten und eindrucksvollsten.

*

Dem Aussehen der Höfats ist es zuzuschreiben, daß sie (zumindest der Westgipfel) zu einer Zeit erstiegen wurde, als es im Allgäu einen Alpinismus noch nicht gab. Daß es jedoch Einheimische waren (auch der Wild- und Edelweißreichtum mag dazu verlockt haben), steht außer Zweifel, ebenso daß die Erstersteigungen schon vor etwa einhundertfünfzig Jahren erfolgten. Lange also bevor durch den berühmten Botaniker Professor Sendtner Anno 1848 die erste touristische Ersteigung des Westgipfels stattfand. Um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts führten dann zwei einheimische Jäger, Thaddäus Blattner und Leo Dorn, Fahrten an der Höfats aus, die erst vier Jahrzehnte später von Touristen wiederholt wurden, zum Beispiel der Nordgrat des Westgipfels mit seinem gefährlichen Abbruch auf den Rauhenhalsgrat und die Route durch das Rote Loch. Die beiden trieben sich gegenseitig zu immer kühneren Leistungen an, so daß Leo Dorn, der die Nordostwand in der Fallinie der Höfatsscharte anpackte, also ohne in die Grasflanke unter dem Nordostgrat des Zweiten Gipfels auszuweichen, hier im Jahre 1856 beinahe ums Leben gekommen wäre. Im gleichen Jahr bezwang Dorn auch die Kleine Höfats über die mit glatten Platten durchsetzte Ostflanke. All dies geschah, so möchte man sagen, aus einer neuzeitlich anmutenden bergsteigerischen Gesinnung heraus und beweist den Wagemut und die Kühnheit von Einheimischen, die diesem dämonischen Berg verfallen waren.



Oben: Hohes Licht von Norden (Aufn. F. u. E. Heimhuber) Unten: Trettach-Mädelegabel-Hochfrottspitze von Westen



Am Höfats-Ostgipfel. Typische Allgäuer Kletterei am grasbewachsenen Felsgrat (Aufn. F. u. E. Heimhuber)
Tafel IV

Die „Grastechnik" als Spielart der alpinen Technik, den Einheimischen angeboren, wurde auf der Höfats durch den auch im Allgäu unvergeßlichen Josef Enzensperger (geb. 8. Februar 1873 in Rosenheim, gestorben 2. Februar 1903 auf den Kerguelen als Mitglied der deutschen Südpolar-Expedition) in den Jahren 1891 bis 1895 „alpinsalonfähig" gemacht. Zusammen mit seinem Bruder Ernst und Gefährten führte er in den neunziger Jahren eine Reihe von Erstbegehungen durch, von denen die „Enzensperger-Route" durch die Südostwand des Ostgipfels als die reinste Grastour der Höfats Berühmtheit erlangte; die Wiederholungen dieser Fahrt blieben bis zum heutigen Tag selten. Jetzt führen auf die Höfats, die Kleine Höfats mitgerechnet, zwanzig Routen. Nur die beiden „gewöhnlichen Wege" — von Gerstruben durch die Wanne am Gufel (Hornsteinhöhle) vorbei auf den Westgipfel und den Zweiten Gipfel sowie vom Sattel des Älpele über den Südostgrat auf den Ostgipfel — sind für erfahrene Bergsteiger als leicht anzusehen. Für den Ungeübten und Zufallsbergsteiger jedoch müssen sie bereits als schwierig und gefährlich bezeichnet werden. Die übrigen achtzehn Führen schwanken in der Bewertung zwischen schwer und äußerst schwierig. Dazu gehören vor allem die letzten, von Einheimischen gelösten Probleme, wie die Nordwand des Zweiten und Ostgipfels und die Westwand des Westgipfels. Je höher man an der Höfats steigt, desto mehr Luft ist um einen, bedingt durch den scharfgratigen, spitzen Bau des Berges. Die gleichbleibend starke Neigung der Hänge erhält durch das Fehlen von Stufen und Absätzen etwas Fluchtartiges und Unheimliches. Ein einziger, grünschimmernder Mantel fällt von den Spitzen zur Tiefe, durchzogen von den Längsfalten erschreckender Schluchten. Die Beschaffenheit des Geländes ist von jener Unzuverlässigkeit und Wechselhaftigkeit, wie sie hohen, durchwegs steilen, zusammenhängenden Grasflanken eigen ist: Locker und mürbe bei Trockenheit, glitschig bei Nässe, die erdigen Stellen bei längerer Schönwetterlage unangenehm hart und bröselig zugleich, bei Regen unvorstellbar schmierig. Die Konstellation liegt zwischen beiden Extremen. Es ist ein Gelände, das (von den schweren Führen abgesehen) wohl keine großen technischen Schwierigkeiten bietet, das aber ununterbrochene Aufmerksamkeit und die Fähigkeit abverlangt, nie auf Zug und stets auf Druck arbeitend, die unsicheren Grasschöpfe zu beurteilen und zum Anstiegsweg zu verbinden. Bei ungünstigen Verhältnissen können auch die gewöhnlichen Routen sehr unangenehm werden.

*

Die Höfats ist *der* Blumenberg der Allgäuer Alpen und einer der berühmtesten der Ostalpen, auf dem der Bergfrühling einen überreichen Blumenflor hervorzaubert. Allüberall in die Schrofen und Wände verstreut ein Blühen sondersgleichen, das mit dem Tiefblau der Enziane, dem Gold der Aurikeln, dem schneeigen Weiß der Anemonen beginnt und später überleitet zur Pracht der sommerlichen Flora. Sie weist Kostbarkeiten auf, die hier infolge des Kieselgehaltes der Hornsteine und Aptychenkalke ihren einzigen Standort in den Allgäuer und Bayrischen Alpen haben. Wer die Edelraute fand und, sich niederbeugend, ihren herrlichen Duft kostete, wer die seltsame Straußglockenblume in den Schrofen stehen sah, wer auf das merkwürdige Federgras stieß, dem wird ein Erlebnis zuteil, das nicht geringer ist als die Bezwingung irgendeines schweren Höfatsweges.

Die Aptychenkalke aber sind der Lieblingsboden des Edelweiß und der Reichtum der Höfats an diesen Silbersternen war einstmals sprichwörtlich. Dem Menschen, Einheimischen wie Fremden, blieb es vorbehalten, diese Edelweißfülle zu zerstören. Vor einem Vierteljahrhundert war nur noch das kurzstielige und kleinsternige Edelweiß in größeren Menge längs der üblichen Höfatsanstiege zu finden. Das langstielige und großsternige Edelweiß hatte sich, seinen Todfeind, den Menschen, fliehend, an die unzugänglichsten Stellen zurückgezogen. Nur die Behütung des Berges durch die Allgäuer Bergwacht und die auf Anregung des Verfassers 1935 eingerichtete, ununterbrochene Besetzung eines Zeltpostens in Gipfelnähe zur Zeit der Edelweißblüte vermochten die Restbestände zu

retten. Ohne diese mühevolle Überwachung wäre das Edelweiß hier ausgestorben. Wenn man den Edelweißbestand um die Jahrhundertwende mit hundert Prozent annimmt, sank er infolge der unaufhörlichen Nachstellungen bis zum Jahre 1923 auf etwa zehn Prozent. Er ist heute dank des erwähnten Überwachungsdienstes nach vorsichtigen Schätzungen und Beobachtungen wieder auf etwa achtzig Prozent angestiegen. In den letzten Jahren konnte man nahe der üblichen Anstiegsrouten Edelweißstöcke mit dreißig und mehr Blüten sehen. Kein Berg im Allgäu hat so viele Opfer gefordert wie die Höfats. Sie betrafen aber zum weitaus größten Teil Edelweißsucher, was hauptsächlich dadurch bewiesen wird, daß seit Errichtung des Bergwacht-Zeltpostens die tödlichen Abstürze fast ganz aufhörten. Die beiden Bergwachtmänner, die dort oben (bei wöchentlicher Ablösung) hausen, haben keine leichte Arbeit. An schönen Tagen müssen sie ständig unterwegs sein, die Flanken des Berges beobachten, vermutlichen Edelweißjägern nachsteigen, sie gegebenenfalls vom Pflücken abhalten und überall dort auftauchen, wo sie nicht erwartet werden. Das ergibt Gespräche über Abgründen, hartnäckige Auseinandersetzungen und manchmal auch heftige Worte — alles einer Blume wegen, die unserer Heimat erhalten bleiben soll. Auch bei Nebel, ja selbst bei Nacht, wird ihr mit der Taschenlampe nachgestellt. Allein das Dasein ist für die beiden Männer manchmal eine Leistung, wenn der Regen niederprasselt und die Steine durch die Rinnen gellen, der Sturm mit Gewalt heranbraust und das Zelt vom schmalen Gufelgrat (2000 m) in den Abgrund fegen möchte. Wenn die Blitze in die Felsen schlagen, daß die Steinbrocken herumspritzen und die schmetternden Donnerschläge sich im Echo überstürzen. Es ist auch schon vorgekommen, daß sommerlicher Schneefall die Männer in das Zelt bannte, ja daß sogar der Abzug im September bei tiefem Schnee und großer Lawinengefahr vonstatten gehen mußte. Alles einer Blume zuliebe — und doch, ist das nicht ein frohes Zeichen in unserer allzu nüchtern gewordenen Zeit?

Seit dem Jahre 1911 war die Höfats Pflanzenschongebiet, im Jahr 1959 erfolgte ihre Erklärung zum Naturschutzgebiet. Damit wurde sozusagen auch amtlich dokumentiert, daß der Höfats in dem schmalen deutschen Alpengürtel die Bedeutung eines einzigartigen Naturdenkmals zukommt.

*

Die senkrecht aufgerichteten Hornstein- und Aptychenkalke ziehen von der Höfats in nordwestlicher Richtung über das Himmelhorn (2114 m), den Schneck (2269 m) und, an Höhe allmählich abnehmend, über das Laufbacher Eck (2178 m), den Salober (2088 m) und das Berggächtle (2006 m) zum Giebel (1949 m). Vom Höfatsmittelgipfel bis zum gegenüberliegenden Himmelhorn mißt man auf der Karte dreitausend Meter. Genau in der Mitte liegt in einer Höhe von 1256 Metern der donnernde Stuibenfall, dessen Wasser über eine Hornsteinbank herabbrausen. In wilden Stürzen brechen die Gesteinsschichten auf eineinhalb Kilometer Luftlinie volle tausend Höhenmeter zur Tiefe, um sich dann in kühnem Schwunge gleich hoch zum Himmelhorn aufzubäumen. Das scharfe Profil seines Südwest- oder Rädlergrates (Erstersteiger H. Rädler, 1910) gleicht einem nach oben zunächst ausschwingenden Halbbogen, ähnlich dem gekrümmten Rücken eines Tigers, der zum Sprung ansetzt. Aus schmaler Scharte springt plötzlich der Grat senkrecht auf, um dann der fast zierlichen Spitze des Himmelhorns zuzulaufen. Dieses ist jedoch nur der 155 Meter niedrigere Vorgipfel des genau sechshundert Meter langen Südwestgrats des Schneck.

Auch er ist ein typischer Grasberg gleich der Höfats, aber von eigenartig wechselndem Aussehen. Kommen wir vom Westen, vom Nebelhorn auf dem Höhenweg zum Laufbacher Eck, haben wir vollen Einblick in seine sechshundert Meter breite, in das Tal des Laufbachs abstürzende Westflanke, eine überall kräftig begrünte, von unheimlichen Rinnen zerfurchte Graswand. Von Norden betrachtet, zeigt er uns seine Schmalseite — die von einem Riß gespaltene, senkrechte, grasgesprenkelte Nordwand. Überwältigend

jedoch ist der Anblick aus der Gegend der Ochsenalpe im obersten Bärgündle: Das ist wirklich eine ungeheure Schnecke, die sich aufbäumt und sich mit aller Kraft emporstreckt! Wandert man aber den Höhenweg vom Laufbacher Eck zum Himmeleck, steht man unmittelbar unter der über zweihundert Meter hohen, lotrechten Ostwand, ein wuchtiger Anblick! Die Erkletterung dieser senkrechten Mauer aus gelben Aptychenplatten ist eine der schwersten Allgäuführen (VI).

Westwand und Ostwand des Schneck sind durch ein dreieckiges Grasdach verbunden, das sich in nördlicher Richtung zu einem First zuspitzt. Vom Paß des Himmelecks führt ein Steiglein über besagtes Grasdach in drei viertel Stunden empor — nicht zum Gipfel, sondern zum Vorgipfel. Hier ist das große Halt für alle Ungeübten, wenn auch der neun Meter höhere und vierzig Meter nördlich wie eine Kanzel hinausgebaute Hauptgipfel noch so sehr lockt. Denn nach dem kurzen Abstieg über Gras in eine Scharte und dem Anstieg über einen wenige Meter hohen Aufschwung schärft sich der nach beiden Seiten jäh abfallende Grat derart, daß er nur noch für die Füße Platz läßt und für eine kurze Strecke zur scharfen Schneide wird, die man im Reitsitz zu nehmen pflegt.

Alle übrigen Führen auf den Schneck, ein halbes Dutzend an der Zahl, sind schwere, teilweise äußerst schwierige und gefährliche Unternehmungen. Dies gilt vor allem für den Südwest- oder Rädlergrat; sein Anblick ist für den Wagemutigen eine einzige Herausforderung und unwiderstehliche Lockung. Die kühne Schneide verlangt großes Können und reiche „Graserfahrung". Schon der Zugang über den gras- und felsdurchsetzten unteren Teil verlangt sehr vorsichtiges Gehen. Bevor sich der Grat dann senkrecht aufbäumt, kommt man an der letzten kleinen Fichte vorbei, die auch vom Tal aus sichtbar ist. Sie hat sich einen denkbar ausgesetzten Standort gewählt, ein ergreifendes Bild des Sichbehauptens und Ausharrens. Der Aufschwung wird links in der nach Westen schauenden Wand bezwungen. Sie ist auf über zwanzig Meter Höhe senkrecht, worüber ein moderner Kletterer natürlich lächelt. Ihn schrecken weder die neunzig Grad noch die außerordentliche Luftigkeit. Aber dieses Wandstück ist ein Mosaik aus lockeren Steinen, kleinen Graspolstern und Erde. Eine Stelle, die allerbehutsamste Behandlung und Gleichgewichtsbeherrschung erfordert. Der erste muß sie am langen Seil in einem Zug durchklettern bis zu einem Standplatz im oberen, sich zurücklegenden Teil. Vorher gibt es keine Sicherung — ein Ausgleiten ist der gemeinsame Tod nach einem Riesensturz in die steilen Grasflanken der ins Oytal absinkenden „Oberen Lichte". Kein Wunder, daß sich hier weitaus die schwersten alpinen Unfälle im Allgäu abspielten. Man fand eine Umgehung des Grataufschwungs in der Südwand, wo eine mächtige Felsplatte aus Aptychenkalk das Gras unterbricht. Der schwere Fels ist einigermaßen zuverlässig und mit Haken versehen. Trotzdem ist und bleibt dieser Grat der kühnste aller Allgäuer Grasgrate.

*

Wie die Höfats, ist der gesamte Gratverlauf des Schneckgebietes von Hornsteinen und Aptychenkalken aufgebaut und daher auch seine Flora von einzigartiger Fülle und Schönheit. Man muß hier den Bergfrühling erlebt haben, der im Juni die Hänge, manchmal noch zwischen den Altschneefeldern, mit Stengellosen Enzianen, glutroten Mehlprimeln und Schwefelgelben Anemonen geradezu überschüttet. Welch herrlicher Farbdreiklang! So dicht stehen die Blüten oft beisammen, daß man sie zertreten würde, durchquerte man weglos diese Steilwiesen. Der Kieselgehalt des Gesteins ist auch der Grund für das Vorkommen reiner Urgesteinspflanzen, zum Beispiel der Spinnwebenhauswurz, die zusammen mit der Alpenhauswurz und einer Kreuzung aus beiden die Felsen schmückt. Wie an der Höfats, war in diesem Gebiet das Edelweißvorkommen reich, aber die Gefahr der Ausrottung bestand auch hier. Die Erhaltung und Wiedervermehrung der Restbestände war nur möglich durch die Errichtung eines Bergwacht-Zeltpostens unterhalb des Laufbacher Ecks, der während der Blütezeit sechzig bis siebzig Tage lang von Bergwachtmännern besetzt wird.

Daß auch die Tierwelt der Grasberge bemerkenswert sein muß, ist einleuchtend. Sie sind ein rechter Gemsenhimmel, und das Murmeltier ist in den flacheren Gründen dieser Gebiete zu Hause. Ja, man sieht diese possierlichen Gesellen im Allgäu nirgends derart zahlreich als zum Beispiel im Bereich des Höhenweges vom Laufbacher Eck zum Himmeleck. Schneehase und Schneehuhn sind hier keine ungewohnten Gäste, und der Blütenreichtum der Hänge ist die Voraussetzung für das Vorkommen verschiedener in anderen Gebieten schon recht selten gewordener Alpenfalter.

Vom Bergsteiger werden die Grasberge meist als Mugel abgetan, und ihre Besteigung gilt dem Zünftigen als eine drittrangige Angelegenheit. Nichts ist unrichtiger als eine solche Einstellung. Das Gehen auf Steilgras ist eine Spielart der alpinen Technik und sie zu beherrschen eine Kunst, die man, oft unvermutet, allüberall in den Alpen, zumindest auf kurzen Strecken, gut gebrauchen kann. Doch davon ganz abgesehen sind die Grasberge eine der auffallendsten Erscheinungsformen der Alpen. Im Allgäu ist die Höfats zum Wahrzeichen seiner Bergwelt geworden. Wenn das Bergsteigen die Einheit ist von Leistung und Naturschau, dann gehört die Ersteigung der Grasberge, vor allem zur Zeit des Bergfrühlings, zu den großartigsten und unvergeßlichen Bergerlebnissen.

Anschrift des Verfassers: Georg Frey, 896 Kempten/Allgäu, Gerberstraße 18.

Schiberge und Steilabfahrten zwischen Hochvogel und Widderstein

VON HERMANN KORNACHER

(Mit 2 Bildern, Tafel V)

Im Dezember des Jahres 1891 entdeckten die Bauern von Vorderburg am Rottachberg im Allgäu eine geheimnisvolle Spur, die mitten über ihre verschneiten Wiesen führte. Zwei schmale Rinnen im Schnee, nicht von einem Schlitten, aber auch nicht von einem Tier herrührend. Es war die Schispur des Hilfslehrers Adalbert Ebner aus Petersthal, den man vielleicht als den ersten einheimischen Schiläufer im Allgäu bezeichnen darf. Zwar hatten wagemutige Männer schon früher versucht, den winterlichen Bann, der über den Allgäuer Bergen lag, zu brechen. Am 29. Jänner 1882 erreichten die beiden Kemptner Dr. Fürst und Heiß erstmals im Winter die Mädelegabel, und am 8. Februar des darauffolgenden Jahres schrieb der berühmte Adlerjäger Leo Dorn aus Hinterstein ins Gipfelbuch des Hochvogels: „Herrlich ist die Aussicht, wie ich eine solche noch nie gesehen habe. Beschwerlich und gefährlich war das Steigen. Alle Berge sind still und tot. Erhebt eure Augen und sehet, wer die Berge alle geschaffen hat." 1895 erkletterten mitten im Winter die Brüder Enzensperger trotz vereister Platten und mächtiger Wächten am Gipfelgrat die kühne Trettachspitze. Doch das waren Winterbesteigungen ohne Verwendung der damals noch weithin unbekannten Schier.

Im Grunde genommen war es erst der Schi, der den Talbewohnern und den Städtern das Erlebnis der winterlichen Berge erschloß. Der Hilfslehrer Ebner aus Petersthal blieb nicht allein. Und 1897 wurde von vier Kemptnern der Stuiben bei Immenstadt mit Schiern erstiegen. Es war dies also der erste Allgäuer Schigipfel, und bis heute ist der Stuiben zusammen mit dem benachbarten Sedererstuiben und dem sozusagen an der Abfahrt liegenden Gschwender Horn der beliebteste Schiberg des Allgäus geblieben. 1898 hatte die Sektion Kempten des Deutsch-Österreichischen Alpenvereins „schon" acht Schifahrer. Nach der Jahrhundertwende wurden die ersten Schiklubs gegründet, die sich 1908 zu einem „Allgäuer Skiverband" zusammenschlossen. 1905 kamen die ersten Wintersportler nach Oberstdorf, man ließ sich Schilehrer aus Norwegen kommen; Nebelhorn, Daumen und Hoher Ifen wurden zu Schibergen „ernannt". Jahr um Jahr nahm die Zahl derer zu, die aus allen Teilen Deutschlands ins winterliche Allgäu kamen. Der ungewöhnliche Schneereichtum, bedingt durch die günstige geographisch-klimatische Lage, und die für den Schilauf bestens geeigneten landschaftlichen Gegebenheiten machten diesen Landstrich zwischen Lech und Bregenzerwald zu einem der meistbesuchten Schigebiete des Alpennordrandes.

Man nennt die Allgäuer Berge oft fade „Grasmugel". Daß sie es nicht sind, weiß jeder, der das Allgäu kennt. Sicher, die Bergformen sind hierzulande anders als in Oberbayern. Sie sind weicher, aber gleichzeitig auch unterschiedlicher. Gegensätze, wie beispielsweise jene von den sanften Schneeflächen der Käseralpe zu den abschreckend steilen Wänden der Höfats und des Schnecks sind anderswo kaum zu finden. Andererseits verwandeln sich gerade die der felsigen Hauptkette vorgelagerten „faden Grasmugel" des Allgäus mit ihren Weideflächen im Winter zu klassischen Schibergen. Ihre Zahl ist Legion, und die der Abfahrten und — zum Teil recht hochalpinen — Tourenmöglichkeiten geht in die Tausend.

Wenn Schifahrer auf den Winter im Allgäu zu sprechen kommen, denken sie dabei meist an bekannte Namen wie Oberstdorf mit den Abfahrten vom Söllereck und vom Nebelhorn. Oder sie schwärmen vom Kleinen Walsertal und seinen Schibergen. Vielleicht erinnern sie sich auch an die berühmte Hörnertour und das Riedberger Horn (einst als Deutschlands schönster Schiberg gerühmt). Sie sprechen von bekannten Schidörfern, wie Hindelang, Oberjoch, Pfronten, Jungholz und Oberstaufen. Und damit scheint die Auswahl schon erschöpft. So scheint es nur! Denn das Allgäu hat noch eine wesentlich größere Anzahl von zwar unbekannteren, deswegen aber nicht weniger lohnenden Schizielen anzubieten. Schiberge und Steilabfahrten, ja ganze Schiparadiese, die dennoch nicht so überlaufen sind wie die Standardstrecken und Pisten im Bereich der Lifte und Seilbahnen.

Rund um die Lachenspitze

Etwa auf halbem Wege zwischen Reutte im Lechtal und dem Hochvogel steht einer der schönsten Schigipfel des Ostallgäus, die 2130 Meter hohe Lachenspitze. Der Name hat freilich nichts mit dem Lachen zu tun, sondern rührt wohl von dem kleinen See her, der zu Füßen ihrer abweisenden Nordwand in eine weite Karmulde eingebettet liegt. Freilich, als wir endlich den talseits in latschendurchsetzten Wänden abbrechenden Querriegel dieser Karmulde erreicht und unsere schweren Rucksäcke vor der versperrten Landsberger Hütte (1810 m) in den Schnee geworfen hatten, da war von dieser Lache nichts zu sehen. Zugefroren und dick verschneit war sie wie die beiden andern Bergseen auch, an denen wir heute schon vorbeigekommen waren, am Vilsalpsee (1168 m) und am Traualpsee (1631 m). Es war Hochwinter, in den nordseitigen Karen lag bester Pulverschnee — und wir hatten den gemütlichen, kleinen Winterraum der Landsberger Hütte ganz für uns. Eine ganze Woche lang!

Der erste Gang am andern Tag galt wie bei früheren Besuchen auch der Lachenspitze. Hatten wir uns im vergangenen Sommer die senkrechte Nordwand „angeschaut", so war diesmal die Südseite dran. Über die Steinkarscharte (1955 m) spurten wir hinüber und setzten unseren Ehrgeiz drein, die Brettl bis zum Gipfelzeichen nicht abzuschnallen. Eine harte Arbeit, aber es ging. Die Abfahrt dann aus der Scharte unmittelbar südlich des Gipfels in östlicher Richtung auf die flachen, von vereinzelten Zirben bestandenen Böden des Gappenfeldes hinunter, die wurde ein ganz besonderer Leckerbissen. Der Wiederaufstieg zum östlichen Lachenjoch war kein Problem, da konnte man den Schochen (2069 m) leicht auch noch „mitnehmen". Es war noch nicht Mittag, als wir schon wieder zur zugefrorenen Lache hinunterschwangen. Einen weiteren Tag verbummelten wir an der Rotespitze mit ihrem riesigen Südosthang und an der Steinkarspitze, einen anderen am 1872 m hohen Geierköpfl, das uns die schönste Firnabfahrt der ganzen Woche offerierte, geradewegs zur riesigen Scheibe des verschneiten Traualpsees hinunter. Der Aufstieg über den „Gesprengten (Sommer-) Weg" zur Landsberger Hütte scheiterte an einer Eisorgel von ungeheuren Ausmaßen. Es blieb wieder einmal mehr der Winterweg unter den Westabbrüchen der Schochenspitze. — Ein Tag war für eine winterliche Besteigung der Leilachspitze (2276 m) angesetzt. Wäre uns der Weg nicht schon vom Sommer her bekannt gewesen, wir hätten unter den veränderten winterlichen Bedingungen kaum hinaufgefunden. Schon der Weg über das Lachenjoch und die Gappenfelder, hinter den Luchsköpfen vorbei in die Scharte vor der Leilachspitze war ein Abenteuer für sich. Dann aber erst der Aufstieg zur Scharte südlich des Gipfels — im Sommer ein mühseliger Schinder über stets rutschendes feines Geröll —, den legten wir dann doch ohne Schier zurück. Für die letzten fünfzig Meter hinauf zum Gipfel über aperen, warmen Fels wären sie uns ohnehin hinderlich gewesen. Um so verwegener waren wir dann auf der Heimfahrt. Auf dem Hosenboden ging's hinunter zu den Schiern. Und dann nicht wie am Morgen südlich um die Luchsköpfe herum, son-

dern ungemein steil gerade hinunter ins Kar der Gappenfelder: ein Hochgenuß! Für den letzten Tag blieb uns die Abfahrt nach Tannheim, dem Talort der Landsberger Hütte, und zum Vilsalpsee. Dafür hatte man uns den Umweg über die Gappenfeldscharte — zwischen Schochenspitze und Sulzspitze — empfohlen. Und nicht zu Unrecht. Denn trotz der immer noch recht unförmigen Rucksäcke wurde das die schönste und längste Abfahrt dieser Tage: Von der Schochenspitze, die wir bei dieser Gelegenheit noch einmal „mitnahmen", über die hindernislosen Nordosthänge vor und unterhalb der Gappenfeldscharte — von der Alpe selber schaute nur noch das Dach heraus — durch freie Lichtungen und zuletzt im Schuß durch eine Waldschneise bis hinaus zum Vilsalpsee, das waren an die tausend Höhenmeter bester Qualität!

Nebenwege im Hörnergebiet

„Nebenwege, das sind die Wege, die neben den vielbefahrenen, den bekannten, den belebten liegen" (Henry Hoek). Damit soll nichts gegen die vielbefahrenen, bekannten und belebten Abfahrten gesagt sein. Denn „wenn der Weg gebahnt ist, ist gut reisen!" sagt ein Sprichwort. Aber manchmal möchte man eben herunter von den gebahnten Wegen, hat genug von Schranken und Verbots- und Gebotstafeln und hat vor allem genug vom stundenlangen Schlangestehen an Lifts und Seilbahnen. Manchmal! Und dann empfehlen sich eben solche Nebenwege. Gerade im Bereich der bekannten Hörner zwischen Sonthofen und Balderschwang gibt es zahlreiche Nebenwege dieser Art, während ein paar Kilometer weiter an schönen Sonntagen Tausende sich tummeln.

Das Blaicherhorn (1669 m) gehört in diese Kategorie. In allernächster Nähe sonnt sich das Riedberger Horn in dem allmählich verblassenden Ruhme, Deutschlands schönster Schiberg zu sein. Demgegenüber kann das nur wenig niedrigere Blaicherhorn mit dem Superlativ der längsten zusammenhängenden Abfahrt im ganzen Bereich aufwarten. Denn von seinem Gipfel bis hinaus zur Gunzesrieder Säge sind es fast sieben Kilometer. — Wir waren mit dem Omnibus von Blaichach über Seifriedsberg und Gunzesried bis zur Säge gefahren und in knapp zwei Stunden zur Hällritzenalpe aufgestiegen. Weil aber der Schnee gut zu bleiben versprach und uns die geradezu idealen Schimugel im Kammverlauf zum Riedberger Horn gar zu sehr lockten, hoben wir uns das Blaicherhorn für den Nachmittag auf und querten erst einmal auf der weiten, buckligen Terrasse hinüber zur Printscheralpe und stiegen durch kaum verschneite Bergerlen hinauf zum Ostgrat des Grauensteins (1641 m). Drüben, in Reichweite sozusagen, stand die fleckenlose Schneekuppe des Riedberger Horns, der „Ski-mons idealis" (C. J. Luther) in Reinkultur: Abfahrten nach sechs Seiten, hindernislose Hänge, Neigungen von steil bis gemäßigt, südseits Firn, nordseits Pulver! Obwohl kein Lift und keine Seilbahn hinaufgeht — heute führt die neue Paßstraße von Fischen nach Balderschwang auf 1440 Meter um den Südfuß des Berges herum — herrschte rings um das Gipfelkreuz Hochbetrieb.

Wir blieben auf dem Grauenstein sitzen und überlegten, ob wir nach Balderschwang hinunterfahren sollten (Aufstieg Wilhelmine—Blaicherhorn) oder nach Nordosten zur Printscheralpe. Eine fabelhaft schöne Spur im lockeren Pulverschnee der Ostflanke gab den Ausschlag: Ein Stück fuhren wir noch den Nordwestgrat hinunter, dann ging es über eine Wächtenlücke hinein in den Steilhang. An der unbewirtschafteten Alpe drunten hielten wir an und schauten staunend zurück: das sollten wir gewesen sein? Unser schifahrerisches Selbstbewußtsein machte einen gewaltigen Hupfer. Zu gerne hätten wir auch noch den zweiten Teil dieser Genußfahrt bis hinunter ins Ostertal verfolgt. Aber wir wollten ja noch aufs Blaicherhorn. Eineinhalb Stunden später standen wir auf seinem sanft geschwungenen Doppelgipfel, sahen den Säntis herübergrüßen und seinen Trabanten, den Altmann. Dann aber machten wir uns an die letzte und längste

Abfahrt dieses Tages. Die Hällritzenalpe flog vorbei, die Heuhütten auf dem langen Rücken des Obertalberges. Der Stuiben zur Linken wuchs in die Höhe, bis er, als wir an der Gunzesrieder Säge die Schier abschnallten, wie ein riesiges Kirchdach über uns stand. Eine halbe Stunde später fuhr der Omnibus.

Vom Nebelhorn zum Entschenkopf

Für jeden Tourenschifahrer kommt einmal der Tag, an dem er seinen Frieden schließt mit Bergbahnen und Schiliften, sofern ihn scheinbar idealistische Grundsätze überhaupt je so weit gebracht hatten, die Existenz dieser mechanischen Aufstiegshilfen zu negieren und ihren Betrieb — wenigstens für seine Person — zu boykottieren. Er schließt früher oder später doch einen Kompromiß und verbindet fortan nach Möglichkeit das Angenehme mit dem „Nützlichen". Gerade im Allgäu bieten sich für den Schitouristen auch der schärferen Richtung großartige und wirklich lohnende „Kompromisse" dieser Art an. Oder ist es etwa kein Kompromiß, wenn man, um vom Nebelhorn zum Entschenkopf zu gelangen, von Oberstdorf mit der Seilbahn hinauffährt zum Edmund-Probst-Haus, per Sessellift auch noch schnell den Gipfel mitnimmt, dann bis zum „Kalten Brunnen" das schönste, aber auch schwierigste Stück der langen Nebelhornabfahrt absolviert, um dann, kurz vor der Einfahrt in den berüchtigten Latschenhang, mit einem entschlossenen Rechtsschwung die Piste zu verlassen, die Steigfelle aus dem Rucksack zu holen und fortan aus eigener Kraft, wenn auch schwitzend und schnaufend, durch das kleine Gund aufzusteigen in den Sattel zwischen Gundkopf (westlicher Nebengipfel des Nebelhorns) und Gaisalphorn? Wie gesagt, die gut dreihundert Höhenmeter dort hinauf, die machten uns ganz schön warm. Dafür war die kurze Abfahrt hinunter zum zugefrorenen Oberen Gaisalpsee die reinste Wonne: ein weiter, nicht zu steiler, leicht konkaver Idealhang riesigen Ausmaßes. Auf dem verschneiten Eisparkett des Oberen Gaisalpsees ließen wir die tolle Fahrt auslaufen. Den kurzen Gegenanstieg zum „Gängele", einem Sattel im Grat zwischen Gundkopf und Entschenkopf, nahmen wir da gerne in Kauf. Und von dort hätte es eigentlich schon losgehen können. Die schönste und längste Abfahrt des Tages lag hier offen vor, das heißt unter uns; hinunter ins Retterschwang. Aber wir wollten ja noch zum Entschenkopf. Und das war gar nicht einmal so einfach: Stets in der Ostflanke, die drohenden Wächten auf dem Grat über uns, so querten wir hinüber zu den Mulden unter dem kreuzgeschmückten Gipfel (2042 m). Die ausgiebige Rast im Anblick der Nordwände des Nebelhorns und der Wengenköpfe war verdient. Der Blick auf die hindernislosen, leicht gewellten Hänge der bevorstehenden Abfahrt kürzte sie um mehr als die Hälfte. Wir konnten es einfach kaum mehr erwarten: Kein Baum, kein Felsen, keine Steilstufe bis ins Tal hinunter, über sechshundert Höhenmeter in einem einzigen Hang! Das hat nicht einmal der Daumen drüben, geschweige denn die Nebelhornabfahrt selber. Der Schweiß, den die Schigötter vor diesen Preis gesetzt hatten, machte sich bezahlt. Und wir waren heute die einzigen, die ihn gewannen! — Viel zu schnell war der Talboden erreicht, die sogenannte Fürstenwanne, in der einst Kurfürst Clemens Wenzeslaus von Trier auf Gemsen und kapitale Hirschen lauerte. Der Rest war ein müheloses, gemütliches Gleiten talaus, vorbei am Mitterhaus, vorbei an der Hornkapelle, hinunter nach Bad Oberdorf bei Hindelang.

Rund um die Pfannenhölzer

Die Allgäuer haben eine Vorliebe für drastische Bergnamen. Sie kennen eine Mädelegabel und einen Krottenkopf, sie haben Kackenköpfe, Seilhenker, Schneck, und sie haben ein Seichereck. In auffälliger Weise häufen sich Bergnamen dieser Art in der

Hindelanger Gegend. Dort gibt es nämlich neben Spießer und Bschießer auch Zwiebelstränge, Daumen und Pfannenhölzer. Eine Schitour rund um die zuletzt genannten Pfannenhölzer, einen wildzerzackten Felsgrat, der vom Großen Daumen nach Osten absinkt, gehört zum Vielseitigsten, was die zentralen Allgäuer Berge für den Tourenfahrer zu bieten haben. Und wer sie vom Nebelhorngipfel über Daumen, Tür, Grieskar, Schneid, Retterschwang und Straußbergsattel bis nach Sonthofen durchsteht, der bringt bei nur tausend Metern Anstieg aus eigener Kraft insgesamt mehr als zweitausendsechshundert Höhenmeter zusammen, und das will auch im Allgäu etwas heißen. Wieder war es die Nebelhornbahn, die uns zusammen mit dem Sessellift zum Ausgangspunkt dieser großen Rundtour brachte. Die Schußfahrt im handhohen Pulverschnee der vergangenen Nacht hinunter zur Hochterrasse des Koblats war die genußreiche Einleitung, der Wiederaufstieg zum Großen Daumen (2279 m) bergsteigerische Pflicht, die Abfahrt in östlicher Richtung zum vierhundert Meter tiefer gelegenen Engeratsgundsee eine hochwillkommene Dreingabe. Droben aber, „Bei der Tür", einem Sattel zwischen Falken und Hengst, öffnete sich uns der Blick in ein wildromantisches, einsames Hochtal: Unzerspurte, gewaltige Pulverschneehänge über einem tief eingeschnittenen Tobel, weit, weit drunten die kaum wahrnehmbaren Dächer der drei Nickenalpen, und über allem die zerhackten, schartenreichen Felstürme der Pfannenhölzer bis hinüber zur Mittagspitze. Der Ostfuß dieser Mittagspitze war unser nächstes Ziel, wobei wir die auf fünfzehnhundert Metern verlaufende Höhenschichtlinie der Landkarte sozusagen als Weg ins verborgene, nördlich der Pfannenhölzer eingelagerte Grieskar benutzten. Über die tiefverschneite Wiesloher Alpe stampften wir im schier grundlosen Neuschnee den Steilhang hinauf zur Schneid (1931 m), diesmal wieder der Sonne entgegen, also nach Westen. Zugegeben, es war eine Schinderei, die auch nicht weniger wurde, als meinem Freund dauernd die vereisten Steigfelle heruntergingen. Doch dann hatten wir es geschafft. Die Abfahrt ins Retterschwangtal führte über achthundert Höhenmeter und verlieh uns so viel Auftrieb, daß wir beschlossen, nicht — wie üblich — talauswärts nach Bad Oberdorf zu laufen, sondern gleich wieder in nordwestlicher Richtung hinaufzusteigen zum Straußbergsattel (1250 m) vor dem Imberger Horn, um bei der letzten, wirklich allerletzten Abfahrt bis zu den ersten Häusern von Sonthofen — über den Kühberg — weitere fünfhundert Höhenmeter einzuheimsen. Ein Genuß war das freilich nicht mehr. Die Sonne wollte schon untergehen, als wir auf dem Sattel standen. Der Schnee hinunter war schwer, teilweise sogar verharscht, eine Piste, die uns jetzt willkommen gewesen wäre, nirgends zu sehen. Um 9 Uhr waren wir vom Nebelhorn weggefahren, als wir im Sonthofener Bahnhof auf die nächstbeste Bank sanken, zeigte die Uhr 7 Uhr abends. Jetzt freilich hatten wir endgültig genug!

Im Winter auf den Widderstein

Es ist doch merkwürdig, daß der Mensch nicht einmal in den Bergen, in denen oft schon der kleinste Fehltritt, die geringste Nachlässigkeit verhängnisvolle Folgen haben kann, daß er nicht einmal dort so ohne weiteres bereit ist, sich die Ratschläge und Erfahrungen anderer zu eigen zu machen. Erst muß er dergleichen am eigenen Leibe erfahren haben. Vorher glaubt er's nicht. Oder haben wir es etwa seinerzeit anders gemacht, als wir bei föhnigem, viel zu warmem Wetter vom Hochalppaß hinüberquerten und — unter Zurücklassung der Schier — durch die Südschlucht hinaufstiegen zum Widderstein? Dabei hatte die Sache so harmlos angefangen: Am letzten Tag unseres Walsertalurlaubs waren wir von Baad, dem letzten Dorf im Tal, ins märchenstille Bärguntal hineingelaufen. An der verlassenen Bärguntalpe hatten wir die Steigfelle angeschnallt, und in nicht ganz zwei Stunden waren wir schon droben auf dem knapp zweitausend Meter hohen Hochalppaß. Rings um uns im strahlenden Sonnenschein die All-

gäuer Berge, der Hohe Ifen, das Walmendinger Horn, die Güntlispitze, das Grünhorn, Schiziele der letzten Tage. Über uns aber wie ein mächtiger, runder Felskopf der Widderstein (2535 m), alles andere als ein Schiberg. Und doch lockte er uns, es wenigstens einmal zu probieren. Am nur zu ahnenden Hochalpsee — Quelle der Breitach und damit der Iller — vorbei querten wir zu den Felsen am Eingang in die Südschlucht hinüber. Die Sonne brannte, hatte den Schnee schon längst aufgeweicht. Mit Schiern war da nichts mehr zu machen. Wir steckten sie seitwärts hinter einen Felsen, spannten die Felle zum Trocknen auf und stapften los, einer hinter dem andern. Bald wurde sie sehr, sehr steil, die Rinne, bis zum Bauch standen wir oft im Schnee, schoppten den Schnee zusammen, um wenigstens etwas höher zu kommen. Erst als die schwarz überronnenen Felsen der rechten Schluchtwand unter uns lagen, wurde auch die Rinne etwas flacher, gleichzeitig verbreiterte sie sich zu einem Hang, der in gleichbleibender Steilheit hinaufreichte bis zum Gipfelgrat. Stufe um Stufe stießen unsere Stiefel in den steilen Firn. Immer wieder lösten wir einander ab. Langsam kamen wir höher. Wir passierten eine feine, schwarze Linie, die sich quer über den ganzen Hang zog — als es hinter und unter uns plötzlich donnerte und grollte. Ein verwunderter Blick zurück offenbarte mit einem Male das Unheil, dem wir vielleicht um Minuten entronnen waren: Langsam und offensichtlich durch nichts mehr aufzuhalten hatte sich der Gipfelhang in seiner ganzen Breite nach unten in Bewegung gesetzt, genau an der schwarzen Linie, die wir eben erst ahnungslos passiert hatten. Binnen weniger Sekunden löste sich diese riesige Fläche in lauter einzelne Schollen auf. Und was dann kurz darauf in der sich verengenden Rinne wie in einem gigantischen Trichter verschwand, das waren Tausende von Kubikmetern grobscholligen Schnees. Das brach sich an Felsblöcken, gischtete auf wie tosendes Wildwasser, staubte und polterte die Rinne hinunter, ein unaufhaltsamer, alles mit sich reißender Strom. Wenn nun diese vernichtende Lawine nur um eine Minute früher losgebrochen wäre? Wenn, ja wenn . . .? Kurz darauf standen wir droben am Gipfelkreuz, dankbar und doch auch mit schlechtem Gewissen. Wir waren noch einmal davongekommen. Gänzlich unverdient! — Unsere ganze Sorge war nun, ob es unsere Schier am Eingang der Schlucht erwischt habe. Sie standen noch da, wie wir sie zwei Stunden vorher verlassen. Knapp einen Meter daneben der äußerste Rand der Lawinenbahn.

Steilabfahrten in der Nagelfluhkette

In Oberstaufen blühten die Forsythien, weiter droben, auf den Wiesen hinter Steibis, sah ich Schlüsselblumen, Schusternagerl, Mehlprimeln. Dann begann es zu regnen. Der Hochgrat hatte sich eine Nebelkappe aufgesetzt, ein paar weiße Fetzen Firnschnees lugten darunter hervor. Zwei Stunden später, nachdem mich der schmale, lehmige Weg aus dem Frühsommer des Tales — es war immerhin Mitte Mai! — wieder in den Bergfrühling hinaufgeführt hatte, lehnte ich meine Schier an die graue Schindelwand des Staufner Hauses. Ringsum lag noch metertief der Altschnee, und ich war der einzige Gast. Anderntags stieg ich vollends hinauf zum Kamm, während noch die letzten Nebelfetzen der Regennacht an den Hängen der umliegenden Berge herumzogen. Droben auf dem Gipfel des Hochgrats (1832 m) blühten im ersten Grün des Jahres schon Aurikel und Enzian. Doch ein paar Schritte hinüber zum Beginn der mächtigen Ostrinne führten mich an die Schwelle des Winters zurück: herrlicher, körniger Firnschee in ausreichender Menge, gerade breit genug für ein paar Schwünge. Wie mit einem Hechtsprung ins Wasser, so tauchte ich, die Schier an den Füßen, in die Tiefe. Die Rinne hatte eine Neigung von 35 bis 40 Grad, war an den beiden Rändern überhöht und ging laut Karte über einen Höhenunterschied von etwa dreihundertfünfzig Metern. Links und rechts apere Felsen, grünes Gras, Blumen und dunkle Bäume, die wie Kilometersteine vorbeiflogen. Und dazwischen spritzender, führiger Firn: Schigenuß in höchster Potenz! — Beim Aufstieg zum

nächsten Gipfel, dem Rindalphorn (1822 m), stieg ich über ein Meer von Krokus, blauen und weißen. Die folgende Abfahrt durch die Hornschlucht bot womöglich noch eine Steigerung der vorigen. Jeder Schwung saß ohne Verwackeln oder vorsichtiges Anstemmen. Das spritzte und zischte und rauschte, man fühlte sich wie in einem schnittigen Motorboot auf glitzerndem See. Nur zu schnell war dieser Rausch vorbei. Ein neuer Aufstieg begann, eine neue Abfahrt folgte, und so noch dreimal: Gündleskopf, Buralpkopf, Sedererstuiben und als großartiger Abschluß die Abfahrt vom Stuiben (1749 m) über die sogenannte Stuibensteige und den Knobel hinunter bis in die Höhe des Berggasthauses Almagmach (1135 m). Dann war Schluß. Ein Hindurchschwindeln von Schneefleck zu Schneefleck, ein Trapsen über nasses Moos, ein allerletzter Schwung, der in einem Teppich von Krokus und Soldanellen endete.

Mit Schiern über die „Haute Route" des Allgäus

Man hat den vielbegangenen Heilbronner Weg die „Haute Route" des Allgäus genannt. Doch ist er, genau genommen, nur ein kleines Teilstück in dem ausgedehnten Wegenetz, das die Hauptgruppen der Allgäuer Alpen miteinander verbindet. Immerhin ist die Wegstrecke zwischen Rappenseehütte und Waltenberger Haus — bzw. Kemptner Hütte am Mädelejoch — das interessanteste und hochalpinste Stück. Und eigentlich trägt nur die Strecke zwischen der Abzweigung zum Hohen Licht und der Bockkarscharte den Namen „Heilbronner Weg" zu Recht, so benannt, weil die Sektion Heilbronn des Alpenvereins den von der Sektion Allgäu-Kempten 1899 durchgeführten Bau des Weges und der zum Teil recht kühnen Steiganlagen finanzierte. Dank geschickter Wegsprengungen, zahlreicher Drahtseilsicherungen und einer abenteuerlichen Eisenleiter ist dieser in Höhen über zweitausendsechshundert Meter führende Heilbronner Weg im Sommer auch für Bergwanderer gangbar. Im Winter, besser gesagt Spätwinter, dagegen ist er ein Leckerbissen für hochalpin erfahrene Tourenläufer.

Es war ein langer Hatsch von Oberstdorf nach Einödsbach und weiter hinein ins einsame Rappenalptal. Der Freund, mit dem ich am Wilden Männle — inzwischen eingestürzt! — und an der Hochfrottspitze den Schiwinter mit dem Klettersommer verknüpfen wollte, hatte abgesagt. Bei der Holzerhütte an der Einmündung des Körbertobels zweigte ich links ab. Ein etwas verwahrloster Alpweg führte zur Rappenalpe hinauf und verschwand am Mußkopf endgültig unter dem Altschnee. Auch in der Rappenseehütte war ich — eine Woche nach Pfingsten — allein. Allein spurte ich dann auch noch zur Großen Steinscharte hinauf, um den Weiterweg für den nächsten Tag auszukundschaften. Doch dabei blieb es nicht. Und eine Stunde später stand ich schon auf dem Gipfel des Hohen Lichts (2652 m), selber ganz überrascht von diesem schnellen Erfolg. Daß die anschließende Abfahrt kein Genuß war, durfte bei dieser Tages- und Jahreszeit nicht verwundern. Trotz bester Vorsätze wurde es am andern Morgen doch 7 Uhr, bis der Winterraum der Rappenseehütte endlich wieder versperrt war. Zwei Kemptner waren spät abends noch heraufgekommen, und so stiegen wir zu dritt über die Große Steinscharte in das weite, trümmererfüllte Kar unterm Hohen Licht. Der Steilhang hinauf zur Kleinen Steinscharte war noch beinhart und machte uns, die wir alle keinen Pickel dabei hatten, schwer zu schaffen. Während nun die beiden andern gleich von der Scharte aus ins Schochenalptal abfuhren, querte ich, die Schier auf dem Rucksack, noch hinüber zum Steinschartenkopf, der bekanntlich mit Hilfe einer eisernen Leiter erstiegen wird. Hier hatte ich also mit 2615 Metern den höchsten Punkt des Heilbronner Wegs erreicht, eine Woche nach Pfingsten, mit den langen Hölzern auf dem Rucksack, ringsum von immer noch hochwinterlichen Bergen umgeben. — Die fünfhundert Meter Firnabfahrt in nordöstlicher Richtung hinunter in das auch im Sommer nur selten begangene Socktal waren ein Hochgenuß besonderer Art! Der Firn gerade recht: nicht mehr zu hart und

noch nicht zu weich, ein richtiger „Bröserlfirn". Ich fuhr und fuhr, bis die Brettl von selber stehenblieben, wohl wissend, daß ich jeden Meter, den ich da tiefer schwang, hernach mehr würde wieder hinaufkeuchen müssen zur Bockkarscharte. Dort droben traf ich auch die beiden Kameraden wieder. Sie wollten über das Waltenberger Haus abfahren ins Bacher Loch und hinaus nach Einödsbach. Mich lockte aber der von andern gerühmte Kratzerhang so sehr, daß ich mich nicht entschließen konnte, mit ihnen zu fahren. Nach einem sommerlich anmutenden Abstecher zur Hochfrottspitze (2646 m) querte ich Deutschlands kleinsten Gletscher, den Mädelegabelferner, fuhr über die Schwarze Milz ab bis zum Kratzerjoch und wagte hoch über den Wilden Gräben den Übergang zu den Steilhängen in der Nordflanke des Kratzers. Noch einmal bot sich hier ein schifahrerischer Hochgenuß, der freilich wegen des nun schon weicheren Schnees nicht mehr so ganz ungetrübt war. Die Abfahrt durch den mit Lawinenresten aller Art und Größe angefüllten Sperrbachtobel glich mehr einem Hindernisrennen für Brettlhupfer. Doch unweit der Stelle, wo der Sommerweg den gischtenden Sperrbach quert, war es endgültig aus mit dem Schnee. Von Spielmannsau dann hinaus nach Oberstdorf ließ ich mich in einem der weißblau überdachten Stellwagen kutschieren. Mir gegenüber saßen ein paar Sommerkurgäste, denen der Schifahrer zu dieser Jahreszeit wohl etwas absonderlich vorgekommen sein mag.

Anschrift des Verfassers: Hermann Kornacher, München-Pasing, Floßmannstraße 10.

Landschaft und Volkstum des Kleinwalsertales

VON KARL ILG

(Mit 4 Bildern, Tafel VI, VII)

Heute ist das Kleine Walsertal für viele Touristen ein wohlbekannter Begriff und für wohl noch mehr Erholungsuchende eine Stätte der Erfrischung und Freude winters und sommers geworden. Doch ist es noch nicht lange her, daß dieses Tal an der Breitach, eingelagert zwischen Hochifen (2232 m) und Gottesackerwänden im Nordwesten und Widderstein (2536 m), Elfer- und Zwölferkopf im Süden und weiteren Erhebungen um 2000 m, die zum äußersten Söllereck (1706 m) nach Osten abfallen — das zur Walserschanz und Breitachklamm als der natürlichen Grenze dieses Talstückes hinuntergrüßt —, ein sehr stiller und sehr entlegener Erdenwinkel gewesen ist.

Vor gut hundert Jahren war es schwierig, den „Mittelberg" — wie das Kleine Walsertal auch und früher allgemein und ausschließlich genannt wurde — zu erreichen. In der Tat bestand diese Möglichkeit in erster Linie über das Starzeljoch vom Bregenzerwalde aus, während der Zugang von Oberstdorf her durch die Geländeverhältnisse an der Breitachklamm stark behindert war. Mit dem Starzeljoch mußte man aber immerhin einen Höhenunterschied von gut 1000 m überwinden, da Schoppernau im Bregenzerwald in 856 m Meereshöhe liegt, das Starzeljoch aber eine Höhe von 1871 m erreicht. Hier hinauf führte und führt heute noch nur ein Pfad. Im Winter ist und war begreiflicherweise über diesen kein Zugang möglich. Die Kleinwalsertaler waren damit durch Jahrhunderte während des langen Winters von der Außenwelt völlig abgeschlossen gewesen.

Es war daher z. B., wenn wir auf eine interessante historische Quelle, auf die Kreisbereisungen des Kreishauptmannes Ebner, eines gebürtigenTirolers aus Imst, verweisen, diesem von 1822 bis 1850 höchsten kaiserlichen Beamten Vorarlbergs durch Jahre hindurch nicht möglich gewesen, diesen Teil seines Distriktes zu bereisen und kennenzulernen. Als es ihm dann endlich 1837 gelang, fügte er seinem Berichte bei: „Bei schlechtem Wetter ist nämlich der Übergang von Schoppernau über das Starzlerjoch oder von Krumbach am Thamberg über den Widerstein mit Lebensgefahr verbunden." [1]

Da die Bewohner des Mittelberges, wie noch auszuführen ist, vornehmlich Viehwirtschaft betrieben, mußten sie das Getreide einkaufen und sich für ihre Abgeschlossenheit vorsehen. Ebner berichtete hierüber weiter: „Von diesem ersten Lebensbedürfnisse trifft man nun in jeder Haushaltung, die nicht zu den ganz armen gehört, einen Vorrat an, der den Bedarf eines ganzen Jahres deckt, die wünschenswerteste Art von Getreidemagazinen, die es geben kann. Als der Unterzeichnete sich um die Veranlassung dieser sehr lobenswerten Einrichtung erkundigte, wurde ihm geantwortet, daß einmal im 17. Jahrhundert im nahen Bayern eine Pest gewütet habe, von der das Tal Mittelberg durch einen strengen Kordon geschützt wurde. Dafür hätten aber ihre Voreltern fast verhungern müssen, weil sie wegen der Sperre auch kein Getreide aus Bayern erhielten. Um daher für die Zukunft einem ähnlichen Notstande unter ähnlichen Umständen zu entgehen, sei allseitig beschlossen worden, stets einen Getreidevorrat für ein ganzes Jahr in jeder Haushaltung in Bereitschaft zu haben. Es wurde dem Unterzeichneten als ein sprechender Beweis für die Wahr-

[1] Meinrad *Tiefenthaler:* Die Berichte des Kreishauptmannes Ebner, Schriften zur Vorarlberger Landeskunde, Band 2, Dornbirn 1950; S. 87.

heit dieser Angabe der Umstand geltend gemacht, daß in einem Hause noch ein ganzes Faß Getreide aufbewahrt werde, welches im ersten Jahre nach jener Pest angeschafft und absichtlich bisher nie konsumiert worden und so bereits über 150 Jahre alt sei. Diese weise Vorsicht wurde besonders im bekannten Teuerungs- und Hungerjahre 1816/17 wohlverdient belohnt. Während damals alle Gemeinden, welche ihren Getreidebedarf von anderswoher sich anschaffen mußten, in den größten Notstand gerieten, an dessen Folgen manche durch eine Reihe von Jahren litten, konsumierten die Mittelberger ihre Jahresvorräte, ohne daß sie für ihren schon früher gesammelten Getreidebedarf unverhältnismäßig hohe Preise bezahlen mußten. Im folgenden wohlfeilen Jahre wurden die Vorräte wieder ergänzt und so weitergefahren."[2]

Wie es schon der Name des Tales ausdrückt, sind die Bewohner desselben Walser. Sie waren in diese Einöde als erste Siedler gelangt.[3] Vor ihnen bildete sie größtenteils ein jungfräuliches Waldgebiet. Dunkle Tannen wiegten ihre Häupter über dem weiten Talschluß des Breitachtales, der heute zumeist von hellgrünen blumenübersäten Wiesen und Almen eingenommen wird. Sicher war der Kontrast der steilen weißen Kalkwände des Hochifen und des Gottesackerplateaus mit dem Dunkelgrün der Forste nicht minder reizvoll als heute mit dem Hellgrün der Grasflächen. Begreiflich übrigens, daß diese Landschaft und namentlich ihre Bergwelt, sobald Menschen einzogen, zur Sagenbildung Anlaß bot. Vor den Walsern hatten sich in sie gelegentlich Jäger verirrt. Lehensinhaber unseres Jagdgebietes, das seine Wasser der Iller und der Donau zusendet, während alle übrigen Wasser Vorarlbergs mit Ausnahme des Tannbergs rheinabwärts fließen, waren die Herren von Rötenberg aus dem Allgäu. Ab 1059 wurde es als solches in einer Urkunde Kaiser Heinrichs IV. dem Bischof von Augsburg vermacht. Möglich, daß schon aus dieser Ära der Name Hirschegg, damals in der Bedeutung eines Flurnamens, stammt. 200 Jahre später scheint unser Gebiet jedoch schon als Alpweide von Bedeutung gewesen zu sein, indem die Weiden über der Waldgrenze in Nutzung genommen waren. Von ihnen aus trieb man dann das Vieh weiter auf den Tannberg. Da die ersten Besitzer dieser Almen also ihr Vieh vom Allgäu aus in die Talschlüsse trieben, wurde das Kleine Walsertal, vor dem Tannberg, mit Recht von diesen als „Mittelberg" verstanden und auch so benannt. Bis zur Loslösung des Mittelberges vom Gericht Tannberg, was „etliche jare" vor 1569 geschah, hatten Tannberg und Kleines Walsertal auch noch unter den Walsern eine gerichtliche und wirtschaftliche Einheit gebildet.

Die Einwanderung der Walser in den Mittelberg dürfte um 1300 erfolgt sein, wie auch die meisten übrigen Walserorte in Vorarlberg um diese Jahrhundertwende ihre Kolonisten aus dem Wallis erhielten. In der Pfarrkirche der Ortschaft Mittelberg findet sich heute noch ein Stein in die Seitenwand eingelassen, der die Jahreszahl 1303 trägt und der der Überlieferung nach aus der ersten Kapelle von „Wüstnern", wie diese Ortschaft ehedem hieß, stammen soll.

Der Walser Auswandererzug über Furka- und Oberalppaß in östlicher Richtung, zunächst in noch unbesiedelte Räume vor allem Graubündens, und dann weiter nach Vorarlberg, von dem immerhin ein Viertel der Landesoberfläche in Besitz genommen wurde, bildete ohne Zweifel eines der sichtbarsten Ereignisse der spätmittelalterlichen Innenkolonisation in den Alpen. Namentlich die Weite des Raumes, die dabei durchschritten wurde, muß auffallen. Denn ebenso wie die Walser rheinabwärts siedelten und dabei auch Vorarlberg erreichten, gründeten sie jenseits des Monte Rosa im Süden neue Wohnstätten und breiteten sich in den französischen Alpen aus.

Über die Ursachen ihrer Abwanderung aus dem Wallis, wohin ihre Vorfahren im 9. Jahrhundert aus dem Berner Oberland eingewandert waren und zumal den oberen Teil des

---

[2] *Tiefenthaler*, a. a. O., S. 88 f.

[3] Karl *Ilg:* Die Walser in Vorarlberg, 2 Teile (Schriften zur Vorarlberger Landeskunde, Band 3 und 6, Dornbirn 1949 und 1956). — J. *Fink* u. H. *Klenze:* Der Mittelberg, Mittelberg 1891.

Wallis im Laufe kurzer Zeit germanisierten, sei flüchtig bemerkt, daß sicherlich ihr starkes Wachstum, dann aber wohl auch klimatische Verschiebungen eine Rolle spielten. Beide Umstände hatten zu Landverknappung geführt. Hiezu kam die Bereitschaft der auswärtigen Grundherren, ihnen bessere Besitz- und Rechtsverhältnisse zu bieten. Diese wieder erhofften sich von ihrer Ansiedlung eine Steigerung ihrer Einkünfte durch eine intensivere Nutzung jener Flächen, die bislang nur sehr extensiv genützt worden waren. Weiters verfolgten sie offensichtlich auch die Vermehrung ihrer waffenfähigen Mannschaft.

Hatten sich die Walser zunächst an den Rändern der Haupttäler unseres Landes niedergelassen, so zogen sie alsbald von hier in die weiteren Nebentäler und Talschlüsse und gelangten so auch vom Klostertal auf den Tannberg.

Von dort stieg alsdann ein „Wüstner" am Widderstein vorbei mit den Seinen in den Mittelberg hinab und gründete die nach ihm und seiner Tätigkeit benannte Siedlung „Wüstnern". Wüstnern und Riezlern, wie eine zweite Ortschaft hier heißt, bedeuten dasselbe und beschreiben eine Siedlung, die durch wüst machen, das heißt durch roden = reuten (daraus Riezlern) entstand. Das Gedenken an den Stammvater Wüstner ist bis heute im Einhalten des „Jahrtages" lebendig geblieben, wie sich auch heute noch Familien direkt von diesem ableiten.

Nicht jeder war geeignet, auf so großen Höhen zu siedeln und ursprüngliche Almen und unwirtliche Waldgebiete zu Dauersiedlungen auszubauen. Auch die Walser ließen sich hiefür nur unter besonderen Bedingungen locken. Sie bestanden in der schon erwähnten persönlichen Freiheit, in der Gerichtsbarkeit und in der Vergabe des zugewiesenen Bodens in der Form der Erbleihe, welche nach heutigen Begriffen der vollen Besitzvergabe gleichkommt, was wieder für damals eine Seltenheit bedeutete. In beiden Punkten ähneln die Walseransiedlungen jenen der Landgewinnung an der See, in den Marschen.[4] Wie dort hart Land gewonnen wurde, geschah es auch hier, und gleich so wurde an beiden Kolonistengruppen ein uralter Rechtssatz der Menschheit wahr, nämlich, daß derjenige, der Wildland rodet, dieses auch zu eigen erhält für sich und seine Geschlechter.

Als Gegengabe hatten die Walser den Grundherren jährlich einen Zins, in der Regel und je nach Ausmaß des Grundbesitzes zwei bis acht Käse, zu entrichten und ihnen weiters bei Kriegsnot „zu dienen inrethalb des landes mit schilten und mit speren und mit ir liben"[5] (= mit ihren Leibern). Beachtenswerterweise hatten also die Walser, wie erwähnt, für die Grundherren auch als Soldaten Bedeutung. Sie verhandelten mit ihnen darüber jeweils in kleinen Gruppen, wobei das gewonnene Land sofort unter den paar Familien aufgeteilt und das Besitztum an den Almen geregelt wurde.

Entscheidender aber als ihre militärische Bedeutung wurde für die Geschichte ihre kolonisatorische. Hierin konnte nämlich damals noch lange nicht jeder Bauer das, was sie vollbrachten. Sie führten in vielen Außenorten, gerade auch am Tannberg und Mittelberg, eine neue bäuerliche Wirtschaftsform ein. Diese mußte notgedrungen auf diesen Höhen, wie anderswo, von der alten Eigenwirtschaft, die Ackerbau und Viehwirtschaft in gleichem Maße betrieb, abrücken, sich vielfach fast oder ganz vom Ackerbau lösen und ihre Existenz beinahe ausschließlich auf der Viehwirtschaft aufbauen.

Dies verlangte einerseits von diesen Bauern die Erschließung von Märkten, in denen sie ihre Erzeugnisse aus der Viehzucht absetzen und das fehlende Brotgetreide eintauschen konnten. Die Walser waren dazu in der Lage. Sie hatten in ihrem Paßland an den Überlandverkehr Anschluß gefunden und werteten diese Kenntnisse nun auch in ihren neuen Heimaten aus. In unserem Falle verfrachteten sie ihre Erzeugnisse zunächst über den Tannberg und die Bündnerpässe nach dem Süden oder in die Städte des eigenen Landes. Später in gleicher Weise über das Starzeljoch und den Bregenzerwald in die Bodensee-

[4] Peter *Liever:* Mittelalterliches Kolonistenrecht und freie Walser in Graubünden, Kultur- und staatswissenschaftliche Schriften, Heft 36, Zürich 1943; S. 23 f.

[5] Der Satz stammt aus der ältesten erhalten gebliebenen Walserurkunde aus Laterns, 1313.

gebiete, bis ihr findiger Blick auch im Oberstdorfer und namentlich im Augsburger Raume neue Absatzmöglichkeiten entdeckte. Natürlich wurden die Walser auf diese Weise auch sehr frühe bäuerliche Vertreter der Geldwirtschaft.

Andererseits verlangte ihre Existenzsicherung aber auch eine ganz besondere Art der Viehwirtschaft. Da sie schon ausschließlich vom Vieh lebten, mußten sie es anders halten, als es damals in der Regel üblich war, indem man es wintersüber stark vom Futter hielt und zeitig im Frühjahr auf die Weide trieb. Letzteres fiel hier von vornherein fort, da die Winter in unseren Höhen zu lange und zu schneereich waren. Hier war ein Austrieb vor April, Mai undenkbar und kam Ende Oktober ebenso sicher nicht mehr in Betracht. Zum anderen konnte aber auch eine Absetzung des Viehs vom Futter keine Lösung bedeuten, da man von einem halbverhungerten Vieh nicht jene Erträge erwarten konnte, mit denen die Existenz einer Familie einen ganzen Winter lang zu sichern war.

Damit ist nur kurz angedeutet, daß mit der Kennzeichnung der Walser als Viehzüchter, wie sie der große Schweizer Walserforscher Aloys Schulte[6] und nach ihm sämtliche Nachfolger hinstellten, noch nicht alles gesagt war, sondern daß es sich, wie ich es nach umfangreichen Untersuchungen sehen mußte, um ganz besondere Viehbauern handelte. Um solche nämlich, die — und hierin lag die Änderung und der Fortschritt — ihre Viehwirtschaft auf eine gewissermaßen neuzeitliche Stallfütterung und damit notwendigerweise auf eine umfangreiche Heuwirtschaft aufbauten bzw. aufzubauen in der Lage waren.

Tatsächlich sieht man unsere Walser den ganzen Sommer über die Hänge auf und ab mit der Heueinbringung beschäftigt, wobei sie jeden Sonnentag auszunützen versuchen, um die trockenen „Bürden" ihres kleinen, duftigen Bergheues auf dem Rücken in die über ihre Wiesen hin verstreut stehenden „Bargen" zu tragen. Aus diesen führen sie es alsdann je Bedarf im Winter auf Schlitten mit geringerer Beschwerlichkeit zu den Ställen. Wie dieses Bild sich heute jedem Betrachter als charakteristisch einprägt, so hatte es hier bestimmt von allem Anfang, das heißt sobald die Bäume und Strünke beseitigt waren und auf ehemaligen Waldböden Wiesen wuchsen oder Almweiden zu solchen umgestaltet waren, seine Gültigkeit. Hiermit fiel aber auch auf ein bäuerliches Handwerksgerät eine besondere Bedeutung, worauf ich ebenfalls bei meinen Untersuchungen hingeführt wurde und das mich auch alsdann entsprechend interessierte. Denn sicherlich hatte in dieser neuen Wirtschaftsform, die sich einseitig um Viehwirtschaft, Stallfütterung und Heueinbringung gruppierte, die Sense jene Stellung inne, die jener des Pfluges in ackerbäuerlichen Wirtschaften zukam![7]

---

[6] Aloys *Schulte:* Zur Walserfrage, in: Anzeiger für Schweizerische Geschichte, 39. Jg. (1908), S. 338 ff.

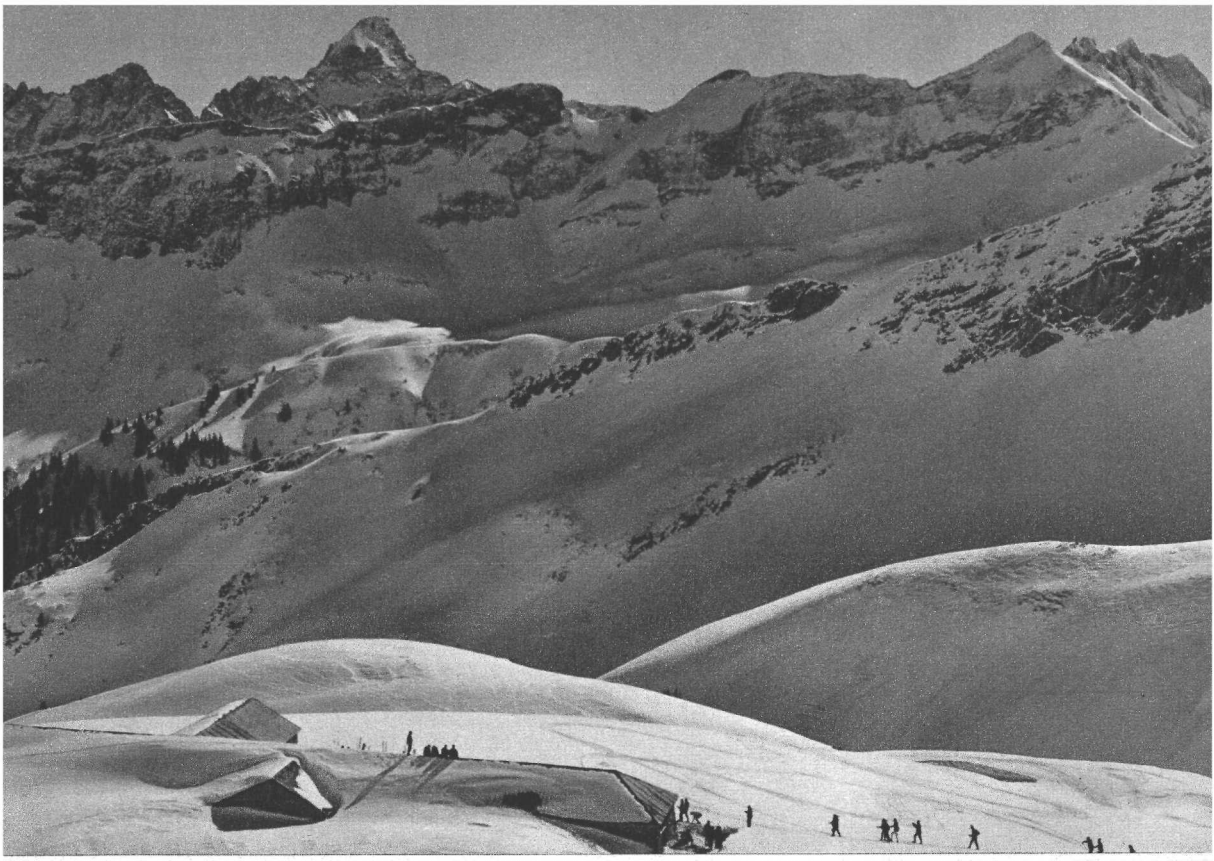
[7] Karl *Ilg:* Die Sense in ihrer Entwicklung und Bedeutung, in: Festschrift für Hermann Wopfner, 2. Teil (Schlern-Schriften 53), Innsbruck 1948; S. 179 ff.

Ich habe es nie verstanden, daß L. Schmidt in seiner „Gestaltheiligkeit" allein meine nur flüchtig an den Eingang meiner Darstellung gesetzte Bemerkung über die geringe volkskundliche Bedeutung der Sense zur Kenntnis nahm und sie mit dem Hinweis ihrer einstigen Stellung im Abwehrzauber verdammte, mit keinem Wort aber auf den eigentlichen Kern meiner Untersuchungen einging, welche die kulturgeschichtliche Bedeutung der Sense in neuem Licht erkennen ließ. Sicher war doch die Sense immer schon zunächst ein Handwerksgerät und erst in zweiter Linie brauchtümlich wertvoll.

Vgl. Leopold *Schmidt:* Gestaltheiligkeit im bäuerlichen Arbeitsmythos (Veröffentl. d. Öst. Museums f. Volkskunde, Band I), Wien 1951.

In welchem Ausmaß die Sense bei der Auswahl der Pflanzen mitwirkt, indem durch ihren Schnitt sämtliche wiesenfeindlichen Pflanzen infolge ihres geringen Regenerationsvermögens ausgerottet werden und sich nur die regenerationsvermögenden Giftgräser halten können, hat schon Gradmann aufgezeigt.

Vgl. Robert *Gradmann:* Unsere Flußtäler im Urzustand, in: Ztschr. d. Ges. f. Erdkunde zu Berlin, 1932; S. 6 ff.



Oben: Blick von der Oberen Wengenalpe zum Hochvogel Unten: Iseler vom Oberjoch
(Aufn. F. Heimhuber)

Mittelberg im Kleinen Walsertal
Tafel VI

(Aufn. F. u. E. Heimhuber)

Dies galt natürlich nicht nur für unsere Walsergebiete, sondern genau so auch für alle anderen Räume der Alpen, der Mittelgebirge und der nordischen Landschaften, die im Mittelalter durch die eben beschriebene Wirtschaftsform zu Dauersiedlungen ausgebaut wurden.

Interessanterweise wäre man aber mit der vor diesem Zeitabschnitt verwendeten Sense gar nicht in der Lage gewesen, so weite Strecken abzumähen. Den Mäher hätten unweigerlich Rückenschmerzen befallen, was mit der Beschaffenheit des Gerätes, das, wie ich zeigte, erst um die Mitte des 13. Jahrhunderts seine heutige Gestalt erhalten haben dürfte, zusammenhing. Das Sensenblatt befand sich nämlich bis dahin mit dem Stiel in einer Ebene. Man mußte deshalb kniend oder mit stark gebeugtem Rücken mähen. Wohl hatte man schon im 9. Jahrhundert versucht, diesem Übel durch eine Verkrümmung des Stieles abzuhelfen. Eine endgültige Vervollkommnung erreichte die Sense jedoch erst durch die schiefe Herausschmiedung der Hamme. Nun erst war dem Bauern eine Sense in die Hand gegeben, mit der ohne Schwierigkeiten weite Flächen in die Gras- und Heuwirtschaft miteinbezogen werden konnten. Nicht von ungefähr scheint in diesem Zusammenhang im „Bauernroman" des Meier Helmprecht ein Vers auf, der kündet, daß dem Bauern damals ein „Kleinod" in die Hand gegeben wurde: „eine segense, daz nie hant so guote gezoch durch daz gras".

Mit ihr offensichtlich besonders frühzeitig ausgestattet, hatten die Walser ihre neue Wirtschaftsweise und Kolonisationsarbeit eröffnet. Sie wurden in dieser Weise auch zu Lehrmeistern für die anderen Bauern hierzulande. Nicht minder anziehend wirkten auch ihre gewonnenen Freiheiten. Sie lösten auch die bäuerliche Bewegung zur Freiheit mit aus.

Die Bedeutung der Walser ist also offensichtlich eine historisch vielgestaltige. Das Wissen um diese läßt uns auch das Kleine Walsertal mit anderen Augen sehen und es erleben.

Die vorhin erwähnten Erscheinungen und Entwicklungen haben ohne Zweifel auch das Gesicht der Kulturlandschaft unseres Tales und nicht minder viele Eigenarten ihrer Menschen entscheidend mitgestaltet.

Da jeder Walser sein Land, wie erwähnt, zur Gänze in Eigenbesitz (Erblehen) erhielt, mußte es ihm am sinnvollsten erscheinen, sich inmitten desselben Haus und Hof zu errichten. Auf diese Weise konnte er am besten den Anforderungen der Gras- und Heuwirtschaft genügen und weite Anfahrtswege im Bereich der Dauersiedlungen vermeiden. Dabei wäre noch zu bedenken, daß es natürlich zur Zeit der Ansiedlung keine und auch noch lange später kaum Fahrwege gab.

Auf diese Weise entstand jedoch hier wie auch in vielen anderen Walsertochtersiedlungen eine kaum mehr zu überbietende Form der Siedlung in E i n z e l h ö f e n. Wie Steinchen eines Riesenspielzeuges liegen die Walserhöfe über das Breitachtal ausgestreut, jeder in seiner Einöde, jeder ein kleines Königreich für sich (vgl. Abb. 1). Erst die in diesem Jahrhundert aufgeblühte Fremdenverkehrswirtschaft vermochte diese extreme Siedlungsform etwas abzumildern und dörfliche Gebilde durch Errichtung von Gaststätten usw. um Kirche, Pfarrhof, Schule und Wirtshaus entstehen zu lassen. Während Baad, die innerste Siedlung des Tales, auch heute noch kaum einen dörflichen Charakter besitzt, ist er für Mittelberg, Hirschegg und Riezlern schon mehr ausgeprägt.

Der Siedlungsweise entsprechend finden wir hier auch einen Menschenschlag, der die Abgeschlossenheit und Insichgekehrtheit liebt. Der Walser ist hier zu einem Eigenbrötler geworden, während wir diesen Charakterzug im Wallis selbst wohl weniger feststellen können. Allerdings vermochte die Fremdenverkehrswirtschaft der jüngsten Jahrzehnte auch hier Wandlungen auszulösen, die im Kleinen Walsertal sehr spürbar sind, während sie z. B. im noch unberührteren Großen Walsertal noch wenig wirksam sind.

In der Hofform zeigt sich jedoch noch vielfach auch hier die Eigentümlichkeit, das Haus vom Hof getrennt aufzuführen. Sie ist in unseren Walsergebieten charakteristisch. Wir nennen diese Hofanlage „P a a r h o f" (vgl. Abb. 2). Ebner hatte sie in ihrer Ausdrucksweise

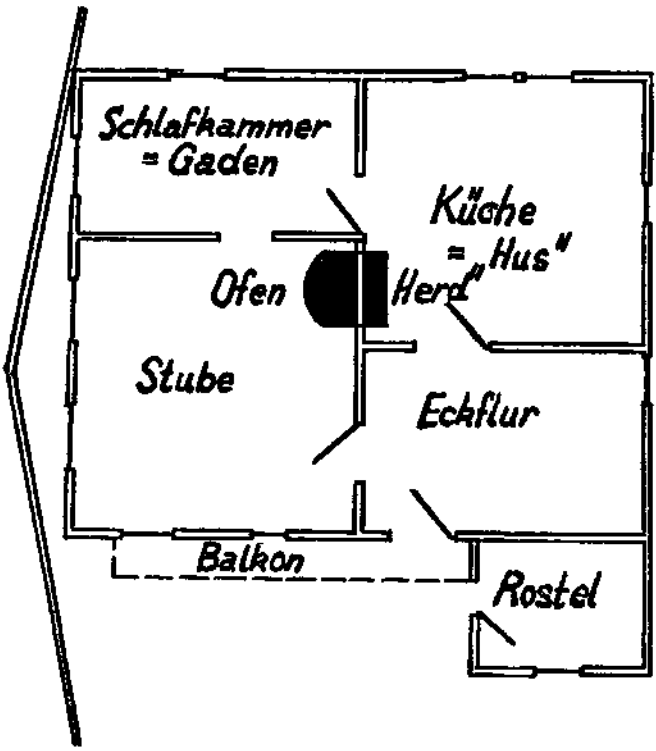
wie auch die erwähnte Siedlungsweise bereits treffend erkannt und beschrieben: „Die Wohnungen liegen zerstreut, teils in der Tiefe des Tales, teils an den Abhängen. Sie zeichnen sich durch große Reinlichkeit aus. Manche anderweitige Eigenheiten sind in diesem Tale bemerkbar. So fiel es dem Unterzeichneten auf, daß die Ökonomiegebäude, nämlich Scheuer und Stallung, nie mit dem Wohngebäude unter einem Dach verbunden sind, sondern immer isoliert und oft weit entfernt vom Haus stehen. Der dafür von den Bewohnern geltend gemachte Grund, daß die Scheuer so dem dazugehörigen Heugute näher liege, schien dem Unterzeichneten sehr unzulänglich. Viel leichter würde das Heu zweimal im Jahr zu einem auch weit entlegenen Wohnhause geschleppt oder auch getragen werden, als besonders zur Winterszeit der zwei- bis dreimalige Besuch des Viehs im weitentfernten Stalle. Es scheint eben ein altes Herkommen zu sein, dessen Ursprung die jetzige Generation nicht mehr weiß." [8]

Unser früher erwähnter Gewährsmann hatte sicherlich auch mit seiner letzten Bemerkung recht, wenngleich man auch heute noch zu dieser Anlage eine weitere Erklärung hören kann, nämlich daß Wohn- und Wirtschaftsgebäude aus Feuersicherheitsgründen voneinander getrennt aufgeführt wurden. Dieser Grund war ohne Zweifel für die Beibehaltung der Hofform entscheidender gewesen. Für deren Entstehung wäre jedoch neben dem damals wohl noch bestehenden technischen Unvermögen die schon erwähnte Verkehrssituation in Betracht zu ziehen. Bei Bränden, die in Anbetracht der überall im Tal seit alters üblichen Holzbauweise immer wieder auftraten, ebenso auch bei Zerstörungen durch Lawinen konnte man bei der getrennten Bauweise eher hoffen, eines der Gebäude zu retten. Daneben ist aber die Paarhofanlage ganz allgemein eine ältere Form der Hofanlage. Sie konnte sich hier nicht zuletzt auch durch die Beschaffenheit des Geländes länger erhalten. Ebenso ist sie aber auch Ausdruck eines starken Traditionswillens. Sie gehört daher in die in den Alpen weit verbreiteten Relikterscheinungen eingereiht. Neuere Hofformen haben sich auch hier davon schon gelegentlich gelöst und entsprechen der „Einhofanlage".

Da der Feuersgefahr heute durch verschiedene Einrichtungen erfolgreicher begegnet werden kann, mußte die Zusammenlegung von Wohn- und Wirtschaftsgebäuden in jeder Hinsicht als zweckmäßiger erscheinen, wodurch die älteren Lösungen, das Vieh zum Futter zu führen — mit einem entfernt nomadenhaften Einschlag — durch die modernere, das Futter zum Vieh zu bringen, ersetzt wurden. Allerdings ist auch dann zu bedenken, daß die Walser in der Regel immer noch über mehrere Ställe verfügen, womit das ständige Umherziehen — durch die Benützung der Maisässe und Alphütten vermehrt — immer noch nicht ausgeklungen ist.

Betreten wir zunächst die Behausung (siehe Skizze), nachdem schon oben ihre Reinlichkeit besonders hervorgehoben wurde. Die ursprünglich schindelgedeckten, heute aber in Talnähe oft auch ziegel- und blechgedeckten, blockgefügten bäuerlichen Wohnhäuser sind durchwegs zweistöckig und gehören dem im alemannischen Raum typischen Flurküchen- bzw. dem aus diesem im 18. und 19. Jahrhundert weiterentwickelten Eckflurgrundriß an. Das heißt, man betritt das Haus traufseitig und gelangt von hier aus in die Küche, welche die gesamte Breite des Hauses einnimmt, oder in den von ihr später durch eine Bretterwand mit größerem Fenster abgetrennten Flur. Da Flur und Küche ursprünglich also einen Raum bildeten, ist die Bezeichnung Flurküchenhaus leicht verständlich. Dieser Teil des Hauses ist nicht nur charakteristisch, er ist auch der entwicklungsgeschichtlich älteste Teil und trägt im Volke bezeichnenderweise den Namen „Hus". Er machte einst das ganze Haus aus. Von ihm wurde alsdann durch die Anbringung des vermutlich im alemannischen Raume besonders früh entwickelten Stubenofens die Stube als rauchfrei heizbarer Wohn- und Schlafraum abgetrennt, wodurch hier im ausgehenden Mittelalter bereits ein zweigeteilter Hausgrundriß entstand. Im Laufe des 15. und 16. Jahrhunderts

[8] M. *Tiefenthaler*, a. a. O., S. 88.



Skizze:
Walserhaus-Grundriß mit angebautem Rostel

zweigte man vom Stubenraum eine Schlafkammer ab. Sie war für die Eltern und Kleinkinder gedacht, während die übrigen Familien- und Hausangehörigen noch im abgeschrägten und lose unterteilten Dachraum schliefen. Bald darauf hatte man aber auch schon hier Kammern geschaffen und ward der obere Stock vollständig ausgebaut. Damit entstand die Unterteilung nach dem Aufriß in Wohnräume zu ebener Erde plus dem „Gaden" der Eltern und in Schlafkammern im ersten Stockwerk. Direkt über der Stube befindet sich in der Regel die „Kinderkammer". Sie ist durch eine Öffnung in der Decke über dem Stubenofen mäßig beheizbar. So finden wir überall im Mittelberg Aufriß und Grundriß der Häuser gestaltet.

Besondere Mühe verwendete man im Kleinen Walsertal für die Ausstattung der Stube. Sie ist nicht nur getäfelt und mit vielen Fenstern versehen, sie weist nicht nur wie in unseren anderen Walsertälern auch Herrgottswinkel und eingelegten Tisch auf. Hier trifft man zusätzlich häufig Kanapee und „Sekretär" an, letzterer nicht selten wieder prächtig eingelegt oder mit Schnitzwerk versehen, was ohne Zweifel, wie das sogenannte „Glorifenster" über dem Herrgott im Winkel — es handelt sich um ein farbiges Fensterchen in Deckennähe — auf gediegenen Wohlstand schließen läßt. An diesen wie auch an seine Quelle erinnert alsdann auch der „Rostel" (= Roßstall), der an der Traufseite neben der Haustüre an das Wohngebäude angefügt ist, so daß das Dach des Hauses über diesen herabgezogen erscheint und den Pferdestall als unmittelbar zum Wohnhause geschlagenen Bauteil erkennen läßt. Das Pferd, mit dem der Kleinwalsertaler die Waren auf die Märkte und von diesen den Wohlstand nach Hause führte, wollte er — schier germanischer Gepflogenheit folgend — in seiner nächsten Nähe haben. Heute sind diese Ställe zu „Schöpfen" oder zu einer Kammer ausgebaut. Immer aber bilden sie zusammen mit der Haustürwand eine behagliche, windgeschützte Ecke, in die man das „Bänkli" stellt und über die sich im Oberstock ein kleiner, kunstvoll gesägter und geschnitzter Balkon

spannt. Auch die Fensterläden bilden durch ihre Verzierungen, wie nicht minder die Haustüre, Schmuckelemente, die diese Walserhäuser samt ihren spiegelblank geputzten Scheiben, hinter welchen weiße Vorhänge herausleuchten, schon von weitem als Stätten einer trauten Geborgenheit erkennen lassen.

Die abseits liegenden Wirtschaftsgebäude führte man in der Regel in primitivem Blockwerk, das heißt mit übereinandergeschichteten „aufgedrölten" Rundstämmen, auf. Nur die Balken des Stalles wurden abgekantet, während bei dem darüberliegenden Stadel zwischen den Fugen der Rundstämme mit Absicht dem Wind freier Zutritt gewährt wurde, um das Heu frisch und trocken zu erhalten. In diesen Wirtschaftsgebäuden fällt noch auf, daß zumeist im Innern ein Brunnen angebracht wurde. So konnte man das Vieh im Winter ohne Schaden zur Tränke führen.

Dem mäßigen Wohlstand entsprechend — Ebner charakterisierte ihn 1834 mit der Bemerkung: „Das Tal ist im ganzen wohlhabend. Alle Gemeindevorsteher versicherten mir, daß die Mittelberger kaum Passiven an nicht in ihrer Mitte befindliche Gläubiger schulden"[9] —, konnte sich auch die T r a c h t[10] kunstvoll und prächtig entwickeln (vgl. Abb. 3).

Da eine solche heute vornehmlich nur noch von Frauen getragen wird, rückt diese für unsere Beschreibung in den Vordergrund. Ein kurzer historischer Überblick über deren Entwicklung führt wohl am sichersten zum Verständnis der einzelnen Teile dieser heutigen Tracht, wie man sie etwa sonntags in der Kirche — leider seltener als noch vor Jahrzehnten — bewundern kann.

Die Frauenkleidung bestand im 15. und 16. Jahrhundert am Mittelberg aus Mieder und Rock. Ersteres hatte die Aufgabe eines Trägers, an den der Rock angenäht war. Dieser wies die mittelalterliche Stoffülle und -verschwendung auf. Er bestand aus Wolle, woran noch seine heutige Bezeichnung „Lona" (lana = Wolle) erinnert. Im Plissieren rieben sich die Walserinnen die Daumennägel wund. Aus dem Mieder, das für den Sonntagsstaat schon damals mehrfarbige Stickereien aufwies, ragten die weißen leinernen Hemdärmel hervor.

Den Rock hielten die Walserinnen unter der Brust mit einem Lederriemen oder mit einem aus „Gleichern" (= Gliedern) versehenen metallenen Gürtel zusammen. Die seinerzeit mehr hellen Farben des Stoffes waren schon in Dunkelgrau und Schwarz übergegangen, wenngleich in verschiedenen Zeiträumen auch wieder die rote Farbe beliebt war. Ohne Zweifel ähnelte diese Tracht in ihren wesentlichen Elementen jener der Frauen des benachbarten Bregenzerwaldes, nur war der Rock längere Zeit etwas kürzer, womit man dem Bedürfnis nach ungehindertem Ausschreiten im gebirgigeren Gelände nachkam. Derart gehört die Walserinnentracht in Vorarlberg wie jene der Bregenzerwälderinnen zu den ältesten Trachtenformen des deutschen Sprachgebietes. In ihr hatte die Frauentracht somit vom Mittelalter durch 500 Jahre hindurch Bestand.

In der Mitte des verflossenen Jahrhunderts ließen alsdann die Walserinnen den um ihre Mitte gezogenen Gürtel fort, womit sich ihre Tracht schlagartig im äußeren Erscheinungsbild veränderte und mehr das Gegensätzliche zu den übrigen Trachten unseres Landes in den Vordergrund trat. Vermutlich hatten hiezu modische Einflüsse des Empires geführt. Auch wurde der Rock nun bis zu den Knöcheln verlängert. Seitdem hat die Walserinnentracht einen noch betont strengeren, gewissermaßen züchtigen Charakter erhalten, dem der Reiz fraulicher Würde und Majestät nicht abzusprechen ist. Die Plissierung des Rockes wurde gemildert und an seinen Enden ein Volant angebracht, der das Erhabene beim Ausschreiten noch erhöht. Weiters zogen die Walserinnen eine Schürze auch über ihr Feiertagskleid, nachdem sie diese bislang nur am Werktag getragen hatten. Allerdings wurde sie

[9] M. *Tiefenthaler*, a. a. O., S. 88.

[10] Karl *Ilg:* Die Walser, a. a. O., 2. Teil, S. 173 ff.
J. *Fink* und H. *Klenze:* Der Mittelberg, a. a. O., S. 34 ff.

aus wertvoller Seide geschneidert und bildete damit zusammen mit dem Trägerleibchen die betonten Schmuckelemente. Die Schürze wurde unmittelbar über der Brust gebunden.

Unter dem weiten Rock lugen schwarze Halbschuhe mit Silberschnallen hervor. Die in den Schuhen steckenden Füße tragen zierlich gestrickte, weiße, blaue oder rote Strümpfe.

Auf dem Kopfe tragen die Frauen über dem zu einem Kranz gezopften Haare die Brämkappe, in teurer Ausführung aus Otterfell bestehend. Die Jungfrauen zierten sich hingegen mit dem „Schapel", bis dieses im Kleinen Walsertal, wieder in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, durch die sogenannte „Krone" oder den „Kranz" ersetzt wurde. Wie seinerzeit das Schapel, trägt man heute die Krone nur zu besonders festlichen Anlässen vornehmlich religiösen Charakters. Am Hochzeitstag tragen die Jungfrauen diesen wahrhaft feierlichen Kopfschmuck, der wieder auf mittelalterliche Vorbilder zurückreicht, das letzte Mal. Am Abend des Hochzeitstages wird er der Braut in sinniger Weise von der Brautmutter, nicht selten unter Tränen, vom Haupt genommen.

Gelegentlich trifft man auch noch Walsermänner in „Tracht" an.[11] Mit dem Dreispitz auf dem Kopf, knielangen „Bratenröcken", mit Silberknöpfen verzierter roter Weste, schwarzen Kniehosen und weißen, blauen oder roten Strümpfen, die wieder in schwarzen Halbschuhen mit Silberschnallen stecken, lassen sich ihre Trachten ohne weiteres als Relikte aus der Zeit des Sonnenkönigs erkennen. Die Burschen tragen an Stelle des würdigen Dreispitzes eine weiße Zipfelmütze und statt des Bratenrockes eine kurze helle Lederweste, mit roten Stoffärmeln versehen. Man wird jedoch beide Männertrachten nur noch mit Abstand als lebendig verzeichnen können.

Auf ältere, heute untergegangene Trachtenelemente, so etwa auf die um 1750 untergegangenen Trauertrachten der Frauen mit „Stucha" und „Leidmantel", an die sich, wie ich in meinen Walserbänden[12] ausführte, höchst seltsam abergläubische Vorstellungen knüpften, ist hier nicht möglich einzugehen.

Die weißen Stauchen opferten übrigens die Walserinnen von Mittelberg in jenen Jahren zur Ausstattung der Heiliggräber, mit welchem Hinweis noch ein flüchtiges Eingehen auf Sitte und Brauch in unseren Bergen gestattet sei. Ähnlich wie sich unsere Walser mit Nachdruck religiös betätigten und betätigen — aus der Vergangenheit sei an die großartigen Passionsaufführungen erinnert, aus der Gegenwart an die prachtvollen Prozessionen, zu welchen sie sich zur Sommerszeit häufig anschicken —, haben sie auch sonst eine Fülle von Brauchtum zu eigen.

Besonders feierlich gestalten sie die Hochzeiten und Primizen. Bei letzteren ist eine Volksansammlung von weit her zu bemerken. Das Vaterhaus und die Ortskirche des Neugeweihten werden mit Girlanden und Triumphbögen verziert. Musikkapellen und die Anwesenheit sämtlicher Honoratioren des Tales erhöhen den Festcharakter.

Bei Hochzeiten lädt man immer noch die Verwandten bis zum vierten Glied zum Fest, so daß sie ansehnlichen Sippenveranstaltungen entsprechen. Ebenso dürfen sämtliche Nachbarn der Brautleute nicht fehlen. Beim Gang zur Kirche, wie überhaupt den ganzen Festtag, der in der Regel auf einen Montag oder Dienstag fällt, wird eine altüberlieferte Ordnung einschließlich der Gestaltung des Festmahles und des Auftragens von Speisen beobachtet. Schon eine Woche vorher findet man das Brautpaar, die Braut gerne in der „Tracht", auf dem Weg zu allen Verwandten und Nachbarn, um sie persönlich zu laden und die Glück- und Segenswünsche entgegenzunehmen.

Auch Geburt und Kindstaufe haben im Brauchtum ihren gesicherten Platz behalten. Höchst ergreifend ist das Brauchtum um Tod und Begräbnis. Stirbt im Kleinen Walsertal ein Walser, so läutet zunächst die Ortspfarre das Scheidegeläute. Nach kurzer Zeit setzt auch das Geläute der übrigen Pfarren ein, um, alter Zusammengehörigkeit entsprechend,

---

[11] Auf die neueren Formen volkstümlicher Kleidung, welche den Volkskundler genau so interessieren müssen, kann hier leider nicht eingegangen werden.

[12] Karl *Ilg*, Die Walser, a. a. O., 2. Teil, S. 184 ff.

sämtlichen Talgenossen den Heimgang eines ihrer Mitglieder zu vermelden. Die Kunde dringt so in Eile über das ganze Tal hin und erreicht selbst die Maisässen und Almen.

Das Scheidungsgeläute für einen Mann beginnt mit der in jedem Turm hängenden Sterbeglocke, der die zweitgrößte nachfolgt, so daß beide Glocken zusammen ausläuten. Für eine Frau läutet die kleine Glocke allein aus, nachdem sie vorübergehend von der zweiten begleitet war. Für ein Kind läutet die Sterbeglocke allein.

Alsbald macht sich ein Familienmitglied des Trauerhauses zu den Nachbarn und allen Verwandten im Dorf auf den Weg, und ein weiteres begibt sich in die anderen Pfarren, wo Verwandte leben, und bittet überall, „von den Kanzeln herab" den Tod des Sippenangehörigen zu verkünden. Diese Verständigung hat zur Folge, daß jede Familie aus der großen Verwandtschaft zum Leichenbegängnis zumindest einen Vertreter entsenden kann.

Jede Walsersippe besitzt auch einen „Jahrtag", das heißt einen im Jahr festgesetzten Tag, an welchem in der Ursprungspfarre der Sippe für ihre sämtlichen Verstorbenen ein Seelengottesdienst abgehalten wird. Auch diese Sitte hält die Sippenbande fest zusammen. Sie bedeuten für unsere Streusiedlungen neben dem mehr losen Dorfcharakter sehr wesentliche soziologische Erscheinungen.

Ihr Wurzelwerk oder ihre Kennzeichen bilden wieder die sehr fest gefügten Walserfamilien. Das Leben in der Einschicht schmiedet begreiflich feste Bande.

Auf dieses L e b e n muß zum Schluß noch etwas eingegangen werden. Dies wird uns durch die schon früher geschilderte Wirtschaftsform, die wir als gewissermaßen neuzeitliche Vieh- und Heuwirtschaft kennzeichneten, erleichtert. Im Winterhalbjahr befinden sich unsere Bauern mit ihrem Vieh im Bereich der Dauersiedlungen. Das Vieh nährt sich vom Heuvorrat, der in zwei Ernten heimgebracht wurde. Wie schon erwähnt, besitzen viele Bauern noch mehrere Ställe und ziehen so mit ihrem Vieh auch noch winters um. Werden die Wiesenflächen im Frühling aper und ist nach einiger Zeit der Austrieb möglich, sind die Wiesen vom vielstimmigen Geläute der Weidetiere erfüllt. Dann aber verstummen die Glocken und Schellen, und der Bauer zieht mit dem Vieh und nicht selten auch mit seiner Familie zum „Maisäß", das heißt auf die Zwischenstufe zwischen Dauersiedlungen und Almen, um das dort unterdessen aufgekeimte Gras abweiden zu lassen. Sollte dort gelegentlich noch Schnee fallen, steht dem Vieh das auf den Maisässen einmal im Jahr geerntete Heu zur Verfügung. Dieses wird wieder eingebracht, nachdem sich die Bauernfamilien mit ihrem Vieh auf die Almen abgesetzt haben bzw. wenn das Gras nach deren Abgang entsprechend heranwachsen konnte. Das ist zur Zeit der Sommermitte. Während dieser befinden sich die Walser über hundert Tage auf den Almen, wobei interessanterweise jede Familie ihre eigene Hütte bewohnt und ihr Vieh wartet. Wenn der Herbst naht, wird in derselben Weise stufenartig talab gezogen, zunächst das Gras auf den Maisässen „gefretzt", und erst dann erfolgt der Einzug in die Heimstätten, nicht selten schon mitten im Schnee. Zur Heuernte auf den Maisässen waren nur vorübergehend wenige Familiengenossen ausgezogen.

Auf die Alpweide wird das Vieh gemeinsam getrieben, und für die Verarbeitung der Milch steht in der Käserei ein eigens bestellter Senner zur Verfügung. Doch ist dies erst seit einem knappen Menschenalter der Fall. Früher sennten auch die Walser in ihren Hütten jeder für sich, wie sie sich auch im möglichsten Maße von den Milchprodukten nährten. Begreiflich, daß in diesen Speisen viel Milch, Käse und Butter verwendet und Mehlwaren gespart wurden.

Die holzgebauten Hütten auf den Almen und Maisässen sind hinsichtlich ihrer Anlage wieder dem Verbreitungsgebiet der Flurküchenhäuser einzureihen und stellten dergestalt eine Ausgabe einer älteren Entwicklungsstufe dar. Sie besitzen Flurküche, Stube und Kammer, jedoch kaum noch einen mit Kammern ausgebauten Oberstock. Im nicht unterteilten, abgeschrägten Dachraum finden wir in der Regel Heu ausgeschüttet und damit zusammen mit Kissen und Wolldecken Schlaflager bereitet. Zu diesen steigt man über in die Wand leiterartig eingelassene Pfosten empor, genauso also, wie es uns von ältesten, im

letzten Jahrhundert noch erhalten gewesenen Walserhäusern im Bereich der Dauersiedlungen berichtet wurde.[13]

Der mit der geschilderten Nutzung von Dauersiedlungen, Maisässen und Almen verbundene ständige, wenn auch geregelte Wohnungswechsel trägt, wie ersichtlich, noch deutlich die Merkmale des sogenannten temporären Nomadismus an sich. Die Walser waren nicht nur von allem Anfang an in unserem Lande „Freie", sie waren und blieben auch freizügig und legten auch auf dieses Privileg großes Gewicht. Sie fühlten sich immer wieder in der Lage, aufzubrechen und neue Wohnstätten zu begründen. Natürlich wanderten sie nicht selten auch nachträglich von ihren Berghöfen aus talab und ließen sich verschiedentlich im Bregenzerwald und anderswo nieder, so daß heute in vielen Vorarlberger Familien Walserblut rollt.

Von ihrem Einsamwohnen und dem damit verbundenen individualistischen Charakterzug war bereits andeutungsweise die Rede. Da auch die Maisässen vereinsamt angelegt sind, war damit eine weitere erwähnte Variante dieser Siedlungs- und Lebensweise aufgezeigt. Auf den Almen suchen die Walser jedoch ihre Hütten nach Möglichkeit dorfartig zu gruppieren. Dort, wo sie keine Wiesen- und Heuwirtschaft anleitet, die Wohnstätten inmitten ihres Besitzes zu errichten, suchen sie dörfliche Geselligkeit auf und nützen sie reichlich durch abendliches Zusammensein bei Lied und Tanz — für letzteren besitzen sie eine besondere Leidenschaft — aus. Die hundert Tage Almleben haben daher im Hinblick auf die Möglichkeit, daß sich die jungen Leute beiderlei Geschlechts kennenlernen, große soziologische Bedeutung, ebenso die beschriebenen Feste.

Sie hatten sie natürlicherweise noch mehr und ausschließlicher, bevor die Fremdenverkehrswirtschaft dem Mittelberg einen neuen Stempel aufprägte und neue Einnahmequellen eröffnete. Die damit einsetzende Umgestaltung des Lebens und Zusammenlebens liegt mit ihren Folgen auf der Hand.

In diesem Milieu sind auch die mit dem „zweiten Gesicht" ausgestatteten Menschen, die man vor hundert Jahren in diesen Einsamkeiten nicht selten antraf — so häufig, daß man dabei direkt von einer Walsereigentümlichkeit sprach, die in anderen Walserorten noch festgestellt werden kann —, kaum mehr zu erwarten.

Dem lauten Leben blieben unsere Bewohner aber auch weiterhin abhold. Großer Familiensinn blieb ihnen eigen und auch eine große Liebe zu ihrer „Hemat". Sie paart sich mit einer nimmermüden Arbeitslust und einem wachen Sinn für jede Möglichkeit, die ihnen gebotene Situation zu meistern — so erfolgreich, wie ihre Ahnen in der Lage waren, Neuland unter schwierigsten Gelände- und Klimaverhältnissen zu erobern und die Grenzen der Ökumene in bis vor ihnen unbewohnte Regionen voranzutragen. Dabei half ihnen neben ihrem Gottvertrauen Intelligenz und Witz. Auch letzterer — sprichwörtlich — ist ihnen erhalten geblieben. Von ihrer Aufgeschlossenheit und Intelligenz zeugen aber nicht nur ihre wirtschaftlichen Leistungen. Rühmlich dürfen wir zum Schluß erwähnen, daß man ähnlich früh wie in anderen Walsergemeinden auch — in Mittelberg 1642 — zur Gründung von Volksschulen schritt, über hundert Jahre vor der Maria-Theresianischen Schulverordnung!

Die Errungenschaften ihrer Kolonisationsform sowie der persönlichen Freiheit und des vollen Besitzrechtes sind unterdessen zum Gemeingut der Bevölkerung geworden. Der Walser Rechtssinn und ihre Hochschätzung gegenüber dem „Ammann", wie sich hier die Dorfvorsteher bzw. Bürgermeister seit alters nennen, sticht immer noch hervor. Das Haus des Ammanns wie des Ortsseelsorgers schmücken die Walser übrigens mit einem kunstvoll geschmiedeten Schild, um so ihre wichtigsten Vertreter auszuzeichnen.

Alle die hier in Kürze vorgetragenen Momente des Wirtschaftslebens, der Talgemeinschaft und eines wachen religiösen Bewußtsein, genährt durch die ständige Erfahrung, an

[13] Georg *Baumeister:* Das Bauernhaus des Walgaues und der Walserischen Bergtäler, München 1913; S. 92 ff.

den Grenzen der Ökumene in hohem Maße auf überirdische Kräfte angewiesen zu sein, sowie endlich ihr Familien- und Sippensinn bedeuten die Marksteine, innerhalb welcher sich ein weites Feld lebendiger Sitten und Bräuche erhalten konnte. Sie im einzelnen aufzuführen, fehlt der Raum.

Überlieferung und Forschung, an welcher sie auch aus ihren Reihen regen Anteil nahmen — wofür heute noch Zeugen wie der Heimatschriftsteller und Autodidakt A. Köberle zu nennen wären — haben das Bewußtsein ihrer Herkunft aus dem Walliser Sonnenland wach erhalten. So nennen sie sich mit Stolz „Walser" und ehren ihren aus dem Wallis mitgebrachten Heiligen, St. Theodul, den Bischof mit dem Teufel und der Glocke. Auch hier hatte er sie vor Lawinen- und Murennot zu schützen. Er bildet ein sichtbares Glied der Verbindung und Verbundenheit des Mutterlandes mit den Walser Außenorten, von denen das kleine Walsertal das am weitesten nach Osten vorgestoßene, aber auch eines der schönsten ist.

Anschrift des Verfassers: Univ.-Prof. Dr. Karl Ilg, Innsbruck, Neue Universität, Institut für Volkskunde.

Im Warscheneck

Zur Eröffnung des vergrößerten Linzer Hauses

VON SEPP WALLNER

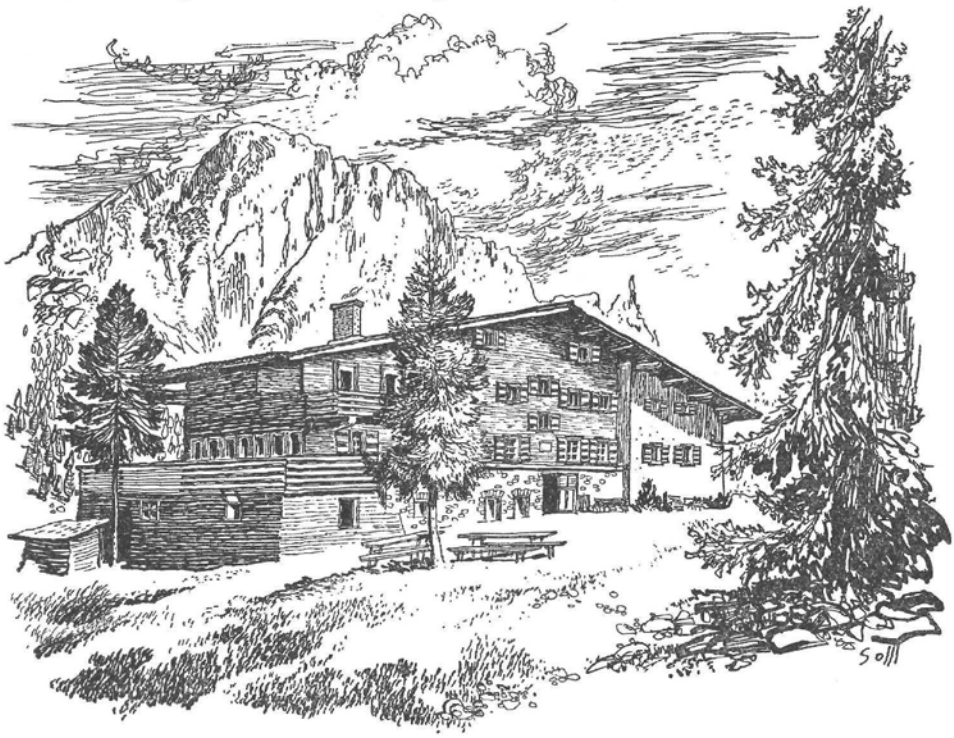
(Mit 2 Bildern, Tafel VIII)

Obwohl der Warscheneckstock nach der üblichen Einteilung der Ostalpen zum Toten Gebirge gehört, wird das Warscheneck in meiner Heimat Oberösterreich vielfach als selbständiger Gebirgsstock betrachtet. Unter dem Toten Gebirge versteht man die Prielgruppe mit der anschließenden Hochfläche, die zur Tauplitz und zum Schönberg (Wildenkogel) hinzieht. Das Salzsteigjoch, das schon vor Jahrhunderten als Übergang aus dem Stodertal zu den Salzlagern des Ausseer Beckens benützt wurde, bildet die Grenze zwischen dem eigentlichen Toten Gebirge und der östlich vorgelagerten Warscheneckgruppe. Die Berge dieser Gruppe umschließen in Form eines mächtigen Kammes das Stodertal im Süden und Südosten, sie werden im Süden vom steirischen Ennstal mit dem Pyhrnpaß und im Osten und Nordosten vom Windischgarstner Becken begrenzt. Aus dieser Umgrenzung ergibt sich auch die Zureise mit der Pyhrnbahn Linz—Selzthal oder der Bahnlinie Bischofshofen —Selzthal—Amstetten bzw. mit dem Kraftwagen auf der Pyhrnpaß- oder Ennstal-Bundesstraße.

Der Eisenberg (im Steirischen Almkogel genannt, 2122 m) beginnt den langen Kamm von ungefähr 15 bis 18 km, es reihen sich an: Sneslitz (etwa 2100 m), Hochsteinscharte (1820 m), Hirscheck (2118 m), Türkenkarscharte, auch Türkenhag genannt (etwa 1800 m), Türkenkarkopf (Scheiben, 1847 m), Schönberg (2107 m), der etwas gegen Süden vorgelagerte Hochmölbing (2332 m) mit dem Kamm zum Kleinmölbing, Kreuzspitze (2299 m), Schrockenberg (2264 m), Elm (2234 m), Pyhrner Kampl (2196 m), Wetterlucke, Mitterberg (Torstein, 2239 m) und Warscheneck (2386 m). Der Kamm steigt vom Salzsteigjoch her gegen Osten zum Warscheneck auf. Nun sinken die letzten Ausläufer des Toten Gebirges südlich zum Roßarsch und Angerplateau und östlich zum Ramesch (auch Echostein oder Kühfotzen, 2087 m), der Trennrippe zwischen Frauenkar und Brunnsteinkar, und „Toten Mann" (2131 m), und schließlich zur Speikwiese, zum Lanafeld, Mitterberg und Stubwieswipfl (1784 m) ab. Der Stubwieswipfl bildet mit dem Schwarzenberg das östlichste Riff des Toten Gebirges. Nördlich lagern sich die Kupferspitze, die das Glöcklkar vom Windhagerkar trennt, der Lagelsberg (2010 m), die Wildalm (Wildalpenleiten, 1903 m) und der Hutterer Höß (1848 m), der übrigens mit einem Sessellift leicht erreichbar ist, vor. Dieser mächtige Gebirgskamm baut sich von Norden wie von Süden terrassenförmig auf; aus dem Stodertal über die Farnau zu den Hutterer Böden und aus dem Ennstal über den steilen Abbruch der Weißenbacher Wände zum Kirchfeld, Steinfeld und Angerplateau. Hier an der Südseite treten, wohl in kleinerem Umfang, die für das Tote Gebirge so typischen Karenfelder mit ihren tiefen Löchern und trichterartigen Mulden zutage und unterhalb der Krummholzzone die schüttere, langsam absterbende Bewaldung von Lärchen und Fichten. Die einzigen tiefen Einschnitte in den Gebirgsstock sind das Weißenbachtal im Hinterberg (Stodertal) und an der Südseite das Tal des Grimmingbaches (Gnanitz). Dieser mächtige Bergkamm ist, wie das gesamte Tote Gebirge, aus Kalken der Triasformation (Unterlage: Werfener Schichten, Hauptdolomit, Muschel- und Korallenkalk; Auflage: Dachsteinkalk) gebildet. Da die sanften Kuppen und Berge der Warscheneckgruppe verhältnismäßig leicht zu ersteigen sind, weisen sie auch keine besondere Ersteigungsgeschichte auf; sie wurden sicher von Jägern und Hirten zuerst betreten.

Das Warscheneck kann von Vorderstoder aus über die Zellerhütte am Lagelsberg (1566 m) der Sektion Touristenklub Windischgarsten auf markiertem Steig in 5 bis

6 Stunden unschwierig erstiegen werden, ebenso von Roßleithen oder Windischgarsten über die Dümlerhütte auf der Stofferalm (1523 m) der Sektion Touristenklub Linz und den Toten Mann und schließlich von Spital am Pyhrn über das Linzer Haus auf der Wurzeralm (1400 m) der Sektion Linz über die Seeleiten und den Toten Mann. Eine hervorragende und eindrucksvolle Bergfahrt ist die Kammwanderung vom Warscheneck zum Hochmölbing oder auch umgekehrt. Die Wegführung ist rot bezeichnet. Von der Dümler- oder Zellerhütte bis zur Liezener Hütte (1760 m) der Sektion Liezen oder zur Hochmölbinghütte (ÖTK), den Stützpunkten im Osten und Westen, benötigt man 7 bis 8 Stunden. Gegen Süden fällt der Blick in das steirische Ennstal und auf den langen Zug der Tauern, und im Nordwesten stehen die mächtigen Felsgestalten der Prielgruppe hoch über dem Stodertal. Die dem Gratzug im Norden vorgelagerte Hochstufe der Hutterer Böden mit ihren vielen Almen und Bergwäldern sowie im Süden das Almenland vom Steinfeld bis zum Wörschachwald schenken dem bescheideneren Bergwanderer zahlreiche Wege und herrliche Ausblicke auf Täler und Gebirge. Warscheneck (Ost- und Südabfall), Kupferspitze, Ramesch, Pyhrner-Kampl-Nordwand und -Nordostgrat sowie die Stubwieswipfl-Südwand bieten auch dem Kletterer einige Aufgaben. Der Warscheneckstock hat aber als Schigebiet besondere Geltung.



Linzer Haus (1400m) gegen Stubwieswipfl (Südwand)

Die Talorte der Warscheneckgruppe oberösterreichischerseits sind Vorderstoder, Windischgasten mit Roßleithen und Spital am Pyhrn; in der Steiermark Liezen und Wörschach-Schwefelbad.

Windischgarsten ist uralter Siedlungsboden. Die Kelten gaben einst den Tälern, Bergen und Flüssen ihre Namen; Elm, Pyhrn, Steyr, Pyhrgas usw. sind Zeugnis dafür. Später ging hier eine der wichtigsten Heerstraßen der Römer, von Wels (Ovilava) kommend, über den Pyhrnpaß nach Süden. Schon zu dieser Zeit bestand im Tale von Windisch-

garsten ein römisches Standlager. Der Name Garsten geht auf das slawische Hrwastu zurück, was soviel wie Gestrüpp bedeutet. Man nimmt an, daß die Wenden, ein slawischer Volksstamm, die später in dieser Gegend siedelten, die im Wirbel der Völkerwanderung zerstörte römische Ansiedlung mit Gestrüpp verwachsen vorfanden. Nach dem Abzug der Slawen wurde die Gegend ein Teil des Traungaues und damit den bayrischen Herzogen untertan. In diese Zeit fällt die Germanisierung und Christianisierung dieses Landteiles, der in den Kulturkreis des Stiftes Kremsmünster (Gründung 777) eingeschlossen wurde.

Spital am Pyhrn geht auf eine Gründung des Bischofs Otto von Bamberg zurück, der dort 1190 ein Hospiz für die Pilger nach Rom und Palästina baute; der Sinn und Zweck war der gleiche wie jener der berühmten Hospize an den Hochpässen der Schweiz, die Reisenden bei ihrem Weg über das rauhe Gebirge zu beherbergen und zu laben. Später wurde das Hospiz in ein Kloster umgewandelt (1805 aufgehoben) und zu Anfang des 18. Jahrhunderts die wunderbare Barockkirche erbaut. Vorder- wie Hinterstoder sind Pfarrgründungen des Stiftes Spital am Pyhrn.

Bald nach der Pyhrnbahnstation St. Pankraz bekommt der Reisende den mächtigen Kalkalpenstock des Warscheneks zu Gesicht. Vorerst aber fesselt ihn, wenn sich der Blick ins Stodertal auftut, das Prunkstück des Toten Gebirges, die Prielgruppe, die kühnen Felsgestalten der Spitzmauer und des Großen Priel. So zog auch die Prielgruppe alle Bergsteiger und Wanderer stets mehr an, und die bescheideneren, lieblichen Schönheiten des Warscheneckstockes blieben abseits und einsam liegen.

Weit liegt das Talbecken von Windischgarsten vor uns. Inmitten der bekannte Sommerfrischen- und Wintersportort, auf den das Warscheneck und die Hallermauern mit dem Kleinen und Großen Pyhrgas wuchtig hereinschauen. Beim Verlassen des Zuges gehen wir einige Schritte den Bahndamm zurück und wandern dann, die Bahnlinie übersetzend, oben im Walde um das Garstnereck in die Gleinkerau. Im Frühling stehen hier Narzissen, und es ist oft so weiß, als sei ein neuer Winter von den Bergen niedergestiegen.

Nach kurzem Anstieg sind wir beim Gleinkersee. In wunderbarer Stille liegt er in den Bergen; sie tauchen ihren Fuß in die dunkelgrünen Fluten, und der Wald steigt an ihren Hängen nieder bis zu seinen Ufern. Im hintersten Winkel stürzt der Zika- oder Seegraben von den Höhen der Zikaalm nieder. Leise murmelt unter Büschen ein Bächlein aus dem See, der Teichl und Steyr zu.

Unser Weg führt uns beim Thomerlbauern vorbei gegen den Präwald empor. Hier ist auch eine Wegabzweigung zu dem bekannten Pießlingursprung, der größten Quelle der Ostalpen: Aus einem Felsentor stürzen die dunkelgrünen, dann weiß gischtenden Wasser des Pießlingbaches hervor, ein Naturschauspiel von seltener Schönheit und Großartigkeit. Im Präwald führt der Weg in großen Schleifen zur Höhe der Thomerlalm. Wir betreten einen von Tannen und Lärchen umsäumten lieblichen Almboden. Eine wetterbraune Hütte mit einer Bank davor liegt am Wege und ladet zur Rast, die Jagdhütte auf der Thomerlalm. Doch wir steigen weiter, es öffnet sich der Wald, die hellgrünen Lärchen und dunklen Fichten treten zurück, und rund umglutet von Alpenrosen liegt die Dümlerhütte.

Kaum viele Schutzhütten haben eine so hervorragende Lage wie die Dümlerhütte. Im Norden steht der Kleine Priel, weiter draußen die Kremsmauer; über dem weiten Talkessel von Vorderstoder und Windischgarsten steigen die kalkweißen Gipfel des Sengsengebirges auf, während über die Bärenwand der Große Pyhrgas hereinschaut.

Eine Besteigung des Warscheneks kann jeder einigermaßen geübte Bergwanderer ausführen, der Aufstieg beansprucht etwa drei bis dreieinhalb Stunden. Der Weg führt über die Waldgrenze zum Lanafeld und an der Roten Wand vorbei zur Speikwiese empor. Nun folgt die Querung einiger Geröllfelder, und nach Überwindung der Steilstufe am Toten Mann, wo man vielleicht ein bißchen mit den Händen zulangen muß, steht man auf der Hochfläche. Weiter geht es in sanfter Steigung zum 2386 m hohen Gipfel, auf

dem im Jahre 1951 ein sechs Meter hohes Gedenkkreuz errichtet wurde. Die Aussicht reicht einerseits vom Gesäuse, Hochschwab und Ötscher bis zum Glockner und Venediger, anderseits vom Saum des dunklen Böhmerwaldes bis weit hinunter in die grüne Steiermark. Die Prachtbilder stellen die Prielgruppe und der Dachstein.

Vom Gipfel des Warscheneck aus kann nun die großartige Gratwanderung zum Schrocken und Hochmölbing angetreten werden. Und von ihrem Endpunkt, die Liezener oder Hochmölbinghütte, könnte man wieder weiterwandern, zur Tauplitz und zum Grundlsee. Ein ganz leichter Abstieg führt in einer Stunde zur Zellerhütte, von dort können die Talorte Vorderstoder, Roßleithen, Windischgarsten oder Pießling in je zwei bis drei Stunden erreicht werden. Von der Roten Wand, unterhalb der Speikwiese und Seeleiten, über den lieblichen Brunnsteinsee oder über den Halssattel führen die Wege zum Linzer Haus auf der Wurzeralm und weiter nach Spital am Pyhrn.

Die Flora des Warscheneckstockes gilt als eine der reichhaltigsten in den Nördlichen Kalkalpen. Der Frühling hält seinen Einzug mit leuchtenden Schneerosen und dem glühenden Bergheidekraut. Zur selben Zeit sind die Wiesen der Niederungen mit einem wogenden und duftenden Blütenmeer von Narzissen und Trollblumen übersät. Der Sommer breitet seinen Mantel aus dem Purpur der Alpenrosen über Hänge und Steilhalden, und die dunklen Enzianglocken leuchten gleich geheimnisvollen Augen aus dem Grün der Almböden. Wer abseits von den üblichen Wegen geht, findet noch den seltenen Türkenbund, die wundersame Orchideenblüte des Frauenschuhs, die dunkelroten, duftenden Kohlröserl, den Speik u. a. Wir sehen gerade in diesem Gebiet, daß endlich ein aktiver Schutz dieser Alpenpflanzen einsetzen muß, sollen sie nicht wirklich eines Tages gänzlich ausgerottet sein. Möge das neue Oberösterreichische Landesnaturschutzgesetz beitragen, diesen Bergen ihre herrlichen Blumenkinder zu erhalten. Nachdem nun zwei Seilbahnen in diesem Gebirgszug eröffnet wurden (Hutterer-Höß-Seilbahn in Hinterstoder und Wurzeralm-Seilbahn bei Spital am Pyhrn), ist das Verlangen wohl berechtigt.

Bietet das sommerliche Warscheneckgebiet dem höhenfreudigen Wanderer schon sehr viel, so erschließt der Bergwinter dem Schialpinisten ein neues Reich und viele neue Wege. Hat im Sommer die Dümlerhütte wegen ihrer freien, hohen Lage einen gewissen Vorzug, so im Winter unbedingt das Linzer Haus auf der Wurzeralm bei Spital am Pyhrn. Die Warscheneckgruppe wurde schon vor mehr als fünfzig Jahren als hervorragendes Schigebiet entdeckt und erkannt. Der „Linzer Schi- und Rodelklub" richtete bereits vor dem ersten Weltkrieg seine alte Schihütte auf der Wurzeralm ein und begann damit eine ungeahnte Entwicklung des touristischen Schilaufes im Süden des Warscheneck. Bald war diese Unterkunft zu klein, und die Sektion Linz unseres Vereines, die sich um dieses Schigebiet in umsichtiger Weise annahm, erbaute im Jahre 1932 das Linzer Haus auf der Wurzeralm. In dreißig Jahren ist dieses Alpenvereinshaus berühmt und bekannt geworden, und dies hat vor allem sein schönes Schitourengebiet bewirkt. Aber es ist bereits wieder zu klein geworden! Dies im wesentlichen deshalb, weil man zur Wurzeralm eine Gondelseilbahn erbaute, die im Jahre 1962 ihren Betrieb aufnahm. In kaum einjähriger Bauzeit hat die Sektion Linz das Haus um das Doppelte, also von einer Belagzahl von 80 auf 160 Personen, vergrößert und in einer schlichten Feier in diesem Jahre eröffnet. Durch diesen Ausbau mit der verbundenen Erneuerung gehört das Linzer Haus neuerlich zu den modernsten und größten Alpenvereinshäusern.

Das Linzer Haus auf der Wurzeralm (1400 m) wird von Spital am Pyhrn oder von der Pyhrnbahnhaltestelle „Linzer Haus" am Nordportal des Bosrucktunnels in drei bzw. zwei Stunden erreicht. Von der Bergstation der Wurzeralm-Gondelbahn ist das Haus in wenigen Minuten zu erreichen. Selbstverständlich hat es Telephonanschluß.

Schiübergänge führen zur Dümlerhütte (Abfahrt nach Roßleithen), zur Liezener und Hochmölbinghütte und zur Hintereggalm (Abfahrten nach Liezen und Wörschach). Rund ein Dutzend Schigipfel mit Anstiegszeiten von einer bis fünf Stunden erwarten den Schibergsteiger. Da ist einmal der Hahnlkamm oder der Wurzersattel, der Hals, der Mitter-

berg und die Rote Wand. Der kühne Stubwieswipfl wird über seinen Nordabfall mit Schiern erreicht. Weiter sind alle Gipfel des Angerplateaus zu nennen: Angerhöhe, Angerkogel, Schwarzkoppen, Kitzspitze usw., lauter Schigipfel um 2000 Meter. Die große Schibergfahrt des Linzer Hauses geht auf das Warscheneck, das über den sogenannten Roßarsch in vier bis fünf Stunden erreicht wird. Die Abfahrten von diesen Gipfeln gehen zum Linzer Haus zurück, während von diesem über die Gammeringalmen nach Spital a. P. (bzw. zur Talstation der Wurzeralm-Gondelseilbahn) oder auch Liezen abgefahren wird. Das Glanzstück des Warscheneckstockes und damit des Schigebietes um das Linzer Haus ist die „Loigistalabfahrt", die von der Windlucke — einer Einsattelung im Kamm zwischen Warscheneck und Mitterberg (Torstein) — nordseitig nach Vorderstoder hinunterleitet und bis zum Schafferteich bei Vorderstoder einen Höhenunterschied von etwas über 1000 Meter aufweist. Vom Endpunkt dieser Fahrt, dem Gasthaus Bankler (früher Schoiswohl) wird die Bahnstation Pießling-Vorderstoder der Pyhrnbahnlinie Linz—Selzthal errreicht. Eine verhältnismäßig leichte Abfahrt führt vom Gipfel des Warschenecks zur Zellerhütte, dann wird es allerdings steil und waldig! Das Linzer Haus ist auch als Ausgangs- oder Endpunkt einer großen Schidurchquerung des ganzen Toten Gebirges zu nennen: Linzer Haus—Liezener Hütte—Tauplitzhaus—Pühringerhütte—Appelhaus—Loserhütte (Altaussee)—oder Ischler Hütte (Bad Ischl) oder Rinnerhütte (Offensee/Steinkogl). Diese großartige Schitour durchquert ein Gebiet von mehr als 50 km Luftlinie! Der Großteil der Schiwege ist mit Wintermarkierungen versehen. Daß es im Bereich der beiden Seilbahnschigebiete — Wurzeralm und Hutterer Böden/Höß — Schischulen und Schilifte gibt, sei der Vollständigkeit halber noch angeführt.

Dies sei in gedrängter Kürze über das Warscheneckgebiet, diesen doch verhältnismäßig wenig bekannten Alpenteil, gesagt. Ich sah und erlebte dieses Bergland im glitzernden Schneekleide des Bergwinters, sah die ersten Blumenkinder des erwachenden Frühlings, die Alpenrosenglut und blauen Kletter- und Wandertage des Sommers und den bunten Wald und die Nebelsturmnächte des Herbstes. Ich habe diese Berge zu allen Jahreszeiten und bei jeder Witterung durchwandert, und immer schenkten sie mir volles Bergerleben, und darum will ich auch in dankbarer Weise der Verkünder ihrer lieblichen und fast bescheidenen Schönheiten sein.

Schrifttum und Karten:

Angerhofer Josef: „Das Stodertal" (Linz 1906).
Angerhofer Robert: „Hinterstoder und seine Berge" (Linz 1949).
Benesch, Dr. Fritz: „Aus dem Toten Gebirge" (Zeitschrift 1912).
Brieger Theodor: „Pyhrnbahngebiet, Steyr- und Stodertal im Sommer und Winter" (Wels 1949).
Geyer Georg: „Das Tote Gebirge" (Jahrbuch des ÖTC IX, Wien 1878).
Geyer Georg: „Totes Gebirge" (Zeitschrift 1887).
Geyer Georg: „Das Tote Gebirge" (Erschließung der Ostalpen, Bd. I, Berlin 1893).
Hauenschild Gottfried: „Erinnerungen an das Warscheneck" (Jahrbuch 1866).
Huber Sepp: „Führer durch das Tote Gebirge" (Wien 1927, Wels 1948).
Hüttig Robert: „Winter im Toten Gebirge" (Zeitschrift 1926 u. 1927).
Wallner Sepp: „Das Warscheneckgebiet" in „Festschrift zum fünfzigjährigen Bestand der Gruppe Linz der Sektion ÖTK im DuOeAV" (Linz 1934).
Wallner Sepp: „Linzer Haus im Schnee" („Berge und Heimat" 1952).
Wallner Sepp: „25 Jahre Linzer Haus" (Österr. Bergsteiger-Zeitung 1957) usw.
Wißmann, Dr. Hermann von: „Der Warscheneckstock" (Zeitschrift 1924).
Karten: Österr. Karte 1:50.000, Blatt 98, Liezen; Skiwege im Toten Gebirge 1:75.000 (Blatt Liezen der österreichischen Spezialkarte 1926 bei W. Neugebauer, Linz); Touristenwanderkarte „Östliches Salzkammergut", Blatt 8, und „Ennstaler Alpen (Gesäuse)", Blatt 6, von Freytag-Berndt und Artaria, Wien.

Anschrift des Verfassers: Sepp Wallner, Linz a. d. D., Freistädter Straße 15/III.

Ampezzaner Dolomiten

VON ERNST HÖHNE

(Mit 3 Bildern, Tafeln IX, X)

Klangvolle, berühmte Namen — einzigartig wildschöne Felsburgen — zu ihren Füßen Lärm von Menschen und Motoren — auf ihren Gipfeln Einsamkeit und Stille.

Das klingt erstaunlich, denn gerade berühmte und günstig erreichbare Berge werden auf Kosten ihrer weniger bekannten Brüder oft häufig bestiegen. Für die Berge um das Ampezzotal trifft das weniger zu, sie stehen bei vielen Bergsteigern im Anreiz nicht in vorderster Reihe. Warum das so ist, läßt sich schwer kurz und bündig sagen. Jedenfalls scheint neben vielen anderen Faktoren das deutliche Überwiegen der italienischen Urlaubermassen in den Talorten, vor allem in der Zeit des ferragosto, ausschlaggebend zu sein; und in gewissem Sinn auch die Nähe des bekannten Cortina. Es wäre aber ein Irrtum, das geringe Interesse deutscher Bergsteiger vor allem auf nationale Verschiedenheiten zurückzuführen, es ist vielmehr eine tiefe Abneigung gegen jede Art von Lärm und Betrieb. Das betrifft weniger die Extremen, die gerade hier zweifellos moderner denken, sondern diejenigen, die einfach ihre Freude auf den Gipfeln und am Weg zu ihnen suchen. Sie stellen die überwiegende Mehrheit, und für sie ist die Ruhe oft ausschlaggebender Faktor. Ihnen zu sagen, daß die Meinung von übervölkerten und lauten Gipfeln dieses Gebiets nicht zutrifft, sollte Ziel einer solchen Schilderung sein. Denn diese Berge haben so unglaublich viel Reize zu bieten, daß man versucht sein könnte, Superlative anzuwenden. Aber das wäre vielleicht eine Abwertung, denn Superlative gibt es heute unzählige, Vielfalt und Gewalt, vereint mit Lieblichkeit in diesem Teil der Dolomiten sind dagegen einzigartig.

Kontraste sind es, die unser Landschaftserlebnis eindrucksstief werden lassen, das unglaubliche Nebeneinander von Gegensätzen verschiedenster Art. Alle Gebirge zeichnen sich dadurch vor ebenen Landschaften aus; die Berge um das Ampezzotal in ganz besonders hohem Maß. Nicht nur die relative Höhe der Gipfel beeindruckt hier, noch mehr ihre anscheinend greifbare Nähe vom Tal aus, also ihr großer durchschnittlicher Neigungswinkel. Schließlich ihr Aufbau, nicht in langgezogenen Ketten mit mehr oder weniger ausgeprägten Scheitelpunkten, sondern in Form kleinerer Stöcke, aus einem oder wenigen überragenden Hauptgipfeln und wenigen Trabanten bestehend. Das macht ihre Gewalt aus, denn nahezu jeder Berg bildet ein Gebirge für sich, durch tiefe Einschnitte deutlich von anderen Stöcken getrennt; das eindrucksvollste Beispiel ist der Pelmo. Eine weitere Eigenart — freilich einem großen Teil der Dolomiten gemein — sind die oft nur mäßig geneigten Mattenflächen darunter, häufig von malerischen Lärchenhainen bestanden, zwischen denen im Frühjahr und Frühsommer ein einzigartiges Blumenmeer prangt. Und dieses Nebeneinander von Anmut und abweisender Wildheit läßt die Kontraste entstehen, welche dieses Berggebiet gewaltig und liebenswert zugleich erscheinen lassen.

Räumliche Umgrenzung

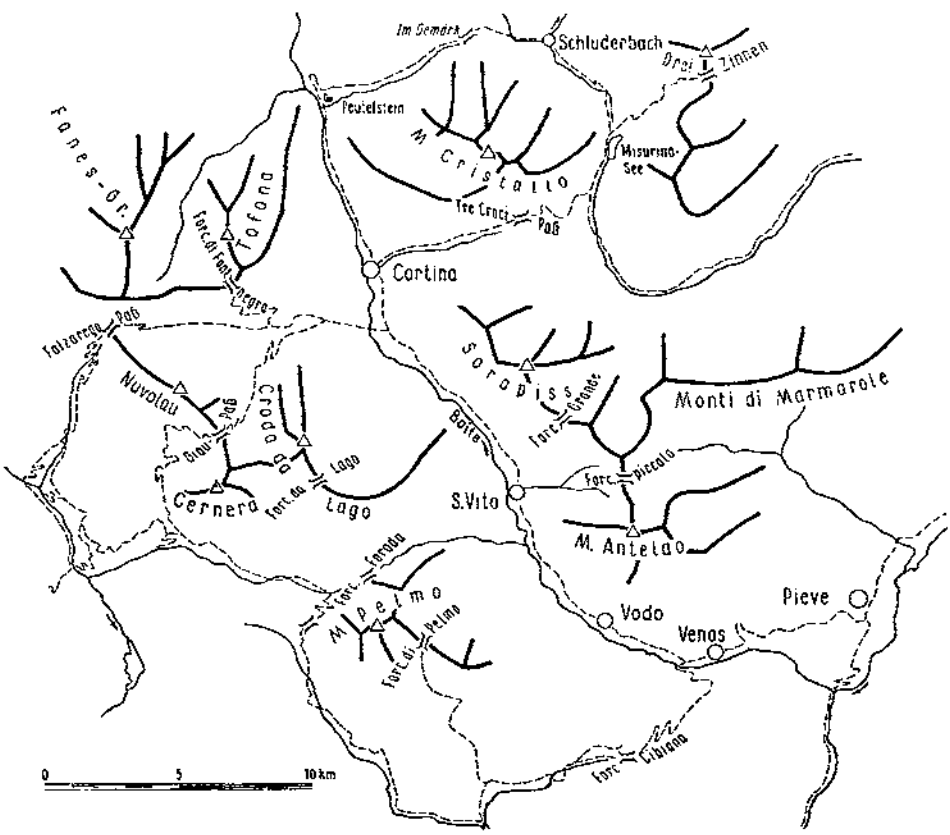
Es liegt nahe, die Berge um das Ampezzotal unter dem Begriff „Ampezzaner Dolomiten" zusammenzufassen. Er erhält seine Rechtfertigung durch die Zusammengehörigkeit dieses bedeutenden Tales, das zugleich eine wichtige Verkehrsader ist, mit den von ihm

aus sicht- und leicht erreichbaren Bergmassiven. Zwar ist der Begriff „Ampezzaner Dolomiten" nicht geographisch festgelegt, doch könnte man fast sagen: „er wird von der Vernunft diktiert". Es ist leicht verständlich, daß ein zwar brauchbarer, aber nicht genau umrissener Begriff häufig, aber sehr verschiedenartig angewandt wird. So ist es auch mit den Ampezzaner Dolomiten.

Gallhuber setzt ihre Grenzen ins Abtei- und Ennebergtal, ins Ansiei- und Piavetal, dagegen rechnet er den Pelmo nicht dazu. Der Hochtourist schließt im Gegensatz dazu sogar die Tofana aus! Andere (Langes, Berti) vermeiden diesen übergeordneten Begriff und halten sich streng an kleinere, deutlich getrennte und damit auch geographisch leichter vertretbare Gebiete. Der Sprachgebrauch einzelner Bergsteiger kennt noch mehrere Möglichkeiten, sie sind mindestens so vielgestaltig wie die volkstümlichen Variationen über sonst festgelegte Begriffe. Man denke nur an die Dolomiten — Brenta-Dolomiten — Dolomiten von Sappada (Bladen) usw.

Sicher kann jeder für seine Begrenzungsversion gewichtige Argumente vorbringen, und sicher kann man sie alle nicht rundweg ablehnen. Wenn hier trotzdem ein neuer Vorschlag zur Begrenzung dieses Gebietes gemacht wird, so soll das weniger als erdkundliche Definition, sondern vor allem als Umfangsbezeichnung des besprochenen Gebiets angesehen werden.

Ganz allgemein sollen alle an das Tal stoßenden Berggruppen eingeschlossen sein, sofern sie nicht mit ihren Schwerpunkten deutlich zu anderen Tälern tendieren (Marmarole). Als Talbeginn wird Peutelstein (Podestagno) angesehen, was mit dem Sprach-



gebrauch übereinstimmt; das Ende etwa beim Ort Venas, wo das Ampezzotal sichtbar in die Weitung des Piavetales bei Pieve di Cadore übergeht. Daraus ergibt sich eine eindeutige Entscheidung der Zugehörigkeit. Im Uhrzeigersinn sind damit folgende Gruppen zu verstehen: Cristallo — Pomagagnon, Sorapiss, Antelao, Pelmo, Croda da Lago — Cernera — Nuvolau, Tofana. Ihre gemeinsame Begrenzung wird folgendermaßen festgelegt: Peutelstein — Schluderbach — Misurinasee — Valbona — Val S.Vito — Forcella Grande — Forcella Piccola — Valle d'Oten — Calalzo — Venas — Forcella Cibiana — Forno di Zoldo — Forcella Staulanza — Fiorentinatal — Caprile — Andraz — Falzaregopaß — Forcella di Bois — Travenanzestal — Peutelstein.

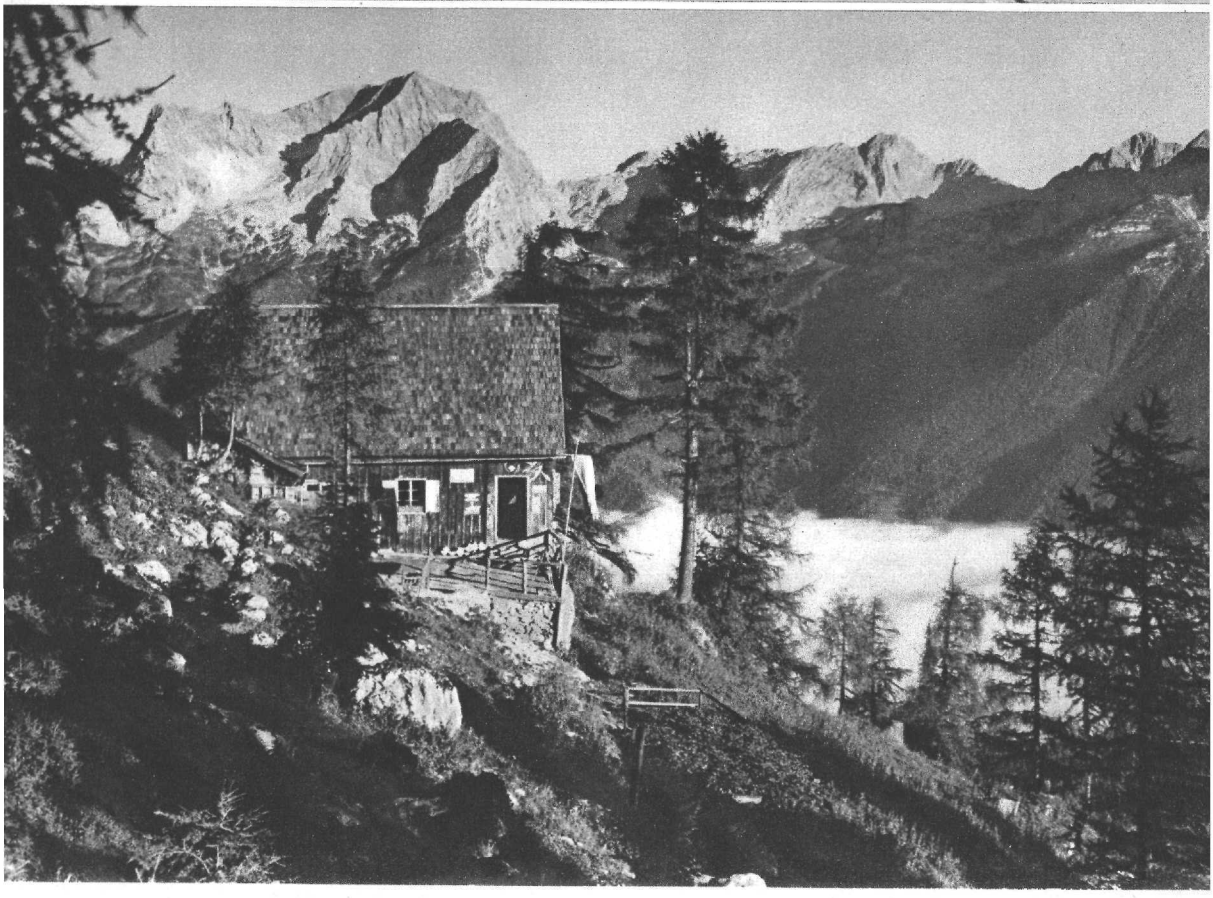
Geologisches, Tier- und Pflanzenwelt

Die große übereinstimmende Besonderheit der Dolomiten ist in den Ampezzaner Dolomiten stark ausgeprägt, nämlich die waagrechte Schichtung der Kalkdolomitgesteine. Diese Schichtung hat die blockförmigen Bergmassive und kleineren Felsgestalten entstehen lassen, die in dieser Ausgeprägtheit in keinem anderen Gebiet unserer Erde vorkommen. Das beste Beispiel für die ganzen Dolomiten ist der Pelmo; es ist ungemein eindrucksvoll, diese deutliche und regelmäßige Schichtung mit ihrem Farbenspiel bei der Besteigung dieses Berges erleben zu können. In anderen Gebirgen häufige Verwerfungen gibt es in den Dolomiten selten, im Teil um das Ampezzotal kaum. Häufig dagegen weichen die Schichten durch mehr oder weniger starke Neigung von der klassischen Horizontale, wie z. B. am Pelmo oder Sorapiss, ab, was gut am Cristallo und am Antelao zu beobachten ist und am Pomagagnon zu den fünf ausgeprägten Bändern geführt hat. Übereinstimmend fallen die Schichten leicht gegen Norden und Westen, was nicht nur aus der abnehmenden Höhe der Gipfel in den Bergzügen deutlich wird (Pomagagnon und Cristallo), sondern in sämtlichen Abbrüchen unübersehbar zutage tritt. Meist sind die steilen Abbrüche gegen Südwesten gewandt, während die Nordostseiten oft mit den Schichten ansteigen (Lastoni di Formin teilweise auch Nuvolau, Cernera, Pomagagnon, Antelao). Einige Hauptgipfel des Gebiets bestehen aus Dachsteindolomit, der eine oft tausend Meter starke Schicht bildete, deren Reste die heutigen Gipfel sind (Tofana, Cristallo). Sorapiss und Antelao sind aus Jurakalk aufgebaut, der Pelmo aus Riffkalk und oben Jurakalk, während in der Croda-da-Lago-, Nuvolau-, Cernera-Gruppe eine Vielfalt von verschiedenen älteren Gesteinsarten zusammentrifft, wie Schlerndolomit, Raibler, Wengener und Cassianer Schichten. Nur die ausgeprägten Gipfelformen bestehen aus Dachsteindolomit (Averau, Cinque Torri, Croda da Lago, Becco di Mezzodì). Unter den Resten der Dolomitkalkschicht liegen verschiedene Schichten geringerer Härte. Deshalb konnten im Laufe der Zeit zu Füßen der wildgeformten Gipfel gerundete, teilweise wenig geneigte Almflächen entstehen; eben der schöne Zusammenklang von Gewalt und Heiterkeit, der die Dolomiten so auszeichnet.

Das Tier- und Pflanzenreich der Dolomiten unterscheidet sich von dem anderer Gebirge vor allem durch seine Reichhaltigkeit und Vielfalt, denn in ihnen treffen verschiedene Lebenskreise zusammen, die alle etwas zur Flora und Fauna beigetragen haben.

Während diese Vielfalt durch die Gunst der klimatischen Verhältnisse und der Bodenzusammensetzung bei den Pflanzen erhalten und gefördert wird, geht die Entwicklung des Tierreichs in umgekehrter Richtung. Die Dolomiten wurden schon früh verkehrsmäßig erschlossen, und der sich ausweitende Fremdenverkehr der letzten Jahrzehnte hat diese Entwicklung immer schneller vorangetrieben. In alle entlegenen Täler führen heute Straßen, und sogar viele unbewohnte und ohne wirtschaftliche Bedeutung gebliebene Stellen sind jetzt auf Militärwegen und -straßen für den Verkehr, aber auch für den Lärm erreichbar geworden. So sehr man als Bergsteiger auch die Verkürzung mancher Anmarschwege begrüßen mag, für alle Tiere bedeutet das eine Einengung ihres Lebensraums. Es

Oben: Charakteristisches Walser Blockhaus mit traufseitigem Eingang in die Flurküche (Aufn. Zitzelsberger). Unten links: Blick ins Kleine Walsertal; typisch die überall auftretenden Streusiedlungen (Aufn. Fritz). Unten rechts: Junge Walserin aus Mittelberg. Zur besonderen trachtlichen Eigenart zählen die breite Krone und das Binden von Frauenrock und Schürze ober der Brust (Aufn. Zitzelsberger).



Oben: Gameringalmen mit Bosruck Unten: Zellerhütte (Sekt. ÖTK Windischgarsten) mit Großem Priel
Tafel VIII (Aufn. Ida Oth-Hochreiter)

gibt heute kaum mehr zusammenhängende größere Wildnisgebiete wie in den meisten anderen Gebirgen, deshalb ist das Tierreich der Dolomiten, auch der Ampezzaner, eher im Rückgang als in der Ausbreitung begriffen, was vor allem auf die größeren Tiere zutrifft. Murmeltiere sind von dieser Entwicklung anscheinend nur wenig berührt worden, da sie sich an die Nähe des Menschen besser gewöhnen als die meisten anderen Tiere, deshalb sind sie in den Ampezzaner Dolomiten häufig anzutreffen. Weniger oft beobachtet man Gemsen, um deren Erhaltung und Vermehrung man allerdings sehr bemüht ist. Verhältnismäßig häufig, und auch für den Bergsteiger oft zu beobachten, kommen verschiedene kleinere Tiere vor. Skorpione (meist ungefährlich) in Größen von wenigen Millimetern aufwärts kann man immer wieder unter Steinen antreffen. Wenig erfreut wird mancher über verschiedene Schlangenarten sein, die wegen ihrer Wärmeliebe meist südseitige, steinige Hänge bevorzugen, an denen sie aber oft sehr hoch emporsteigen. Ob die Sandviper in den Ampezzaner Dolomiten vorkommt, ist trotz Bestätigung Einheimischer nicht so sicher. Die Kreuzotter existiert jedenfalls in vielen Farbabstufungen; vielleicht sind sie die Ursache der Irrtümer. Auch die interessante Gottesanbeterin soll schon im unteren Ampezzotal gesehen worden sein, was immerhin möglich sein könnte, denn die Mündung des Boite liegt in nur fünfhundert Meter Seehöhe im bekannt warmen Piavetal.

Ungleich auffallender ist dagegen die Pflanzenwelt der Dolomiten. Es ist verständlich, daß der Bergsteiger vor allem die ausgesprochenen Alpenblumen meint. Sie sind es schließlich, die in die anscheinend tote Felsenwelt freundliche Farben als Zeichen und Beweis des Lebens bringen. Tiefer unten verstehen sie es, auf das oft eintönige Grün die leuchtenden Tupfen zu setzen, die doch ihren guten Teil dazu beitragen, uns die Berge so anziehend und liebenswert zu machen. In den Dolomiten sind wohl die meisten Formen von Alpenpflanzen, die auch tiefer unten vorkommen können, wenn sie auch in ihrer angestammten Zone angemessenere Lebensbedingungen finden und deshalb dort nicht nur besser gedeihen, sondern auch für das Auge viel schöner erscheinen, wie z. B. Edelweiß, Enzian usw. Das mag zum Teil eine Erscheinung erklären, die schon manchem Bergsteiger aufgefallen ist: die intensiver leuchtenden Farben in höheren Lagen. Übrigens ist das bei den Tieren gegenteilig; je höher sie leben, desto weniger farbig ist ihr Aussehen; bei den Käfern wird das besonders deutlich. Man führt diese Erscheinung bei den Pflanzen auf den größeren UV-Gehalt des Lichts solcher Höhen zurück. Warum das bei den Tieren anders ist, hat noch niemand zu erklären versucht. Möglicherweise ist das alles viel einfacher, wenn man bedenkt, daß die Alpenpflanzen mit ihrer kurzen Blütezeit und ungünstigeren Bedingungen sich auffallender färben müssen, um Insekten anzulocken. Und die Tiere haben sich den Farben ihrer Umgebung einfach angepaßt; hohe Lagen sind eben nicht so farbenfroh wie saftige und warme Täler.

Die schönsten Alpenpflanzen wachsen in den Ampezzaner Dolomiten in verschwenderischer Fülle. Wer an einem sonnigen Maitag dort sein konnte, wird die Pracht der Krokuswiesen unter den Tofanawänden, den leuchtenden Seidelbast oder die Milliarden Soldanellen (auch weiße) zu Füßen des Cristallo nicht vergessen. Kaum sind diese ersten Kinder des Bergsommers verschwunden, folgen die nächsten, und das Blühen geht erst im Oktober mit den Herbstzeitlosen, die hier ganz erstaunliche Größen erreichen, zu Ende. Sicher behält jeder Bergsteiger andere schöne Blumenstandorte in seiner Erinnerung. Wenn er auch weiß, daß es noch unzählige ähnlich schöne oder noch schönere gibt, so werden diese Stellen für ihn doch ihre Verklärung nicht verlieren. Und so sind für mich viele Stellen dieser Gebirgsgruppe mit der Gestalt irgendeiner Blume verbunden, die gerade dort besonders reizvoll oder häufig gestanden ist: struppige Gemswurzfamilien im Pelmo-Hochtal, anmutige Federnelkenbüschel am Aufstieg zum Antelao, goldene Trollblumen am Nuvolausattel, seltene Schopf-Teufelskralle in den Wänden der Gusella, Gelber Enzian am Giaupaß, die strahlend rosigen Blütenpolster des Dolomitfingerkrauts unter der Forcella-Fontana-Negra. Lang könnte man so fortfahren, und viele Bergerlebnisse würden wach.

Es sind freilich nicht nur Erinnerungen an ausgesprochene Alpenblumen, die uns das Nacherlebnis der Ampezzaner Dolomiten verschönen. Man denke nur an die fremdartig anmutenden, stark duftenden Türkenbundblüten, an die braune Akelei oder an die Alpenrosen oder Weidenröslein, die ganze Hänge herrlich erglühen lassen und dem Photographen den schönsten Vordergrund bedeuten können.

Bewohner, Geschichte

Das Gebiet der Ampezzaner Dolomiten war vor über zweitausend Jahren von einem Volk besiedelt, das wahrscheinlich den mittleren Teil des Alpenraums bewohnt hat. Über die Herkunft dieser Räter besteht noch keine Übereinstimmung, man hält sie für Nachkommen der Illyrer oder Etrusker oder beider. Der starke römische Einfluß der folgenden Zeit ließ wahrscheinlich im Lauf vieler Jahrhunderte die rätoromanischen Sprachen entstehen, die sich als Reste von Graubünden bis Friaul bis heute erhalten haben. Eines ihrer Überbleibsel ist das Ladinische der Dolomitentäler, das im Ampezzotal auch heute noch teilweise gesprochen wird. Allerdings ist zu befürchten, daß die nächste oder übernächste Generation es nicht mehr verstehen wird.

Heute ist ein auffallend schneller Rückgang dieser alten Sprache im Gang. Er begann wohl schon — wenn auch sehr langsam — vor mehreren Jahrhunderten, nahm aber seit hundert Jahren rasch zu. Die Ladiner konnten diesem Ablauf nichts entgegensetzen, da ihnen weder das Bewußtsein, ein eigenes Volk zu sein, noch die Anerkennung dieser Tatsache von außen zur Verfügung standen. In der Zeit vor 1850 war dieser Prozeß nur langsam verlaufen, weil die damals herrschenden Ideen religiöser, dynastischer oder anderer Art die Ausdehnung der eigenen Sprache zuungunsten einer anderen gar nicht als Ziel erscheinen ließen; damals galt wahrscheinlich allein das kulturelle *Übergewicht*, das eine freiwillige Sprachänderung nach sich zog. Das wirkte auch auf die Bewohner des Ampezzotals, vor allem durch die Zugehörigkeit zur Republik Venedig und die später nahe Nachbarschaft zu ihr, die den Ampezzanern die kulturelle Überlegenheit des Südens vor Augen führte, was wieder die Grundlage für ein frühes Eindringen des italienischen Nationalgedankens in dieses Gebiet war. Das konnte nicht ohne Auswirkungen bleiben, die bis in unsere Zeit reichen. Während die Ampezzaner trotz ihrer Zugehörigkeit zu Tirol venezianisch, später italienisch dachten, fühlten und handelten die anderen Dolomitenladiner im alten Land Tirol eindeutig als Tiroler. So ist es verständlich, daß in den Freiheitskriegen fast alle Tiroler, sogar die damals schon Italienisch sprechenden Welschtiroler die Grenzen des Landes verteidigten, ja sogar die weiter im Süden lebenden Primörer sich besonders auszeichneten, während die Ampezzaner weitgehend unbeteiligt blieben — wenigstens ist nichts anderes bekannt geworden.

Unter diesem Widerspruch: äußerlich Tiroler, innerlich — obwohl noch nicht Italienisch sprechend — schon Italiener, litten die Bewohner des oberen Ampezzotals um Cortina. Das mag uns heute nicht leicht verständlich sein und ist auch nur aus der Lage von Menschen zu erklären, die zwischen zwei Lagern stehen, sich endlich für eine Seite entschieden haben — und dann doch zur anderen sollen. Die letzten Reste dieser — heute nicht mehr zeitgemäßen — Haltung erklären die gewisse Reserviertheit den Deutsch Sprechenden gegenüber, die auch bei der Winterolympiade fühlbar wurde. Es sind aber nur mehr Reste, die durch menschliche Beziehungen, nicht zuletzt durch die von Bergsteigern, in Gegenwart und Zukunft rasch abgebaut werden.

Mit einer Urkunde von 1159 trat das Ampezzotal in die uns bekannte Geschichte ein. Damals gab das Bistum Freising das Tal als Lehen den Herren von Camino. 1335 kam es zum Patriarchat von Aquileja, 1420 zu Venedig, das der Gemeinde Cortina für Verdienste den Titel „Magnifica Comunità" verlieh. Im Krieg zwischen Venedig und dem Kaiser fand sogar eine blutige Schlacht im Tal statt. Bei Valle wurde das kaiserliche Heer

von den Venezianern, sicher mit Hilfe Einheimischer, über die Forcella Forada umgangen, umzingelt und fast völlig vernichtet. Trotzdem endete der Krieg für Venedig nicht glücklich. In einer Volksabstimmung entschieden sich die Bewohner von Cortina und Umgebung 1511 für das Deutsche Reich; leider ist darüber und über die Gründe nichts Näheres bekannt. Aus Dankbarkeit dafür bestätigte Kaiser Maximilian, der damals in argen Schwierigkeiten war, auf dem Marktplatz von Cortina feierlich die alten Rechte der Selbstverwaltung, die der Patriarch von Aquileja einst verliehen hatte. Seit dieser Zeit gehörte das obere Tal zu Tirol und genoß weitgehende Sonderrechte, bis Josef II. im Zuge seiner Reichsreform das Gebiet zum Pustertal schlug. Das untere Tal blieb bis 1799 bei Venedig und war seit 1810 bei Österreich. Das erste größere Ereignis in der Zeit des jungen Alpinismus war die 1866 erfolgte Abtretung von Venezien an das neue Italien. Seit damals lief die neue Grenze mitten durchs Ampezzotal, der nördliche Teil mit Cortina blieb bei Österreich. 1919 kam mit Südtirol auch der Nordteil des Tals zu Italien, und zwar zur Provinz Belluno.

Bergsteigerische Erschließung

Der Eindruck, den die Berge um das Ampezzotal auch bei den Menschen früherer Zeiten hinterließen, erklärt es, warum sie verhältnismäßig früh erstiegen wurden. Sicher hat dazu auch die geringe Entfernung vom Tal und ihre leichte Erreichbarkeit beigetragen. Der Ruf der Ampezzaner Dolomiten war sogar bis England gedrungen, wo eine Reihe hervorragender Alpinisten und typischer Entdeckernaturen geradezu darauf wartete, neue Gipfel zu erobern. Zwar hatte der alpine Gedanke nur eine winzige Minderheit der Engländer erfaßt, aber diese mit unwiderstehlicher Gewalt. Dabei war diesen Erschließern kaum die Schönheit der Berge primär das Lockende, für sie war es das Neuland, sie folgten ihrer Entdeckerlust. Deshalb wäre es völlig verfehlt, diese damaligen Bergsteiger mit unseren heutigen Anschauungen messen oder in sie „die Liebe zu den Bergen" versetzen zu wollen. Damals waren die Motive anders — doch sie ermöglichten die Weiterentwicklung zu unseren jetzigen Gedanken. Damals war allein der Gipfel das Ziel, heute ist für einen rechten Bergsteiger „der Weg das Ziel" (H. Hoek). Von Entdeckerfreude getrieben, eilten die Engländer in den ganzen Alpen von Gipfel zu Gipfel und drangen sogar in die für sie so abgelegenen östlichen Dolomiten. Dabei konnte Ball schon 1857 den ersten hohen und bedeutenden Gipfel erreichen, den Pelmo. Noch jetzt trägt ein Teil des Pelmoanstiegs, das Ball-Band, seinen Namen.

In dieser Zeit durchzog keine Grenze die Dolomiten, noch hatte das AEIOU — durch Radetzkys Siege zu neuem Glanz gebracht — einen Teil seiner alten Geltung. Österreichs Grenzen lagen weit im Süden, am Po. Während man südlich von ihm, aber auch im damals österreichischen Oberitalien, seine Italianität entdeckte und sich dem Risorgimento verschwor, konnten sich im süddeutschen Raum viele Kräfte auf den Alpinismus konzentrieren. So ist es zu erklären, daß in den folgenden Jahren außer einigen englischen ausschließlich deutsche Namen in der Ersteigungsgeschichte erscheinen. Als im Jahre 1866 die italienischen Grenzen bis mitten in die Ampezzaner Dolomiten verlegt wurden, blieb es auch weiterhin aus verschiedenen Gründen dabei. Vor allem war unterdessen in Deutschland und Österreich der Alpinismus zur starken Kraft geworden, und allein schon dadurch waren die Deutsch sprechenden Bergsteiger den Italienisch sprechenden an Zahl überlegen. Auch die Namen der Führer brachten nur wenig italienischen Klang in die Erschließungsgeschichte, da sie ja Rätoromanen waren, deren Namen damals noch in geringem Maß italianisiert waren.

Doch ein bis zwei Jahrzehnte später beginnt der alpine Gedanke auch in Oberitalien festen Fuß zu fassen, und viele Italiener tragen bei, neue Wege zu eröffnen. Zwischen den beiden Völkern besteht aber ein Unterschied in der Auffassung des Bergsteigens, vor allem in bezug auf Neuland. Während die einen — schon mit beiden Füßen in den

„Jahrzehnten des Nationalismus" stehend — die Erstbesteigung von Bergen innerhalb der italienischen neuen Grenzen als nationale Pflicht und die anderen als nationale Tat auffaßten, waren die Erstbesteiger deutscher Zunge eher aus fast spielerischer Unternehmungslust unterwegs, oder sie dienten wissenschaftlichen Interessen. Somit ähnelten die Deutschen eher den gentlemanliken Engländern — die Italiener mehr den heutigen Expeditionen, die ihre Landesfahnen mitbringen, um sie am Gipfel aufzupflanzen. Das ist ein nicht unwesentlicher Unterschied, und es scheint durchaus der allgemeinen italienischen Anschauung zu entsprechen, was Berti 1928 über die Antelao-Erstbesteigung schrieb: „Il merito dell'impresa — per quei tempi grandemente audace — spetta a un italiano . . ." Sinngemäß: Das Verdienst der Unternehmung (der Erstbesteigung) — für diese Zeiten großartig kühn — gebührt einem Italiener . . . Es ist in diesem Zusammenhang nicht wichtig, ob der Gemsjäger Mattia Ossi wußte, daß er Italiener war oder ob er sich als Italiener fühlte. Jedenfalls hat diese nachträgliche Erhebung zur nationalen Tat die gleichen Grundlagen wie der Matterhorn-Erstersteigungswettlauf Whymper—Carrel oder die Neigung, möglichst viele Erfindungen selbstverständlich dem eigenen Volk zuzuschieben.

Das alles macht es verständlich, warum sich italienische Bergsteiger in der Folgezeit mit soviel Initiative und Tatkraft der weiteren Erschließung gewidmet haben. Zwar konnten sie nur mehr wenige unberührte Gipfel betreten, aber sie eröffneten eine große Anzahl neuer Wege.

Übersicht über die Erstbesteigungen der Hauptgipfel der Ampezzaner Dolomiten auf den wichtigsten Wegen

Gipfel	*Erstersteiger Jahr (Führer)*	*Besondere Wege Erstbegeher Jahr (Führer)*			
Cristallo (3216 m)	*Grohmann* 1865 (Dimai, Siorpaes)	N-Wand Minnigerode 1877 (Innerkofler)	NO-Flanke Witzenmann 1896 (Innerkofler, Siorpaes)	S-Grat R. H. Schmitt 1887	
Cristallo-Mittelgipfel (3163 m)	*Stafford Anderson* 1881 (Ghedina, Siorpaes)	NO-Wand Angerer 1886 (Innerkofler)	N-Grat Löschner 1907		
Piz Popena (3152 m)	*Withwell* 1870 (Lauener, Siorpaes)	W-Flanke Friedmann 1884	S-Grat Raynor Phillimore 1898 (Innerkofler, Dimai, Pompanin)	N-Wand G. u. M. Mayer 1911 (Dibona, Rizzi)	O-Wand Terschak Degregorio 1925
Sorapiss (3205 m)	*Grohmann* 1864 (Lacedelli, Dimai)	W-Flanke De Falkner 1892 (Costantini)	N Müller, Waltershausen 1892 (Dimai, Dibona, Pompanin)	W-Wand Gaßner, Köni, Saar 1906	SW Casara, Stefani, Cabianca 1927

Fortsetzung von vorhergehender Seite

Gipfel	*Erstersteiger Jahr (Führer)*	*Besondere Wege Erstbegeher Jahr (Führer)*			
Antelao (3263 m)	*M. Ossi* 1862 Tour. *Grohmann* 63	Ob. Gletscher Menini, Zandegiacomo, Carrara, Pordon, Toffoli 1886	W-Wand Artmann 1892 (Innerkofler)	S-Grat Sinigaglia 1893 (Dimai, Pompanin)	SW Phillimore-Raynor 1898 (Dimai, Pompanin, Innerkofler
Pelmo (3169 m)	*Ball* 1857	Grohmann 1863 (Lacedelli, Zuliani)	Cesaletti, Giacin 1870	NW Phillimore Raynor 1897 (Dimai, Colli, Dibona)	NW-direkt Simon Rossi 1924
Becco di Mezzodì (2602 m)	*Utterson Kelso* 1872 (Siorpaes)	NW Haupt, Lömpel 1912	O (Emmeli) Cozzi, Carniel, Zanutti 1927		
Croda da Lago (2709 m)	*Eötvös* 1884 (Innerkofler)	NW Sinigaglia 1893 (Dimai)			
Averau (2648 m)	*Issler* 1874 (Siorpaes)	S-Wand Fikeis 1877 (Dimai)	NW-Wand Stanley Greenough 1910 (Barbaria)		
Torre Grande (Cinque Torri)	*Wall* 1880 (Ghedina)	O Saar Domenigg 1908	N Girardi 1910 (Dibona, De Zanna)	Via Miriam Dimai, Gaspari 1927	
Tofana di Roces (3225 m)	*Grohmann* 1864 (Dimai, Siorpaes)	SW Raynor, Phillimore 1897 (Colli, Dimai)	NW Glanwell, Domenigg, Stopper 1904	S-Wand Eötvös 1901 (Dimai, Siorpaes, Verzi)	
Tofana di Mezzo (3243 m)	Grohmann 1863 (Lacedelli)	O Eissler 1881 (Dimai)	SW Raynor, Phillimore 1897 (Colli, Dimai)	SO Mackintosh, Heywood 1896 (Zangiacomi, Menardi)	
Tofana di Fuori (3227 m)	*Grohmann* 1865 (Dimai)	W Minnigerode, Voigt 1883 (Kederbacher, Kirchler)	NW Deye, Schuster 1913		

Cristallo-Pomagagnon

Wo das deutsche Sprachgebiet an das der schwindenden rätoromanischen stößt, ragt der Berg mit dem märchenhaftesten Namen der Ampezzaner Dolomiten, der Cristallo. Diese Bezeichnung läßt Vorstellungen unnahbarer Pracht entstehen; nicht zu Unrecht! Dem durchs Höhlensteintal nach Süden Strebenden öffnet sich beim Dürrensee eine Schau, die eine großartige Einleitung der Bilder eines der schönsten Berggebiete der Alpen bedeutet. Obs das glühende Licht des Sonnenaufgangs auf den Mauern des Cristallo liegt und der Gletscher noch blaukristallen den Übergang zum noch nachtdunklen Tal vermittelt, ob das Mittagslicht die Abstürze in drohende Schatten rückt und Schnee und Eis des Gletschers das grelle Licht des Tagesgestirns ins Tal herunter spiegeln, ob das linde Licht des Nachmittags die Felsenburg noch höher in den Himmel wachsen läßt oder vom Sturm getriebene Wolken nur Bruchstücke von Wänden und Türmen, von Eis und Schnee ahnen lassen, immer gewährt der Cristallo unerwartete, überraschende Eindrücke. Wie der Name erwarten läßt, fehlt zu keiner Jahreszeit schimmernder Schnee oder grünglitzerndes Eis. Zwar ist das Cristallomassiv auch von Westen und Südwesten wild und farbenprächtig, doch es ist im Kranz der vielgestaltigen Gipfel um das Ampezzotal eben nur eines unter mehreren, von Norden dagegen ist es einzigartig.

Ganz im Gegensatz zu ihm zeigt sein kleiner Nebenstock, der Pomagagnon, seine Gestalt am lockendsten und eindrucksvollsten von Süden. Er ist sozusagen das Wahrzeichen von Cortina, auf jeden Fall ein ungemein wirkungsvoller Hintergrund. Gelbe und rote Wände stoßen an das Himmelsblau oder die ziehenden Wolken. Kein Wunder, daß er von manchem Reiseführer — in Verkennung seiner geringen Höhe — als Cristallo bezeichnet wird.

Sorapiss

Zwei Gesichter zeigt dieser Bergstock, wenigstens bietet er von zwei Seiten gleichermaßen typische und überwältigende Anblicke. Eines schaut gegen den Misurinasee, von wo er im Sommer alltäglich unzählige Male mit Ferngläsern beäugt sowie als photographische Hauptsache und Hintergrund benutzt wird. Fast könnten neben seinem massigen Eindruck sogar die Zinnen verblassen, um so mehr, als ja nur zwei zu sehen sind. Das andere, vielleicht weniger bekannte, schaut nach Süden gegen das mittlere Ampezzotal, dem es viel seiner landschaftlichen Reize verleiht und in dieser Beziehung mit den beiden nahen und eindrucksstarken Konkurrenten, Antelao und Pelmo, durchaus in Wettbewerb treten kann. Aus weißen Schuttströmen wachsen gelbbraune Wände in unheimlicher Steilheit 2200 Meter übers Tal, daß die staunenden Blicke in einem Winkel von über 50 Grad zum Gipfel schauen müssen. Noch imposanter wird das Bild, wenn wilde weiße Wolken um die besonnten Wandflächen wachsen, daß die Phantasie nicht gehindert ist, den Gipfel noch höher oben zu vermuten. Während zum Misurinasee die beiden nördlichen Hauptgipfel Sorapiss und Foppa di Mattia blicken, ist es hier über San Vito der dritte, die Croda Marcora.

Antelao

Den höchsten Punkt der Ampezzaner Dolomiten besitzt der Antelao. Trotz Höhe und vielfältiger sonstiger Reize ist er bei uns nicht gerade bevorzugt; Deutsch sprechende Bergsteiger besuchen ihn selten. Dafür spricht der heitere Beweis unserer Hüttenrechnung auf der Galassihütte, die nicht auf den Namen — wie sonst üblich — ausgestellt wurde, sondern mit „due tedeschi" — zwei Deutsche — überschrieben war. Aus der Gegend um Cortina bietet der Antelao ein unübertrefflich wildes Bild. Wenn man aus dem lauten Getümmel in Cortinas Hauptstraße zu seinem Gipfel schaut, empfindet man den eigen-

artigen Gegensatz zwischen dem Lärm der Täler und der Ruhe der Gipfel doppelt stark. Zweifellos gehört die Rundschau von seinem Scheitelpunkt zu den grandiosesten der ganzen Alpen — und das will etwas bedeuten. Als seltenes Geschenk kann man dort oben sogar den fernen schimmernden Streifen der Adria verblauen sehen.

Pelmo

Eine stolze Felsenburg, die in ihrer Macht von kaum einem anderen Dolomitenberg übertroffen wird, ein typischer Dolomitenriese. Von überall wirkt er gleich stark an Gewalt des Eindrucks — einer der wenigen Berge, dem jede „schwache" Seite fehlt. Aus den Hängen und Matten um 2000 Meter Höhe steigen seine Wände, und die klassische waagrechte Schichtung bereichert die himmelstürmende Wirkung der Höhe mit kaum zu überbietender Massigkeit. Zierlich erscheinen die Bögen und Rundungen der Grate unter dem höchsten Punkt, sie bilden den Abschluß gegen den Himmel. Ein einzigartiger Berg, aus dem Ampezzo- und Zoldotal wie aus dem Fiorentinatall Diese von weither auffallende Gestalt erklärt einen Teil seiner Beliebtheit bei deutschen und österreichischen Bergsteigern, was auch durch die Gipfelbucheintragungen deutlich belegt wird. Eine Besonderheit der Pelmobesteigung am Normalweg ist, neben der „Kriechstelle", der Umstand, daß die Blicke vier Stunden nur nach Südosten gehen können und die Schau sich erst kurz unterm Gipfel plötzlich zur gesamten Rundsicht weitet. Das allein macht schon den Pelmo unvergeßlich — und das ist nur ein winziger Ausschnitt seiner Schönheit.

Croda da Lago — Nuvolau — Cernera

Geringer an Höhe und Gewalt, doch nicht mit weniger Eigenart bedacht — im Gegenteil ungemein vielfältiger, lieblicher wirken die saftigen Böden, kühner die Formen. Würde die Erinnerung an Antelao und Pelmo geradezu die Vorstellung stärkster Naturgewalten verlangen, hier wird in erster Linie die Anmut stehen, man wird sich zuerst an blütenreiche, sonnendurchwärmte Matten erinnert fühlen. Trotzdem bieten auch sie ein reiches Maß an Türmen, Wänden und Zinnen; alle Schwierigkeitsgrade sind hier vorhanden, und Namen wie Becco di Mezzodì oder Cinque Torri haben bei Kletterern guten Klang. Ganz der Menschenferne hingegeben, im Schatten seiner berühmteren Umgebung stehend, ist die Cerneragruppe. Alle drei, Croda da Lago, Nuvolau, Cernera, voll der reizvollsten Wege für Bergwanderer, Blumenfreund, Landschaftsgenießer und endlich Kletterer.

Tofana

Sicher gehört die Tofana zu den profiliertesten Bergen der ganzen Alpen — für Kletterer ebenso wie für den photographierenden Urlauber. Genau genommen trifft das nur auf den niedrigsten der drei Gipfel dieses Bergstocks zu, der die nordwestliche Kulisse des Ampezzotals bildet. Direkt aus den Matten und Schutthalden um die Dolomitenstraße hebt die Tofana di Roces ihre berühmte Südwand. So gewaltig sie aus der Nähe erscheint, sie wirkt aus größerer Entfernung kaum weniger. Noch von weither erscheint sie als großartiger Blickfang, als Silhouette oder Wandflucht mit feiner Spitze als Krönung. Kein Wunder, daß dieser Gipfel seine beiden Brüder auch an Beliebtheit übertrifft. Das ist jedoch nur relativ zu verstehen. Als Illustration dazu: An einem Augustsonntag früh war die Tofanahütte leer, außer uns war kein Mensch auf dem Gipfel. Bei der Rückkehr am Nachmittag waren in und um die Hütte mehrere hundert Menschen verteilt, die freilich bis zum Abend sicher wieder verschwunden waren.

Das ist besonders für diesen Teil der Dolomiten kennzeichnend, wenn es auch für die meisten anderen Gebiete ähnlich zutreffen dürfte: An den Straßen zu berühmten Stellen und in ihrer nächsten Nähe sind an manchen Tagen große Menschenmengen konzentriert, ein Stück davon entfernt und auf den Gipfeln dagegen ist es noch still. Die Ruhe herrscht allerdings auch noch auf Straßen, die weniger bekannt und berühmt sind. Man kann also mit Recht zusammenfassen: Wer die Ruhe liebt, findet sie hier in reichem Maß, reizvolle Gipfel und Plätze gibt es genug.

Anschrift des Verfassers: Ernst Höhne, 8061 Kammerberg

Große Fahrten im Montblancgebiet

VON GEORG MAIER

(Mit 2 Bildern, Tafel XI)

Groß und erhaben, oft erdrückend und drohend ist die Welt rund um den Montblanc, den weißen Berg an der Grenze zwischen Frankreich und Italien. Mit seinen 4810 Meter Höhe ist er der höchste erreichbare Punkt unser Alpen. Nach vielen Jahren und Bergfahrten in seinem Gebiet habe ich ihn im vergangenen Sommer zum ersten Male in seiner ganzen Größe bewundern dürfen. Frei von der Talsohle bis hinauf zu seinem Gipfel im strahlenden Abendgold. Wie ein schützend bergender Mantel deckten seine weiten, glitzernden Schnee- und Eisfelder die Flanken ringsum. Er rief und lockte, und wieder waren wir gekommen.

Mit einer gewissen Wehmut blättere ich heute in meinen Erinnerungen, denke an die vielen großen Fahrten in diesem Berggebiet. Über meinem Schreibtisch hängt ein großes Ölbild. Es entstand im vergangenen Jahr, im Anschluß an mehrere Fahrten in der Montblancgruppe, und zeigt mir täglich den großen Finger des Dent du Géant mit der Aiguille Rochefort und den Gipfeln der Grandes Jorasses, gemalt in dunklen grauen und braunen Tönen mit blauvioletten Graten und grün leuchtenden Eiscouloirs. Es vermittelt mir stete Erinnerung an meine größte Bergfahrt.

Grandes-Jorasses-Nordpfeiler

Die Nordabstürze der Grandes Jorasses sind mit nichts anderem in den Alpen zu vergleichen. Dunkel drohend stehen sie über einem weiten Gletscherbecken. Vom Tal aus nicht sichtbar, nur Eingeweihten sich offenbarend, streben diese 1000 bis 1200 Meter hohen Pfeiler und Wände hinauf zu den Gipfeln der Pointe Walker (4208 m), Whymper (4184 m), Croz (4110 m), Margherita (4066 m) und Young (3996 m). Im Nebelbrauen bin ich einmal zu den Nordeinstiegen gegangen. Plötzlich rissen die Wolken auseinander, und gewaltig stand die ganze Mauer vor mir. Damals war dieser erste Eindruck so stark, daß ich mich setzen mußte, um alles in mich aufnehmen zu können, und heute noch trage ich dieses Bild in mir.

Über die Ersteigungsgeschichte der Grandes-Jorasses-Nordwand, des Mittelgipfels und des Walker-Pfeilers ist schon manches berichtet worden. Die Erschließung habe ich von Anfang an miterlebt und gierig jeden Bericht verschlungen. Die besten Seilschaften all der Jahre haben sich dort ein Stelldichein gegeben, und es mangelte nicht an kühnen und opferreichen Ersteigungsversuchen. Auch deutsche Bergsteiger leisteten ihr Soll. Einen Leo Rittler habe ich selbst noch im Kaiser kennengelernt, bevor er mit seinen Kameraden Hans Brehm 1931 in das große Couloir rechts des Walker-Pfeilers hinaufstieg und nicht mehr zurückkehrte, und Deutsche waren es, Rudolf Peters und Martin Meier, die 1935 zum ersten Male die Nordwand durchstiegen. Die Besten ihrer Zeit kamen und machten Wiederholungen. Der Mittelpfeiler verlor allmählich an Bedeutung, das neue Ziel war der Nordpfeiler direkt auf den höchsten Punkt der Pointe Walker. Drei Italiener schafften es in der Zeit vom 4. bis 6. August 1938; ihre Namen: Riccardo Cassin, Gino Esposito und Ugo Tizzoni. Der Walker-Pfeiler gilt bis zum heutigen Tage als eine der schwierigsten Bergfahrten, sicher aber auch als eine der schönsten in den Alpen.

Es gilt gewiß als Vermessenheit, wenn man sich zum 50. Geburtstag ausgerechnet den Walker-Pfeiler auf seinen sommerlichen Bergwunschzettel schreibt. Immerhin habe ich weit über zweitausend extreme Fahrten hinter mir, stets als Seilerster gehend. Manchmal

stand der Pfeiler der Grandes Jorasses auf dem Programm, aber wenn man in die Jahre kommt, stetzt so eine Bergfahrt schon allerhand Vorbereitungen voraus. Oft gab es Hemmnisse, sei es zeitlich, sei es beruflich. Wir sind ja keine Berufsbergsteiger, sondern gehören noch zu denen, die aus reiner Freude zum Berg gehen. Daraus wurde allerdings im Laufe der Jahre ein gewisses Muß, das ganz bestimmte Formen, Härten und Verzichte mit sich brachte. Ganz zutiefst im hintersten Herzenswinkel ruhte der Wunsch nach dem Walker-Pfeiler, aber im stillen hatte jeder von uns beiden wahrscheinlich dieses Hoffen begraben; jedenfalls wurde seit Jahren kaum mehr darüber geredet. Vorbereitet haben wir uns jedes Jahr, sowohl im Fels wie auch im Eis. Die Fahrtenberichte der vergangenen Jahre weisen dies deutlich auf.

Neben mehreren neuen Winterbergfahrten zu Beginn des Jahres 1961 gelangen als direkte Vorbereitungsfahrten für das Montblancgebiet im Fels kurz vor unserer Abreise die Livanos-Führe an der Cima Su Alto in der Civettagruppe und als Hauptprüfung die Allain-Route durch die Dru-Nordwand.

Dann nahmen wir an, reif zu sein für besondere Fahrten. Zu guter Letzt erzählte mir noch Freund Martin Schließler von seiner Begehung des Walker-Pfeilers und meinte nur: „Mensch, Alter, den packst du bestimmt noch."

Fürs erste ärgerten wir uns über den Rummel in Chamonix. Droben in Montenvers nisteten wir uns wieder ein, und bei nicht gerade idealen Verhältnissen gab es dann als Auftakt unter großer Freude unserer französischen Kameraden die schon erwähnte Nordwand des Petit Dru über die Allain-Führe. Damit hatten wir fürs erste unsere Standfestigkeit bewiesen, hatten biwakiert und waren einunddreißig Stunden unterwegs gewesen.

Dies erwähne ich, um dem Leser, vor allem dem noch jüngeren, den Beweis zu erbringen, daß man auch in einem gewissen Alter noch derlei Bergfahrten unternehmen kann, vorausgesetzt, daß sich der einzelne richtig darauf vorbereitet, einstellt und die notwendige Veranlagung von Haus aus mitbringt.

Unser Zeltnest auf der Wiese oberhalb Montenvers war wunderbar gelegen. Die Freunde aus Paris — wir hatten sie vor zwei Jahren in diesem Gebiet kennen und schätzen gelernt — waren schon längere Zeit hier, hatten schon etliches durchgestanden und das Plätzchen gut und schön gewählt. Direkt vor dem Eingang standen die beiden Drus mit der glatten Westwand, und es ergab sich in Bälde eine scharfe Kontroverse über ihre Ersteigung. Uns lockte der Jorasses-Pfeiler.

Dann waren wir die langen Gletscherfelder stundenlang und nur mit dem Notwendigsten beladen hineingestapft, der großen Wand entgegen, und hatten uns in nächster Nähe hingesetzt und sie beobachtet. Hatten den ganzen Wegverlauf der Route verfolgt, uns von den französischen Kameraden beraten lassen, die besonders schwierigen Stellen besprochen und dann inmitten des Bruches unser Biwak gerüstet.

Noch in der Dunkelheit binden wir uns die Seile um, und Hannes hackt sich das steile Eisfeld hinauf und quert. Um möglichst weit und hoch zu kommen, gehen wir so früh schon los. Das sind wir gewohnt, trotz der Kälte, die aber heute nur gut sein kann. Dann bin ich in den Felsen und allein.

Nun am Berg meiner jahrelangen Träume, in der Mauer der Jorasses, die fürs erste mir nur dunkel entgegensteht. Die Verhältnisse sind gut, das Wetter könnte halten, wir hoffen und fiebern.

Die ersten großen Schwierigkeiten kommen, kleine Risse und Platten. Wie gut, daß ich schon in frühester Jugend mich jeden Abend fleißig auf dem Turnboden mühte. Immer wieder kommt mir dies gerade an solchen besonders heiklen Stellen zugute. Haken fahren ins Gestein, der große 30-Meter-Riß folgt, der Freund kommt nach, bringt die Stifte für mich wieder mit, und so geht es stundenlang höher.

Auf Gnade und Verderben liefern wir uns immer wieder so einem Berg aus, nehmen alle Härten und Schwierigkeiten auf uns, sind dann oft tagelang die einzigen Menschen

im weiten Rund. Jeder ist in dieser Urwelt oft für längere Zeit auf sich allein gestellt und ist dankbar für die Verbindung der Seile von einem zum anderen. Wenn ich die Jahre zurückdenke, was hatten wir früher schwere Hanfstricke, oft steif gefroren, und heute diese herrlichen Schnüre aus Kunstfasern, geschmeidig und sich jeder Lage anpassend.

Vereisungen tauchen auf, und dann stehe ich am Beginn der großen Verschneidung, von der man mir so manches erzählt hatte. Schön ist sie sicher, ja, zugegeben, aber auch schwierig. Ich vergleiche andere ähnliche Stellen mir ihr. So habe ich immer vollauf zu tun, mit dem Berg selbst, mit meinen Bewegungen, mit der Bedienung der Seile, den Haken, den Schlingen und zu guter Letzt mit dem Kameraden.

Zwei Überhänge bietet die Verschneidung als besondere Zugabe. Den ersten in der Mitte, den anderen oben am Ende. Der Granit ist herrlich. Wie sagen sie doch von diesem Pfeiler, „er sei die schwerste und die schönste Bergfahrt". Bis hierher schon. Wir kommen gut vorwärts, und alles ist in Ordnung. Der Tag wird hell, und langsam wachsen die Berge im weiten Rund. Steil himmelwärts strebend stehen die Kanten und Pfeiler, abweisend die Platten. Weit voraus geht mein Blick immer hinauf. Von unten ruft der Freund und kommt mir nach. Etwas Schokolade und Ovomaltine gibt es, dann geht es ohne Rast weiter aufwärts.

Über mir wachsen die Umrisse des „Grauen Turmes". Zu ihm will ich unter allen Umständen noch gelangen. Das Gelände ist immer äußerst schwierig. Ungemein steil das Ganze, die Platten, überhängende Risse, winzige Spältchen, in denen ich mich verklemme. Das hier dürften die eigentlichen Schlüsselstellen in dieser Mauer sein, doch ich bin glücklich. Wir sind mitten im Walker-Pfeiler, und das Wetter hält! Noch in der Dunkelheit des Abends klettern wir weiter, so lange es geht. Ein langer, harter Tag war es, doch ähnliche haben wir viele hinter uns. Biwak in großer Höhe: Kein Platz für Bequemlichkeiten! Für ein paar Stunden nisten wir uns ein, so gut es eben geht. Der Wind pfeift, und ich erzähle dem Kameraden vom ganz frühen Aufgehen der Sonne und meine, hier heroben gegen 4 Uhr früh — also noch in der Nacht, meinte er — könnten uns ihre Strahlen treffen.

Das Wetter verschlechterte sich in der Nacht. Im Morgengrauen gehe ich wieder los. Zwar sind die folgenden Wandstellen nicht mehr so schwierig, sie könnten, wäre die leichte Vereisung nicht, wirklich schön sein. Stärkere Vereisungen tauchen auf, Kamine und Platten, wir kommen höher. Von der großen Umrahmung, von der ich im stillen geträumt hatte, ist kaum noch etwas zu sehen.

Brüchig wird der Fels, immer noch schwierig jede Seillänge.

Größte Vorsicht ist geboten. 1200 Meter Wandhöhe unter diesen Bedingungen sind lang und hoch. Und doch merke ich, daß es bald zu Ende geht. Nach 22 Stunden stehen wir auf dem Gipfel der Pointe Walker. Wolkenfetzen jagen um uns.

Daß wir uns nicht nur die Hände drückten, soll kurz erwähnt werden, auch daß wir anschließend weiter über den ganzen Grat gingen, unter unwahrscheinlichen Umständen, vom Col Jorasses zum Mallet-Gletscher abstiegen, mitten im Bruch ein weiteres Biwak beziehen mußten und nach genau 53½ Stunden wieder beim Zelt eintrafen.

Die Freunde meinten, daß wir wohl, wie bei so vielen Begehungen, auch hier die älteste Seilschaft sein könnten, die den Walker-Pfeiler bisher begangen hatte, und so gab es Gründe genug, zu feiern.

Anderen Tags ging ich nochmals allein hinein in das Gletscherbecken, machte einige Skizzen und bedankte mich auf meine Art bei dem Berg und seiner großen Mauer — und ich weiß, ich werde nochmals hierherkommen.

Urlaubszeit — Wanderzeit!

Sommer 1962. Für einige Wochen Ruhe und Erholung. Das eine Rad des alltäglichen Getriebes steht still. Wie war doch die Rede? Ruhe und Erholung, ach so! Aber dreht sich nicht im Leben eines Bergsteigers im gleichen Augenblick schon ein anderes Rad im Eil-

tempo voll Verlangen nach neuen Abenteuern? Nimmersatte, die wir sind, wer steckt uns die Grenze?

In einer Reise, beinahe ohne Halt, fahre ich mutterseelenallein Richtung Montblanc. Reifende Getreidefelder und dunkelgrüne Wälder zu beiden Seiten der Straße. Unser Oberschwaben und sein Bodensee sind ein herrliches Stück Land! Die Schweiz nimmt mich auf. Zwischen Zürich und Bern grüßen die Gipfel des Berner Oberlandes. Alte, gute Bekanntel Durch das alte Frybourg geht es und weiter über wunderschön gegliedertes Land; grün ist der Hauptton. In Vevey am Genfer See reihe ich mich in die dahinschleichende Autokolonne. Ab Martigny geht es auf neuer Straße aufwärts, vorbei an den großen Weinbergen.

Abends lande ich im Tal der Arve, stehe wieder einmal vor dem sonnüberfluteten Montblanc und seinen Trabanten und bewundere die magisch leuchtende Gestalt der beiden Drus im letzten Verglimmen des Tageslichts. Chamonix ist erreicht, und gleich mache ich mich auf den Weg hinauf zum alten Haus von Papa Roché. Voll Freude umarmt er mich, er wußte ja um mein Kommen. Es ist gut, wenn man solche Menschen kennt.

Von den Gefährten, ein Sohn von ihm gehört auch dazu, ist nichts zu sehen. Es dauert eine Weile, bis ich den Alten verstanden habe. Seine Mundart klingt doch etwas anders als das gelernte Schriftfranzösisch. Den Wunsch, die Nordwand der Aiguille de Plan anzugehen, hatten die Kameraden aufgegeben und waren auf die italienische Seite hinübergewechselt. Wahrscheinlich waren die Verhältnisse dort fürs erste besser als hier. Und Wünsche hatten wir auch auf der anderen Seite mehr als genug! Allein stieg ich anderen Tags das Steiglein hinauf nach Montenvers, ging den langen Hatscher über die riesigen Gletscherströme, doch das Wetter schlug um, und ich stieg wieder ab. Per Fahrzeug also zurück über den Paß, wieder ins Tal und auf der anderen, malerisch schön gestalteten Bergseite hinauf zum St. Bernhard, hinein ins Aostatal. Entrèves und weiter hinauf das Tal, der springenden Dora entlang. Endstation und Halt! Von den Freunden auch hier nichts zu sehen. Filippo zeigte nur himmelwärts, und sein Mooshaupt wackelte bedenklich. Ah, ich verstehe, Rifugio Gervasutti, si si, mille grazie — wir grinsten beide.

Ein steiler Weg führte hinauf, dann traf ich die Freunde. Sie hatten erkundet, wie sie sagten, doch mir schien mehr den süffigen Roten, von dem sie immer einige Flaschen mitschleiften.

Hirondelles-Grat

Wetter gut, Stimmung gut, die Landschaft strahlend... Auf, ihr Faulpelze, der große Himmelsgrat ruft! Mein Vorschlag, die ganze Gratüberschreitung vom Col des Petites Jorasses aus bis hinauf zur Pointe Walker zu machen, wurde angenommen.

Charles geht mit den anderen steil über das harte Eis hinauf zur großen Rippe, die ostwärts über uns ist. Weit zurück bleibend, komme ich nach; ich will für die ersten Stunden allein sein.

Droben am Col, im Glanz des sonnigen Tages pfeift zwar ein heftiger Wind, aber die Rundschau ist einmalig schön. Der Kamerad erklärt und nennt Namen. Für uns ist es nur ein einziges Schauen. Draußen der Gran Combin und weiter das große Horn von Zermatt.

Der Fels ist brüchig und kalt. In stundenlangem Auf und Ab überschreiten wir Grate und Türme der Petites Jorasses, halten oft, schauen und staunen und können die ganze Pracht dieses Tages kaum erfassen. Erreichen den Col Frébouzie und steigen hinauf zu den Gipfeln der Pointe Hirondelles. Eine imposante Landschaft! Gegenüber das Ziel, der Gipfel der Pointe Walker mit dem Grat. Auf der einen Seite mächtige Gletscherbecken und hunderte Fels- und Eisgipfel mit Flanken, Kanten und Graten, tief unten aber das grüne Tal von Aosta und über allem ein blauer Himmel. Viel zu lange bleiben wir und erreichen ziemlich spät den Platz am Col des Hirondelles, den wir als Biwak im voraus gewählt hatten. Am Beginn des eigentlichen Grates.

In über siebenhundert Meter Höhenunterschied zieht er von hier aus in einem einzigen großen Schwung zur Pointe Walker. Möge das Wetter für morgen uns gut gelaunt sein! Bei den Vorbereitungsfahrten war dies nicht der Fall gewesen.

Wir denken zurück: Vor einigen Wochen in den Dolomiten, Civetta ... Schlechte Verhältnisse an der Westkante der Cima Gasperi und anderen Tags in der Nordwestwand der Cima Su Alto. Das Wetter zwang uns zu einem Biwak damals in der Ratti-Führe. Ja, und acht Tage hernach bei Regen am Nordostpfeiler der Großen Ochsenwand in den Kalkkögeln. Unsere Stimmung war zutiefst gesunken. Um so dankbarer empfindet man solch herrliche Bergstunden wie hier heroben. Und gerade deshalb ist mir der Hirondelles-Grat eine der liebsten Erinnerungen, denn er schenkte uns einen Tag, wie man sich ihn nur wünschen kann.

Früh gehen wir weg. Kälte um uns, hart gefroren die ersten Hänge. Dann brüchiger Fels. Wir bleiben direkt am Grat und ziehen hoch. Oben leuchtet die Sonne schon über die großen Berge. Bald hat sie auch uns erreicht; später versuchen wir ihrer Kraft möglichst zu entgegen. Wieder bin ich, wie immer, voraus und suche den Weg. Dieses Suchen, auch in einer Wand, gehört mit zum Schönsten. Ein Kamin leitet zu einer scharfen Kante, Risse folgen, und der Fels wird zunehmend schwieriger. Die Freunde kommen nach. Jetzt wird es wärmer. Aus diesem Grund und auch, um in den Nachholpausen möglichst viel schauen zu können, wähle ich die Variante, die nördlich des eigentlichen Grates zur Höhe zieht. Verschneidungen und Risse sind wohl schwierig, aber schattig und in gutem Fels. Da drüben der große Pfeiler vom vergangenen Jahr. Drunten weit, weit das Becken von Les Chaux, dort die Dru̇s und die Gipfel um die Aiguille d'Argentière und Tour Noire.

Wo die Kameraden nur bleiben! Ich ziehe das Seil ein, und endlich kommen sie. Dann sind wir wieder am Grat. Steil brennt die Sonne hernieder. Nach elf Stunden reichen wir uns auf dem Gipfel die Hände. Pointe Walker, sei gegrüßt!

Es ist eine Bergfahrt für sich, der Abstieg von der Pointe Walker hinunter zur Jorasseshütte. Mir kam er nicht nur lang, sondern auch gar nicht einfach vor. Noch am selben Tag steigen wir ab ins grüne Tal von La Vachey. Immer wieder zurück- und hinaufblickend zu den Gipfeln.

Intermezzo

An einem Ruhetag fuhr ich (man werfe einen großen Stein nach mir) per Bahn hinauf zur Turiner Hütte. Die Kameraden faulenzten unten; gar zu gut hatte Filippos Roter geschmeckt!

Mit der Zeichenmappe und den Utensilien eines Bergmalers drückte ich mich in eine Ecke der Kabine. Um mich ein Kauderwelsch sämtlicher Zungen. Alte Turiner Hütte, was haben sie aus dir gemacht?

Den Plattenweg steige ich hinauf zur Endstation an der Pointe Helbronner und will mir von der allerobersten Plattform aus die Runde der Gipfel betrachten. Die Schneehänge, auf denen fleißig gewedelt wird, darüber der Zahn des Géant, da die Gipfel der Tour Ronde und dort der Weiße Berg, der Peuterey-Grat in seiner ganzen Länge und die Flanke von Brenva.

Ich bin glücklich, trotz der gar nicht hierher passenden Gesellschaft, die um mich herumsteht. Der Zeichenstift fliegt.

Hinauf zu den Wolken schaue ich, und plötzlich reißt mir ein Windstoß meine gute, alte Mütze vom Kopf und schleudert sie über das abschirmende Geländer auf das Dach der Bergstation. Aus dem großen Glücklichsein werde ich jählings herausgerissen. Meine alte Mütze, auf wie vielen Fahrten hast du mich schon begleitet? Wie oft mir Schutz vor Kälte und Sonnenstrahlen geschenkt? Dort liegst du nun auf dem schräg nach unten ziehenden Blechdach. Und alle gaffen. Ich überlege, werfe den Rucksack ab, steige über das Geländer. Die Herrschaften verlassen fluchtartig die Plattform. Ich gehe vorsichtig

Zentimeter um Zentimeter auf dem Blech nach unten. Kein Schutz ringsum, nur Luft. Langsam nähere ich mich der Mütze. Da liegt sie. Schön mit dem Schirm nach oben, so als ob sie sagen möchte: „Girgl, nein, du läßt mich hier nicht zurück!" Noch einen Meter, noch fünfzig, dreißig, zehn Zentimeter, ich bücke mich ganz vorsichtig und — ich halte sie und lasse sie nicht mehr los. Genauso langsam schleiche ich wieder nach oben. Meine Gummisohlen haften auf dem Blechdach annehmbar, turne über das Geländer, und dann haben mich die italienischen Zöllner am Krawattl. Aber sie zeigen Verständnis! Mille grazie! Und du, Weißer Berg, wir kommen!

Tage später treffen wir oberhalb der Vallothütte aus purem Glückszufall nicht nur unsere Kameraden, auch eine Gruppe Alpini, die dann den gleichen Weg wie wir machen und abends mit uns auf dem Rifugio Gonella ins Gespräch kommen. Bergbegeisterte Menschen haben ja so ziemlich immer die gleichen Fragen, Themen und Ziele. Zwei Führer der Gruppe, ungefähr in unserem Alter, kamen dann auch auf den letzten Krieg zu sprechen, und bald stellte sich heraus, daß sie beide in den Wintermonaten 1942 ebenfalls die Kämpfe um Cassino mitgemacht hatten. Hannes und ich ja auch, nur auf verschiedenen Seiten. Manch bekannter Bergname und Begebenheiten von damals tauchten auf, und wir schieden am frühen folgenden Morgen voneinander mit dem Bewußtsein, wieder einmal prächtige, bergbegeisterte Menschen kennengelernt zu haben. Ihr „arrivederci!" klang noch lange nach.

Der alte Papa Roché sagte einmal, als er mir zum Abschied die zitternde Hand gab: „Bleibt so, wie ihr seid, und kommt wieder! Ob Deutsch, Franzos' oder Italiano, wir sind alle aus dem gleichen Holz, und der Berg verlangt von jedem dasselbe."

Montblanc—Route de la Poire

Den Weg von Entrèves waren wir heraufgegangen, über den unteren Gletscher gezogen, vorbei am „Bivacco de la Brenva" und hatten uns am frühen Abend im hintersten Winkel dieser großen Flanke unmittelbar am Einstieg unseren Nächtigungsplatz gewählt. Hannes und Jean, meine Gefährten, mit ziemlichen Bärten im Gesicht, aber voll frohen Mutes für das Kommende, und ich hofften nur auf ein Halten des Wetters, denn schon mehrere Male hatten wir gerade in diesem Riesenkessel nicht besonders Glück.

Meine Gedanken gehen wieder zurück zu dem Tag, an dem wir zum ersten Male den Peuterey-Grat angingen und im Unwetter bei den Dames Anglaises nicht nur zur Umkehr gezwungen wurden, nein, daran auch, wie zur selben Stunde Hannes beinahe vom Berg erschlagen wurde und nur dank seiner guten Konstitution und der Hilfe zweier französischer Bergsteiger und eines zufällig in der Nähe weilenden Schweizer Arztes vor dem Untergang bewahrt wurde.

Gestern haben uns Charles und Simon verlassen, sie wollen über die herrliche „Tour Ronde" den Gipfel des Montblanc erreichen. Wir wollen versuchen, in direkter Linie über diese Eishänge in Verbindung mit der Ostwand des Montblanc de Courmayeur auf seinen Gipfel zu gelangen. Groß und weit ist die Flanke von Brenva. Zweimal sind wir schon durch sie gestiegen. Über die klassische Sentinelle-Rouge-Route hinauf und bei besten Verhältnissen über die alte Moore-Führe herunter. Ein Jahr darauf sind wir über die Mayor-Route hinauf zum Riesengrat. Leider fanden wir nirgends eine deutsche Beschreibung der „Route de la Poire" und waren so nur auf die mündlichen Ausführungen eines uns bekannten Schweizer Hüttenwartes und einige dürftige Skizzen angewiesen.

Steil hacke ich mich in der Frühe die ersten Eishänge hinauf. Direkt und mit größter Vorsicht. Die Eisen greifen gut. Nur Standstufen erweitere ich zum Nachkommen der Freunde. Mich dünkt, wir seien die einzigen Menschen. Still, unheimlich still ist es ringsum. Noch nicht hell genug. Über mir dunkle, schwarze Felsen und überhängendes Eis. Entlang der ersten Felsen, die überglast sind, dränge ich und versuche, möglichst schnell

hochzukommen. Haben die Sonnenstrahlen einmal die Flanke erreicht, wird es hier verdammt lebendig. Für den Notfall gedacht, haben wir uns zu einer Dreierseilschaft entschlossen. Drei Mann können sich gegenseitig doch mehr helfen; sie sind zwar etwas langsamer, aber in dieser Einsamkeit vorteilhafter. Lange brauche ich, bis ich eine geeignete Stelle zur Durchsteigung dieser ersten Eisbarriere finde. Nur mit ausgeklügelter Technik ist sie zu überwinden. Hoffentlich hält das Ganze! Steil, unsagbar steil geht es weiter. Die Sonne ist im Dunstschleier nur zu vermuten. Wolken umspielen uns. Wo soll ich weiter? Nur nicht nach links drängen lassen! Nasse Felsen über mir, überhängend und schwierig. Drüben sausen die ersten Eisbrocken herunter. Die Wand erwacht, es ist höchste Zeit!

Weit spreizend überwinde ich einen Schrund. Wieder ein Steilfeld. Die Kameraden kommen nach. Ich dränge. Dann geht es nicht mehr. Auch in unserer Anstiegslinie bricht Eis. Ein etwas günstiger Unterschlupf wird erreicht. Ich verkrieche mich unterhalb Hannes' mächtigem Korpus und fühle mich geborgen. Sein Dickschädel hält mehr aus. Stundenlang sitzen wir hier. Nebel und Wolkenfetzen jagen um die Wette. Es wird kalt.

Dann hält mich nichts mehr. Eine zweite und dritte Eisbarriere wird direkt überwunden, und dann wird es Zeit, das Biwak zu bauen. Meine Hände sind aufgerissen, die Kameraden schaffen, und bald ist die schützende Hülle um uns.

Anderen Tags steigen wir vollends hinauf zum Grat zwischen dem Montblanc de Courmayeur und dem eigentlichen Weißen Berg. Setzen uns im Wolkenmeer an einen etwas schützenden Platz und verschnaufen, trotz Wind und Kälte. In achtzehn Stunden sind wir herauf gelangt, nun kann es bis zum Gipfel nicht mehr weit sein. Wann endlich, großer Berg, schenkst du uns eine Stunde voll Helligkeit, Freie und Licht?

In den Vormittagsstunden stehen wir auf dem höchsten Punkt. Andere Bergsteiger hören wir kommen. Hannes zieht mich an seine breite Brust und drückt mich schier außer Atem. Er meint: „Schau, Girgl, jetzt haben wir doch schon etliche Male diesen Gipfel erreicht, wäre es da nicht an der Zeit, einmal nur auf dem Normalweg heraufzusteigen, oder sollen wir warten, bis wir siebzig sind?" Wir schauen uns in die Augen und verstehen uns. Bergkameraden und Erinnerungen — bleibend im Leben!

Montblanc — großer weißer Berg! Hab Dank für alle Stunden, für alle Wege und Gipfel in deinem Bereich! Von allen Seiten haben wir dich geschaut, Sonne war über dir, Wolken umbrausten dich, dein breiter Rücken, zu dem alle Kanten, Pfeiler, Grate und Wände hinaufziehen, stand über dem Ganzen. Großer Beschützer deiner Welt.

Manches wurde uns dort geschenkt. Die Grande-Charmoz-Nordwand in direktem Durchstieg, die Überschreitung der beiden Drus, der gesamte Peuterey-Grat brachte uns auf deinen Gipfel, die Westwand der Aiguille Noire gehört mit zum Schwersten, was wir durchstanden, den Dent du Géant erreichten wir über seine Südwestwand und gingen weiter über den Rochefort-Grat. Wir schauten von den Gipfeln der Tour Ronde hinein in deine Eisflanken, und du ließest uns über deinen Innominata-Grat wieder zu dir kommen.

Geschlagen hast du uns, zuerst am Peuterey-Grat, dann hast du deine Arme weit, weit geöffnet und uns Bergstunden geschenkt wie kein anderer. Du bist groß und mächtig, und die Menschen zu deinen Füßen sehen in dir den Herrscher.

Wie sagt doch Roger Frison-Roche in seinem Montblancbuch: „Hütet euch vor dem Bereich des Montblanc, denn er ist mit all seinen Gipfeln, Mulden und Hochtälern das anziehendste, schönste und geheimnisvollste aller Gebirgsmassive unseres Kontinents und vielleicht der ganzen Erde."

Das Bild dieser Berge, mit denen wertvollste Stunden meines Lebens verbunden sind, kann nie verblassen.

Anschrift des Verfassers: Georg Maier, Ulm/Donau, Bleichstraße 34.

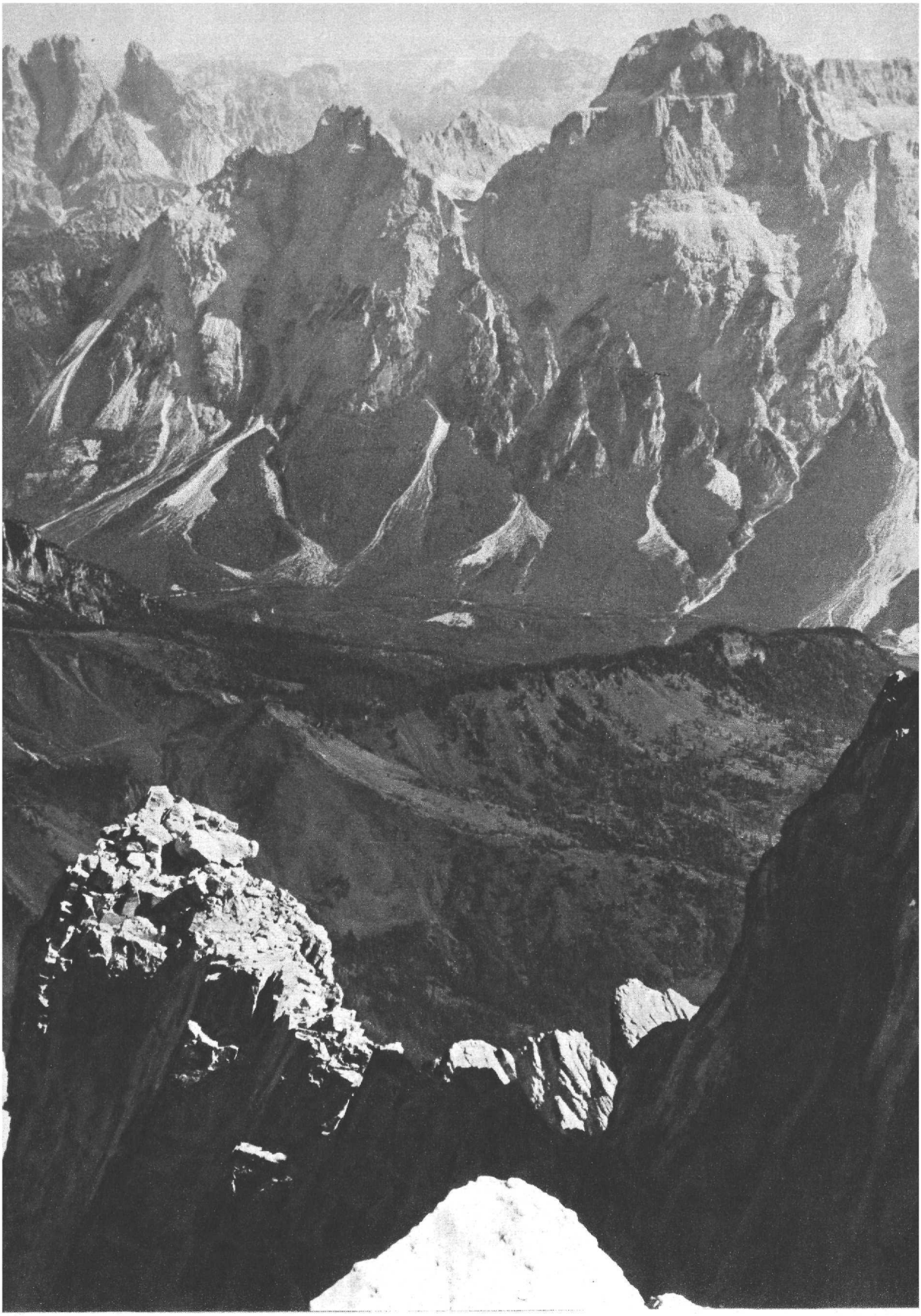
Kletterfahrten in Norwegen

VON ALEXANDER VON WANDAU

„Obwohl Norwegen für ein Gebirgsland gilt, besitzt es doch keine Gebirgsketten nach Art der Alpen. Es ist ein durch Täler und Meeresbuchten zerschnittenes Tafelland . . ." Dies schreibt K. Baedeker in der Einleitung zu seinem mustergültigen Reisehandbuch über Skandinavien, und diese im allgemeinen zutreffende Charakteristik mag die Ursache sein, daß unsere Alpinisten, zumindest die der extremen Richtung, Norwegen nicht in ihre Tourenpläne einbeziehen. Zu Unrecht, wie ich im folgenden zu zeigen versuche.

In den Jahrbüchern der norwegischen Touristenvereinigung sind die von den Mitgliedern jeweils ausgeführten schwierigen Bergfahrten angeführt. Es ist offenkundig, daß damit zugleich ein verläßlicher Hinweis auf die von den norwegischen Sportalpinisten bevorzugten Gegenden gegeben ist. So wie in den Alpen sind auch hier gewisse Bergfahrten „in Mode". Zum Unterschied von den Alpen konzentrieren sich aber diese Modetouren auf verhältnismäßig kleine Gebiete des norwegischen Berglandes, begreiflicherweise dort, wo der Fjellcharakter der Landschaft zugunsten eines alpinen Gepräges gewichen ist. Das Wort „Fjell" wird in Norwegen für Gebirge schlechthin gebraucht. In der deutschen Literatur (siehe Handbuch der Geographischen Wissenschaft, Potsdam 1938) dient es aber eingeengt zur Bezeichnung der gerundeten kahlen Hochflächen innerhalb der skandinavischen Gebirge, die eine alte Abtragungsfläche darstellen. Es handelt sich um einen 1700 Kilometer langen Gebirgszug, dessen Gesteinsfolgen — hauptsächlich Granite verschiedenen Alters — zum ältesten Festlandsockel Europas gehören. In der Silurperiode fand eine Gebirgsauffaltung statt. Unter anderem wurden die Sedimentgesteine aus einem Faltungstrog, der sogenannten Kaledonischen Geosynklinale, im Raum Bergen—Dovre auf das Grundgebirge überschoben. Hier liegen die höchsten Erhebungen Skandinaviens: Der Galdhöpig (2469 m) und Glittertind (2451 m), beide in einer von den Norwegern (über Anraten des berühmten Dichters Wergeland) *„Jotunheim"* genannten alpenähnlichen Landschaft. Im Westen derselben haben Eruptiva des Faltungstroges die Phyllite der erwähnten Sedimentformation durchbrochen und mit Gabbro- und anderen harten (tonalitischen) Gesteinen den Stock der *Hurrunger* gebildet. (Hurre bedeutet „kleiner Wildbach"). Diese Gruppe, die auch den Alpen zur Zierde gereichen würde, steht mit im Vordergrund des Interesses der norwegischen Kletterer.

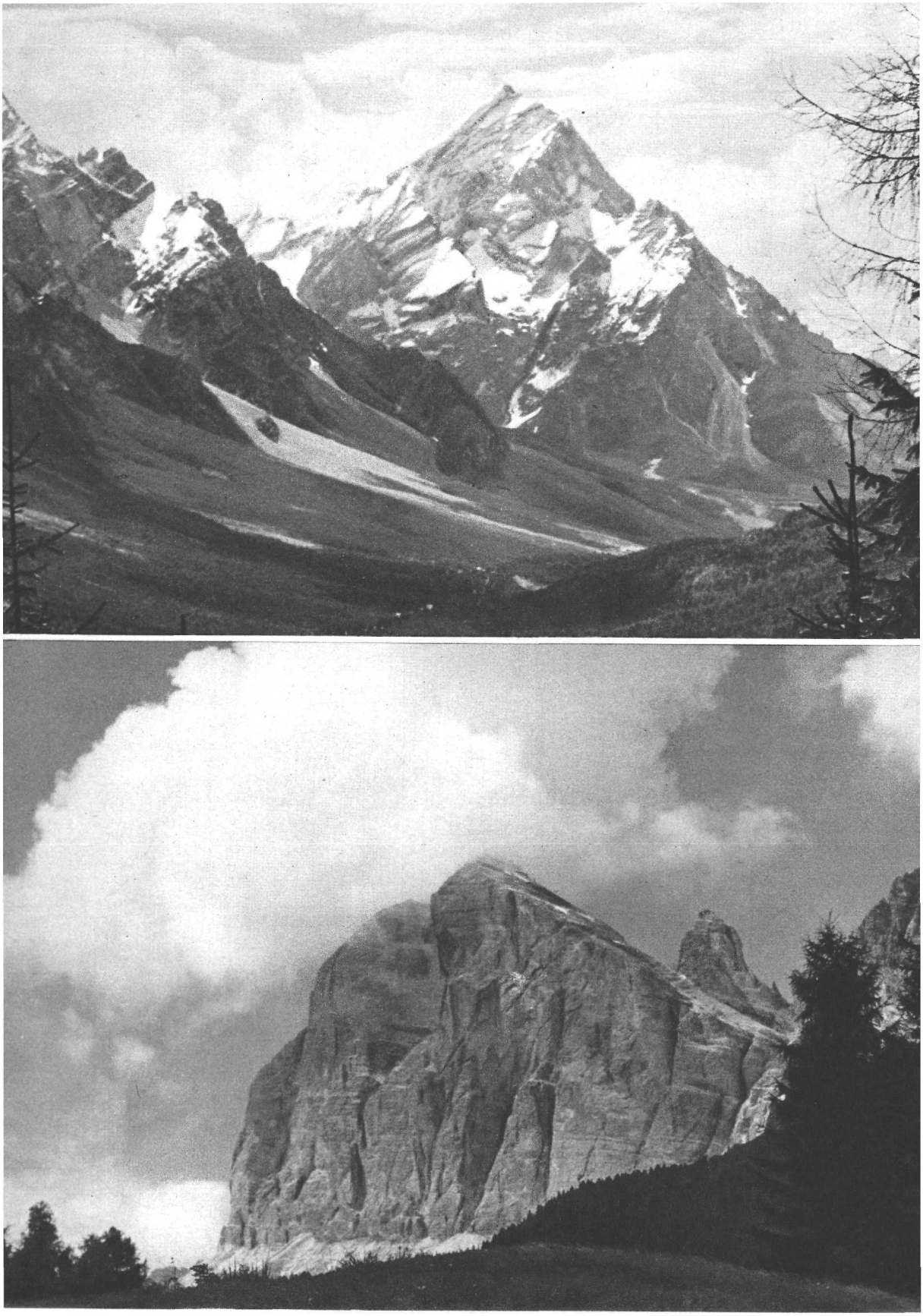
Im Nordwesten, in der Küstenregion der Landschaft Möre *(Sunmöre, Romsdal)*, tritt wieder das Grundgebirge, das man auch in Jotunheim als Verebnungsfläche in etwa 1300 Meter Höhe erkennen will, deutlich zutage. Die Granitplatte ist aber hier auf beträchtliche Strecken durch zahlreiche kurze Täler, die sicher schon vor der Eiszeit bestanden, derart durchsetzt, daß Fjellflächen ganz fehlen und die Berggipfel besonders kühne Gestalten annehmen können. Hier finden wir ein richtiges Gebiet für Alpinisten. Einige der schönsten Kletterberge Norwegens lassen sich als Tagestouren von der Hafenstadt *Aandalsnes* aus machen, Kopfstation der Bahn von Oslo, nur eine Nachtfahrt von Norwegens Hauptstadt entfernt. Am bekanntesten dürfte das *Romsdalshorn* (1556 m) bei Aandalsnes sein, dessen markanter Doppelgipfel auch auf der leichtesten Route eine Kletterei der unteren dritten Schwierigkeitsstufe verlangt.



Cristallo und Sorapiss vom Pelmo-Gipfel

(Aufn. E. Höhne)

Tafel IX



Oben: Antelao Unten: Tofana di Roces
Tafel X

(Aufn. E. Höhne)

Das nächste schöne Berggebiet gleicher Qualität liegt in tausend Kilometer Luftlinie weiter nördlich, also weit jenseits des Polarkreises. Es handelt sich um die zum Teil ins Meer abgesunkenen *Lofotinseln*, die wie gewisse Küstenstriche des benachbarten Festlandes ihre Entstehung einem eigentümlichen Magmaherd verdanken, der in einem späteren (postsilurischen) Abschnitt der kaledonischen Gebirgsbildung seine Umgebung durchdrang. Vielfache Karbildung im Zuge kräftiger Lokalvergletscherung und die widerstandsfähigen, die Kletterer herausfordernden Gesteine dieser Lofot-Batholiten, die bis östlich Tromsö reichen (*Lyngenalpen* auf der gleichnamigen Halbinsel), geben den genannten Gebirgszügen des arktischen Norwegen hohen alpinen Reiz. Besonders die *Lyngenkette* hält trotz ihrer geringen absoluten Höhe von kaum 1900 Metern durchaus den Vergleich mit berühmten Westalpengruppen aus. Bemerkenswert ist, daß diese fern einer Bahnlinie und auch abseits vom großen Bus- und Schiffsverkehr gelegene Gegend relativ oft von Bergsteigern besucht wird.

Damit ist geologisch einigermaßen begründet, wieso nur die im folgenden beschriebenen Gegenden innerhalb der immensen gleichförmigen Fjelle „verwöhnten" Alpinisten genügen können. Zunächst also im südlichen Norwegen die

Hurrungane in Jotunheimen

Von Bergen, der zweitgrößten Stadt Norwegens, fahren Eildampfer in den berühmten Sognefjord, der 180 Kilometer weit in das Land einschneidet. Eine nördliche Verästelung heißt Lysterfjord. Von hier bringt uns der Autobus in kurzer Fahrt nach Turtagrö (894 m) am *Sognefjell* hinauf („Fjell" = Hochfläche!). Auf einer Strecke von kaum zehn Kilometern wurde somit 900 Meter Höhe gewonnen. Rasch wie vor der Filmleinwand erlebt man den Wechsel der Vegetationszonen. Verschwunden sind Ackerland und Laubwald. (Letzterer ist vor 5000 bis 6000 Jahren, als das Klima besser war, in die Fjorde eingewandert.) Nutzbar erscheinen nur mehr einige Bergweiden auf Glimmerschieferunterlage. In dieser kargen Landschaft gibt es natürlich keine Ortschaften. Turtagrö ist der Name eines komfortablen, alleinstehenden Ferienhotels unweit des Scheitelpunktes der Paßstraße über den Sognefjell (letztere über 1400 m), welche quer durch Jotunheim zur Schnellzugsstation Otta führt. Sieben Kilometer südlich von Turtagrö ragt der *Store* (große) *Skagastölstind* („Hagalmspitze") 2405 Meter auf, das Matterhorn der in Form eines doppelten H gegliederten Hurrunggruppe, jedoch erst beim Näherkommen seine imposanten Seiten enthüllend. Vom Hotel leitet ein Talweg zunächst in eine flache Mulde mit Sumpf und fußbrecherischem Vacciniengebüsch, aber oberhalb einer Stufe gelangen wir in einen angenehmen Talkessel (Skagastölsbotn, 1370 m) mit einem See, in welchen der Skagastölsgletscher kalbt. Auch im diesbezüglich reichen Norwegen ein seltenes Landschaftsbild: der tiefblaue See mit den Eisblöcken inmitten unzugänglicher Felswände, links der gewaltige Westpfeiler des Store Skagastölstind, im Hintergrund 2000 Meter hohe Ausläufer des Jostedalsbre, des größten Firnfeldes von Festlandeuropa! Nahe dem See ist eine gut eingerichtete, aber leider für normale Touristen unzugängliche Hütte des norwegischen Tindeklubs; oben auf der Paßhöhe des Gletschers, dem sogenannten *Band* (1756 m), steht eine kleine, offene Hütte, in der es einige Schlafstellen und Decken gibt. Es ist bzw. war das eine richtige „Schutzhütte" wie aus den Anfangszeiten des Alpinismus. Die „Moderne" ist aber auch hier eingezogen durch die kürzlich erfolgte Erbauung eines neuen Schutzhauses. Besonders eindrucksvoll ist von hier der Blick nach Südosten hinunter in das glazial ausgehobelte *Midtmaradalen*, dem linker Hand die (erprobten Alpinisten vorbehaltenen) *Maradalstindane* entsteigen und zur Rechten — ebenfalls mit abschreckend schwarzen und zum Teil eisbesetzten Wänden — die *Midtmaradalstinderne*. Der *Große Skagastölstind*, gesehen aus dem Midtmaradal, zeigt eine in Jotunheimen wohl einmalige relative Höhe

von 1400 Metern. Der übliche Anstieg auf diesen Berg (Klettersaison Mitte Juli bis Mitte August) führt rechts der SW-Kante, von der Hütte durch Steinmänner markiert und ein wenig an den Hörnligratweg des Matterhorns erinnernd, in einen steilen Plattenwinkel („Hjörnet") und wenig oberhalb nach rechts traversierend zu einer deutlich vorstehenden Kante auf der Ostseite des Gipfelkörpers. Hier teilen sich die „Wege". Ziehen wir eine Plattenkletterei mit „Reibung" (mangels Tritte und verläßlicher Griffe) vor, so bietet sich schräg links ober uns „Vigdals Platte" zur Verteidigung des Gipfels an (Schwierigkeit III+). Als weniger interessant gilt der „Heftyekamin", dessen Einstieg wegen einer drei Meter hohen glatten Platte ohne Schulterhilfe schwer zu machen ist, wogegen der Weiterweg nach Überwindung des Kamins für Geübte wieder leicht ist. Mit mehr Kletterei (Stufe II+) verbunden ist der von Andrews 1899 entdeckte Kamin, der aus einer Einbuchtung 25 Meter linker Hand des Hjörnet zu einer Scharte südlich des Hauptgipfels führt. Ebenfalls mäßige Schwierigkeiten, aber teilweise Eisarbeit bietet die Originalführe des Erstersteigers W. C. Slingsby vom 21. Juli 1876 über den nach ihm benannten steilen Gletscher in der SE-Flanke des Berges. Man rechnet fünf Stunden von der Hütte auf dem Bandet, das ist ein bis zwei Stunden mehr als über das Hjörnet. Wesentlich länger und schwieriger sind die mit dem Greponanstieg zu vergleichenden Nordwestrouten sowie die eigentliche Südwand (IV+). Nach Norden entsendet der stolze Gipfel einen mit mehreren Spitzen besetzten Kamm, dessen Erkletterung jedoch nur in der angegebenen Richtung gern unternommen wird. Man trifft nämlich zwischen dem Mittleren und dem *Kleinen (Vesle) Skagastölstind* eine absolut vertikale rißlose Klippe von acht Metern, die durch Abseilen überwunden wird. Vom Vesle Skagastölstind (2320 m) wie auch von der Nordspitze, Kote 2168, hat man Einblick in die eisgepanzerte Nordflanke der Kette (Styggedalsbreen, 1902 von Engländern erobert). Sie ist nebenbei bemerkt das überraschende Schaustück in der Aussicht vom gegenüberliegenden *Fanarâki* („Rauchflagge"), auf welchem Fjell (2069 m) sich eine meteorologische Station befindet.

Im Tourenbereich der „Band"hütte hat der Skagastölstind zwei fast ebenbürtige Rivalen, den *Südlichen Dyrhaugstind* (2074 m) und den *Großen Midtmaradalstind* (2057 m). Zwischen den beiden das Ola-Berge-Joch, wohin auf der Bandetseite ein den Westalpen würdiges über 60 Grad steiles Eiscouloir hinaufleitet. Glücklicherweise gibt es weiter südlich ein bequemeres Joch namens Lavskar, zwei Stunden von der Hütte; nun weiter eineinhalb Stunden über den von Gendarmen besetzten Grat auf den *Store Midtmaradalstind*, dessen Gipfel zwischen zwei Schultern aufsitzt, dazwischen eine gewaltige Plattenflucht bis zum Midtmaradalsgletscher. Hier hinauf sind es fünf Stunden einer wirklich hervorragenden, schwierigen Bergfahrt.

Ebenfalls schwierig (Stufe III+), aber in der halben Zeit zu machen ist der *Söre* (südliche) *Dyrhaugstind* (Klettervarianten in der Südwand).

Im übrigen *Jotunheim*, das dank seiner schönen Zertalung und des relativ trockenen Wetters im Sommer zum *bevorzugten Wandergebiet* Norwegens geworden ist, fallen die blendendweißen aber vorwiegend flachen Gletscher auf, deren Zungen nur die obersten Trogtäler erreichen. Der Gletscherrückgang beträgt seit 1900 zirka 800 Meter. Die höchste Erhebung, der *Galdhöpig* (2469 m), ist im Südostaufstieg von der Almwirtschaft (Bergsteigerschule) Spiterstulen (1108 m, Jeep ab Busstation Röjsheim) eine recht angenehme Tour. In dem nordöstlichen flachen Gletscherbecken, wo man bis zu einem Hotel in 1850 Meter Höhe nahe dem Gletscheranstieg mit dem Auto fahren kann, wimmelt es an den (nicht seltenen!) Schönwettertagen von vielen angeseilten und unangeseilten Bergwanderern. Auch der gegenüberliegende monotone *Glittertind*, der unter Hinzurechnung seiner Eiskalotte in schneereichen Jahren höher ist als der Galdhöpig, wird (insbesondere von Spiterstulen aus) viel begangen.

In eine recht andersartige — leider regenreiche Landschaft gelangen wir, wenn wir von der Sognefjellstraße eine Tagesfahrt mit dem Bus nordwestwärts gegen die Fjordküste von

Sunmöre

machen. Alpinistisch interessant sind hier besonders die den *Hjörundfjord* umkränzenden Berggruppen. Sie besitzen individuelle, zum Teil alpine Gratbildung aufweisende Gipfel und führen deshalb den ehrenvollen Namen *Sunmöre-Alpen*. Zentrum für Bergfahrten ist das empfehenswerte Union-Hotel in Öye, einer kleinen Ortschaft in der prächtigen, saftiggrünen Bucht der Ostseite des Hjörundfjords, wo das im Baedecker mit Recht besternte *Norangdal* von SE einmündet.

Mit eleganten Konturen schwingt sich an der Nordseite des Tales direkt vom Fjordufer bis 1588 Meter Höhe der *Slogjen* auf. Er übertrifft an relativer Höhe alle Berge Jotunheimens und hat nicht nur die Kletterer, sondern sogar die Dichter herausgefordert. Für erstere ist die SW-Flanke in ihrer oberen Hälfte eine erstrangige Klettertour und der Gipfelblick von wunderbarer Schönheit. Glücklicherweise gibt es über den Süd- bzw. Südostkamm einen leichten Anstieg (Pfadspur), vier Stunden von Öye.

Für alle anderen Berge der Sunmöre-Alpen ist der Anmarsch von Öye oder von *Sebö* am Fjordufer gegenüber (ebenfalls Unterkunftsmöglichkeit) wesentlich länger. Im Juli ist dies vielleicht von geringer Bedeutung, da man auch in der Nacht wandern kann. Aber Mitte August ist es schon vier Stunden lang völlig finster. Das Gebiet weist jedoch zwei günstig gelegene, unbewirtschaftete Schutzhütten auf: die Patchellhütte östlich vom Slogjen und die Standal-Skihütte, vier Kilometer westlich der Schiffstation Store Standal. Von beiden Hütten lassen sich mehrere der am meisten an unsere Alpen erinnernden Berge Sunmöres machen, z. B. der *Smörskredtind* (1629 m) über einen steilen Gletscher und den NE-Grat oder der *Koldstind* (1463 m), der „Monarch von Sunmöre", über das SW-Bollwerk, beide Touren nur mäßig schwierig. Die Wahl eines festen Stützpunktes ist in diesem Gebiet deshalb ratsam, da man mit längerer Schlechtwetterperiode rechnen muß, die das Zelteln verleiden könnte. Ansonsten wäre gerade für bescheidenere Felsgeher der Bergkranz um den Hjörundfjord ideal, um ein Rundfahrtenprogramm anzulegen. Man würde dabei wiederholt feine alpine Szenerien ohne die lärmenden Touristen antreffen.

Wer es auf schärfere Touren abgesehen hat, reist zu Möres bzw. Romsdals Mittelpunkt, nach

Aandalsnes

Ich bin zweimal (in verschiedenen Jahren) hierhergekommen, einmal von Öye, einmal von Opdal her, beide Male war die Einfahrt in den Hafen bei tiefstehender Sonne ein besonderes Erlebnis. Wenn der Dampfer die Landzunge von Veblungsnes passiert (hier nebenbei bemerkt eine sehr gut geführte Jugendherberge, mit Aandalsnes durch eine 1961 fertiggestellte Brücke verbunden), so wird der Blick frei auf die im zarten Abendrot wirklich märchenhaft wirkenden Berge an der Mündung des Raumaflusses. In der Mitte das trotz seines komischen Buckels wie eine Dolomitenburg wirkende *Romsdalshorn*, links die zersägten *Vengetindane* mit ihren geheimnisvollen Schluchten und rechts die Berge, welche den *Trollstigvegen* mit unheimlich glatten Mauern begleiten. Trollstegensvei ist ein bei den Automobilisten wegen seiner vielen Haarnadelkurven und Wasserfällen berühmter Straßenpaß zum Geirangerfjord. Die eigentliche Paßhöhe (850 m) ist überraschenderweise ein ödes Hochtal, in das die kühnen Gipfel nicht mehr hineingrüßen. Bei der Auffahrt von Norden waren es rechter Hand *Dronninga* („Königin", 1568 m), *Kongen* („König", 1593 m) und *Bispen* („Bischof", 1475 m), deren glattpolierte Ostwände, direkt vom Tal erklettert, ernstlich schwierig sind (Stufe IV). Auf der Höhe des Trollstegen angelangt, sieht man aber, daß hinter dem Bispen ein photogener See (Bispevatn) eingesenkt ist, von dessen Ufer aus die drei königlichen Berge zu „Schuttmugeln" zusammengeschrumpft erscheinen, während westlich ein höherer Berg namens *Finna* (1820 m) mit unnahbarem Hängegletscher prunkt.

Der *Finnan* ist überhaupt einer der höchsten Berge der Gegend, 1898 erstmals von C. Hall erstiegen über den ganz alpinen Gletscher der SE-Flanke und den mühsamen Südkamm, also vom Trollstig-Paß-Hotel aus. Doch ist die eisfreie Route über den Ostgrat interessanter, die Schlußwand zum Gipfel hat sogar zwei Seillängen Kletterei III. Dieser nach Erreichung der großen Rückfallkuppe im Ostkamm fesselnde Aufstieg beginnt gleich bei der Stegfosshytta, einem Ansichtskartenkiosk mit billiger Übernachtungsmöglichkeit am oberen Rand der erwähnten „Haarnadelkurven" im Isterdal.

Als wir dort Mitte August anklopften, wurde uns, Freund Pauli P. und mir, bedeutet: „Heute wird heroben alles zugesperrt aber vielleicht finden Sie den neben der Holztür versteckten Schlüssel zur kleinen Hütte auf der anderen Straßenseite, um dort zu übernachten." Da es aber schon 8 Uhr war, verschoben wir die Schlüsselsuche und trachteten, möglichst rasch über eine Steilstufe in das östliche, ebenfalls öde Hochtal zu gelangen. Wir mußten dann noch die geröllige Böschung südwärts zum sogenannten Storgrovbotn, einem Gletschersumpf, erklimmen und hatten jetzt endlich den oft beschriebenen Anblick der *Trolltindene*. Es sind das zehn rotbraune Felsfiguren (auf einem First) von teilweise komischem Aussehen, so daß der Vergleich mit „Kobolden" (norwegisch „Troll") paßt. Der höchste ist der nördliche (1795 m). Man muß natürlich mehrere dieser zum Teil sehr luftigen „tindenåler" überklettern, will man den „Geröllschinder" des vierstündigen Zustieges guten Mutes in Kauf nehmen und den überaus eindrucksvollen Tiefblick nach Osten in das hier schluchtartige Romsdal in verschiedenen Proben auskosten. Besonders genannt sei der kaktusförmige *Trollspiret* und *Trollgubben* (Abseiltour). Mit Hilfe des Feldstechers erkannten wir richtig, daß der für den nächsten Tag angesetzte Finnan vergleichsweise Erholung bietet. Den Trolldindane wird nachgerühmt, daß sie auf ihrer Ostseite die *höchste lotrechte* Felswand Europas besitzen. Hier gelang dem bekannten norwegischen

Alpinisten A. R. Heen 1931 eine Ersteigung der Hauptspitze (1795 m) unter Benützung einer Einbuchtung am Rand der Wände und 1960 eine mehr direkte Route auf die Südspitze (1742 m, zwei Seillängen Stufe V+). Bis auf 500 Meter ist der von der Eisenbahn Oslo—Aandalsnes durchfahrene Talboden des Raumaflusses durch die *riesigen Mauern der Trolltinder* und das kaum weniger steile *Romsdalshorn* eingeengt. Immerhin hat man schon während der Bahnfahrt einen Vorgeschmack der alpinistischen Problematik des Romsdalen.

Am 12. August 1961 — es war ein regnerischer Tag — brachte uns Arne Randers Heen im Auto von Aandalsnes zu den elf Kilometer entfernten *Venjadalssaeter* (423 m) am Fuß des *Romsdalshorns* (1555 m). Wir hatten hier eine Almwirtschaft erwartet, aber was wir sahen, waren lauter rothölzerne Weekendhäuschen begüterter Norweger zwischen Heidelbeergebüsch und Zwergbirken, eine sogenannte Ferienkolonie. (Eine schöne Hütte gehört dem „Tindeklub".) Im Rückblick das zum Fjord einsinkende Tal. Mit uns waren noch zwei englische Bergsteiger und ein Reporter von Radio Oslo mit verschiedenen Geräten. Die nun folgende Besteigung des Romsdalshorn, des populärsten Berges Norwegens, haben die Hörer von Radio Oslo später zu Hause miterleben können. Zunächst ging es durch das am Boden sich verästelnde Gestrüpp, welches wahrscheinlich für den Norweger ebenso anheimelnd wirkt wie für einen Schweizer Bergsteiger der schwellende Rasenpolster seiner Almregion. Nach zwei Wegstunden ist die primitive Steinhütte im Talschluß (ca. 900 m) erreicht. Die durch ehemalige Gletscherbedeckung abgescheuerten Wände lassen nur gegen das Romsdalshorn zu einen Durchschlupf offen. Ein gelber Plattenabbruch in der Ostwand des Horns dient als Wegweiser. A. R. Heen erklärt auf Tonband den präsumtiven Radiohörern die komplizierte Wegführung des Zweitersteigers C. Hall vom Jahre 1881, der die anscheinend unpassierbare Wand vor dem Gipfelblock in dem nach ihm benannten Wasserriß („Hallsrenne") überlistete. Vom Absatz oberhalb ein schöner Blick auf Romsdals Bergkranz, und dann bringen rasch einige ausgesetzte Steilstufen vollends zur breiten Gipfelfläche (zweieinhalb Stunden). Nicht minder beliebt, aber geübten Kletterern vorbehalten sind die Nordkante und die Westwand (IV. Schwierigkeitsstufe, sieben Stunden von der Ferienkolonie).

Vom Gipfel aus war uns das kecke Horn des *Kvandalsdind* (1775 m) aufgefallen (3½ Kilometer Luftlinie östlich), und wir wollten dieses in Verbindung mit den *Vengetindern* überschreiten, doch wurden uns die Tage als bereits zu kurz für diese lange Tour bezeichnet. Wir wollten uns also mit dem höchsten Venjatind („Flügelspitze", 1843 m) begnügen, dessen Aussicht, wie wir gerne glauben, die schönste in ganz Romsdal (Nordmöre) sein soll. Wir hatten auch in Erfahrung gebracht, daß die im Kletterführer beschriebene Schlucht zwischen der Nord- und Südspitze wegen einer Abseilstelle als Aufstieg unpraktisch ist. Als wir aber in der Hütte des norwegischen Tindeklubs bei den saeterne übernachten wollten, erklärten uns die paar Mitglieder dieses Alpenklubs, Ausländer hätten hier nichts zu suchen, und wir sollten schön im Freien übernachten. Dies gefiel allerdings einem zufällig anwesenden norwegischen Bergsteiger so wenig, daß er uns sogleich in seinem Auto nach Aandalsnes zurückbrachte. Den *Großen Vengetind* (1843 m) haben wir eine Woche später über den plattigen, aber relativ bequemen Nordrücken erstiegen. Der Berg hat, nebenbei bemerkt, auch zwei Anstiege der IV. Schwierigkeitsstufe.

Schließlich wollten wir noch den am weitesten östlich liegenden Kletterberg des Gebietes, den *Juratind* („Euterberg", 1562 m) kennenlernen, der den Eikesdalsvatn beherrscht, der seinerseits als einer der schönsten größeren Bergseen Norwegens gilt. Der Juratind schaut mit unnahbaren Flanken geheimnisvoll aus dem Söredal hervor. In diesem Tal (17 Kilometer von Aandalsnes) gibt es so etwas wie eine Almwirtschaft. Die Hütte, die uns eine freundliche, gerade mit Milcheimern daherkommende Bäuerin unentgeltlich zur Verfügung stellte, war aber wieder ein bestechend eingerichtetes ein-

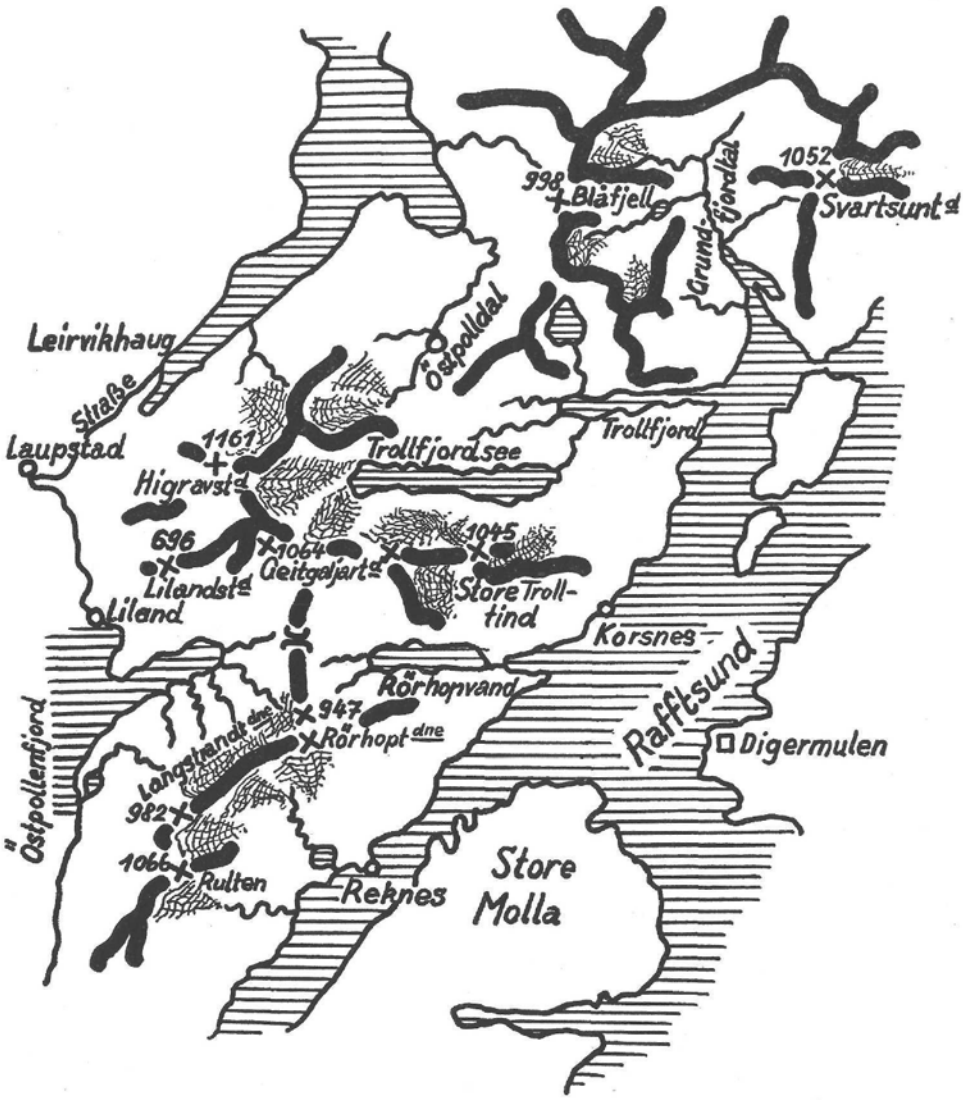
räumiges Weekendhäuschen. Am nächsten Tag wollten wir nun unseren Berg über den Westgrat machen (III. Schwierigkeitsgrad laut Tindeklubs „Förer for fjellklatringer i Romsdalen", Oslo 1949). Zunächst hatten wir überraschenderweise einen markierten Weg, der durch Wald in ein teilweise firnbedecktes Kar führte, aus dessen Hintergrund sich der Juratind breit erhob. Aber bald stellte sich eine zweite, diesmal unangenehme Überraschung ein: Unter dem Ansatz des Westgrates war noch ein breiter, auf der Landkarte und im Führer nicht eingezeichneter Gletscherlappen mit ganz plattigem Absturz, der am ehesten noch im Winterschnee passierbar sein mag. Mangels ausreichender Hilfsmittel wandten wir uns nun dem Nordostrücken zu, der aber kletterisch keinesfalls lohnend ist. Aussichtsmäßig ist, nebenbei bemerkt, der höhere nordöstliche Nachbarberg, der Juratind, günstiger. (Der die beiden ehemals verbindende Firnmantel ist, wie erwähnt, zerrissen.)

Während einer Fahrt der Küste entlang nordwärts oder im Zuge der Bahnfahrt Opdal—Fauske läßt sich erkennen, daß das skandinavische Gebirge in seinem mittleren Teil bis über den Polarkreis hinaus ein durchaus ruhiges Profil hat; erst jenseits des 67. Breitegrades in der 140 Kilometer langen

Lofotenkette,

die aus dem Vestfjord großartig aufsteigt, entwickelt sich die Gebirgswelt des Nordlands zu vollem Glanz. Diese Inselkette gilt als das landschaftliche Juwel Norwegens. Größte klimatische Anomalie in dieser Breite ist das Vorhandensein von richtigem Wald (Fichten und Birken) bis zu 300 Meter Seehöhe. Als Eldorado für Kletterer gilt die südlichste Lofotinsel (Lofot bedeutet angeblich „Luchsfuß") namens *Moskenesöy*. Derzeit liegt diese Insel freilich noch sehr abseits der Reisewege, es ist aber die Einrichtung eines mittels Fährdienstes aufrechtgehaltenen Autobusverkehrs und ein entsprechender Straßenbau ab *Svolvaer*, Lofotens Haupthafen (auf der *Austvåg*insel) geplant. Vorläufig wird also das alpinistische Geschehen von der Bergwelt der letztgenannten Insel allein beherrscht. Einen besonders kühnen Felszacken, nach Art einer Chamonixer „Aiguille", sieht man schon bei der Einfahrt in den Hafen rechter Hand. Es ist die *Svolvaergeita* (600 m). Gegen Mitternacht, kaum daß wir das Zelt am Strand aufgestellt hatten (in Svolvaer gibt es keine Jugendherberge), machten wir uns an diese „Nadel", die sich mit mehreren fixen Haken versehen zeigte, aber dennoch mit Schwierigkeitsgrad IV zu bewerten ist. Bei unserem Zelt lauerten schon ebenso freundliche wie neugierige Kinder, um uns ein Photoalbum mit Bergbildern aus Svolvaers Umgebung zu zeigen. Aber wir waren von dem soeben erprobten, überaus glatten und grifflosen Gestein so weit beeindruckt, daß wir unsere Tourenpläne für Lofoten (Austvågöy) beträchtlich zurückschraubten. Wir ließen uns am Nachmittag von einem Milchfässer verladenden kleinen Schiff in den Östnesfjord nach dem zwei Stunden entfernten Fischerdorf Liland fahren, wo wir unter einem Felsen und im Anblick der gletscherfunkelnden *Langstrand-* und *Stortinder* (1062 m) das Zelt aufschlugen. Pauli wollte sich mit dem Besitzer der Wiese anfreunden, indem er an dessen Kühen nützliche Hantierungen begann, und jener wußte zu berichten, daß in absehbarer Zeit zwei englische Bergsteiger nach Liland kommen wollen. Wie sich später herausstellte, ist es ein idealer Tourenstützpunkt für die schönsten unter den leichteren Bergen Austvågöens. Ich nenne nur den auch aussichtsmäßig sehr lohnenden *Higraftind* (1161 m), *Geitgaljartind* (1084 m) und den nördlichen *Rörhoptind* (941 m), ersterer mit einem charakteristischen Schluchtanstieg, letzterer mit hübscher Gratkletterei (mühsam am Rörhoppaß). Reizend der Blick über den wannenförmigen, dem berühmten firngespeisten Trollsee (Trollfjordvand) ähnlichen *Rörhopsee* hinaus zum Sund.

Wie ist es möglich, in Anbetracht der geringen absoluten Höhe von einem alpinen Erleben nach Art einer großen Alpenfahrt zu sprechen? Etwa am *Langstrandtind* (933 m)? Diese Tour fängt (wie gewöhnlich im Raftsundgebiet) an mit Rudern über einen Meeres-



arm in einem kleinen Boot, das wir später auch zum Fischefangen (Lofotendorsch!) benutzen durften. Nach einer halben Stunde vertauen wir das Boot an der menschenleeren Fjordküste gegenüber, und dann geht es hinauf durch den felsdurchsetzten Buschwald, neben einem Wasserfall, wo wir noch am besten durchzukommen glauben. Zurück dürfte es hier — in dem unübersichtlichen Gelände — schwer zu finden sein! Wir eilen aber vergnügt weiter, als die erreichten Karseen oberhalb der Waldgrenze keinerlei Hindernis mehr bringen, wohl aber einen photogenen Vordergrund für den *Geitgaljartind* („Ziegengatterspitze") mit seiner erstaunlichen Ostkante und für die *Trolltindmuren* (mit dem Großen Trolltind) im NE, eine an den Fünffingerstock am Sustenpaß erinnernde Landschaft, herb, aber nicht ungemütlich. Nun heißt es, eine nicht zu steile Führe über den wenig übersichtlichen Gletscher ausfindig zu machen. Leider werden im Vorwärtsschreiten die Gipfelzacken zur Linken immer bedenklicher und glattwandiger, aber schließlich läßt

sich doch die höchste Erhebung nach einer kurzen Kletterstelle über den SW-Grat gewinnen. Aus allen Himmelsrichtungen grüßt ein Stück blaues Meer herauf, auf knapper Distanz der ungeheure schwarze Absturz des *Rulten* (1035 m); dies der Name des vermutlich schwierigsten Berges der Gegend. (Vgl. O. Schuster in der „Österreichischen Alpenzeitung", 1908.)

Der bekannteste Berg ist freilich der *Store Trolltind* (1045 m) im Nordosten, denn dieser wird auch den Nordlandreisenden gezeigt, wenn die Touristendampfer in den Trollfjord hineinfahren, gewiß der landschaftliche Höhepunkt einer Nordlandfahrt. Der Berg hat einen verhältnismäßig leichten Aufstieg von Osten, vom Troldfjordvand, einem drei Kilometer langen, meist eisbedeckten und jedenfalls unpassierbaren See. Hieher gelangt man von Liland in einer schönen, aber ziemliche Umwege erfordernden Wanderung durch das Östpolltal. (Entlanggehen am Rörhopvand kommt als zu mühsam leider nicht in Betracht!)

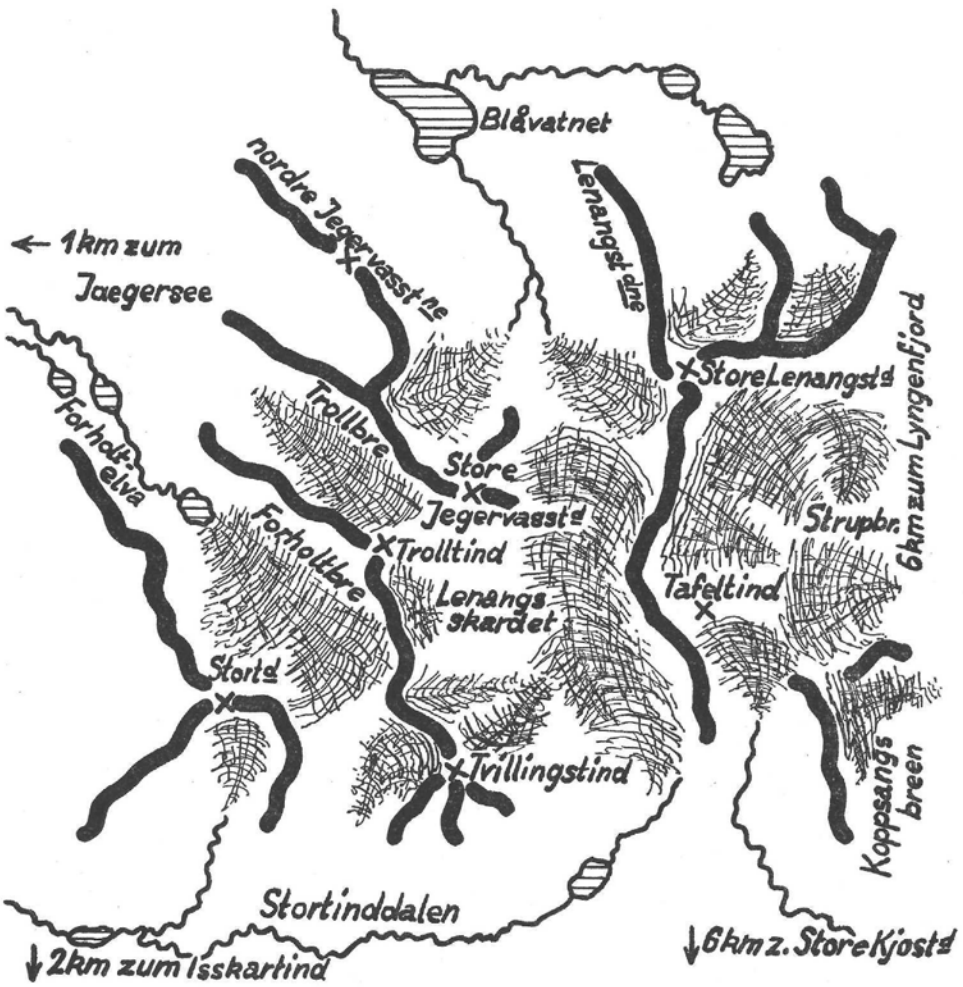
Der englische Kletterführer (Rock Climbs in Lofoten, London, 1953) rühmt noch den *Svarttind* (998 m) und den *Vågekallen* (992 m, westlich Svolvaer). Aus näherer Anschauung kenne ich aber nur noch den *Möisalen* (1266 m), die höchste Erhebung der ganzen Lofotveggen auf der (von der Austvågöya durch den schmalen Sortlandsund getrennten) Hinn-Insel. Von der Dampferstation Sortland sieht man recht gut den sonst ziemlich versteckten Berg mit seinem nordwärts gerichteten Haupt- und seinem südlichen Widerleger, der bis 1935 für unersteiglich gehaltenen Lille Möya, einer vergletscherten Gruppe von durchaus alpinem Ausmaß. Der Sage nach hat eine Riesenjungfrau sich hierher geflüchtet. In der Tat ist der Berg derart von Kartrögen eingeschlossen, daß man auf der Landkarte kaum erkennt, wie man zum (überfirnten) Südwestfuß des Berges — mit dem *Möisalsee* davor (nur hier leichter Gipfelanstieg) — kommen kann. Den vielen Seen zuliebe in der Tiefe der steilwandigen Kare müßte man ein Boot mithaben. Wenn dies aber nicht möglich ist und man den „Schinder" vom Lonkanfjord über das Memurujoch (zum Oberen Möisalsee, 666 m) vermeiden will, ist es am besten, den bewaldeten Rücken südlich vom *Fiskefjord* hinaufzusteigen, wo man, nebenbei bemerkt, einen Prachtblick auf die sehr schwierigen Tretinder (830 m) gegenüber im Süden genießt, um sodann mit einigem Glück das rechte Ufer des Mittleren Mellemsees zu gewinnen, von wo bequeme Talstufen bis zum obgenannten öv. Möisalvand (666 m) leiten. Hier liegt eine beinahe arktische Landschaft mit deutlichen „Nunatakkern" und wilden Bergflanken, das Tal zu Biegungen zwingend. Am Möisal-Westgrat gibt es einige nützliche Versicherungen. Vom Gipfel hat man eine umfassende Aussicht: In der Nähe der wirklich „große" Stortind (1022 m) und weiter im Norden der höchst auffallende Kegel „Reka" (602 m). Mitternachtssonne bis zum 20. Juli!

Das Festland auf der anderen Seite des Westfjords hat auch einige markante Berge, so den *Stetind* am Tysfjord, angeblich der bemerkenswerteste natürliche Obelisk der Welt mit berühmter Hangelquerung in der leichtesten Führe. In der Nähe von *Narvik* wäre der *Storsteinsfjell* (1901 m) zu nennen, ein stark vereistes, noch wenig erforschtes Massiv. Aber zu einer richtigen *Alpenkette*, zu einem 70 Kilometer langen, vielfach zerkarten und vergletscherten Gabbrogebirge, entfaltet sich das Nordland nur auf der

Lyngenhalbinsel

bei *Tromsö*. Diese stellt derzeit den besten Distrikt in Europa für Neutouren von westalpinem Ausmaß dar. Erste Pionierarbeit haben Engländer im Jahre 1898 verrichtet. Im Hinblick auf den vom *Ullsfjord* her tief einschneidenden Kjosenfjord unterscheidet man eine nördliche und eine südliche Region. In letzterer dominiert der mit dem Montblanc verglichene *Jaeggevarre* („Wagenheber", 1916 m) mit steilen Eisflanken und einem großen Gletscherplateau. In landschaftlichem Gegensatz hiezu stehen die *Lakselvtinder*

(1557 m), kühne Felsspitzen im Süden des *Ullsfjords*. Man kann hierher von Tromsö, Nordlands großem Hafen, mittels Autobusses gelangen. Auch in den nördlichen Sektor, welcher der wildeste Teil der Lyngenhalbinsel ist, fährt von Tromsö dreimal in der Woche ein Autobus, die kleinen Siedlungen an der Fjordküste bedienend. Wir verließen denselben bei der Brücke, unter der sich der sechs Kilometer lange, forellenreiche Süßwassersee *Jaegervatn* in den Ullsfjord ergießt. Nach einem Palaver in der Gemischtwarenhandlung, welche den ganzen Distrikt versorgt, hatten wir bald eine zutreffende Vorstellung, wie wir zu einem feinen Zeltplatz *samt Boot* gelangen könnten. Es war selbstverständlich, daß wir uns von der erwähnten Lebensmittelbasis bei der Brücke nicht abschneiden lassen durften, was der Fall gewesen wäre, wenn wir das Zelt am anderen Ufer des Jägersees aufgeschlagen hätten. Dort gibt es alle prächtigen Berge, aber Tagesmärsche lang kein bewohntes Haus. Eine Rekognoszierung mit dem Feldstecher ergab weiters, daß die Bergbeschreibung im „Arctic-Norway"-Führer (London, 1953), verglichen mit den Ortsbezeichnungen in der soeben erschienenen norwegisch-englischen Karte 1:50.000 (Blatt „Lyngen") kaum stimmen kann. Wir entwarfen daher selbständig einen Exkursionsplan.



Gleich am nächsten Morgen ruderten wir im Nebel, aus dem manchmal die Spitzen der höchsten Gipfel (Jegervasstinder, 1690 m) herauslugten, drei Kilometer über den See und stiegen dann ohne sonderliche Mühe — anfangs durch Birkenbuschwald — zu einem mittelgroßen Gletscher namens Trollbrä auf. Diesen ziert angeblich ein Berner Schreckhorn, das wir aber nur sehr bedingt in einer 1425 Meter hohen Spitze erkennen konnten. Linker Hand führt ein in eine gebogene Steilrinne sich verschmälerndes Firnfeld zu einem etwas vertieften Absatz, eigentlich dem ersten Drittel im Grat zum Jegervasstind-Vorgipfel mit überraschendem Blick auf den gewaltigen Stortinddalgletscher. Von hier war der Weiterweg zum *Store* (großen) *Jegervasstind* — von einer Abseilstelle am Vorgipfel abgesehen — ganz leicht (zusammen fünf Stunden). In der Rundsicht imponiert besonders der Stortinddalgletscher, den im SE ein attraktiver Eisberg begrenzt. Kamerad Pauli ließ sich kaum abhalten, diese wahrscheinlich noch nie begangene steile Eisflanke ernstlich anzugehen. Im SE ragt der dem Finsteraarhorn ähnliche *Stortind* (1512 m) empor (auf lappisch Garjelgaissa). Dieser Berg dürfte eine interessante lange Gratkletterei von NW bieten. Der beachtlichste Berg in der Runde ist jedoch der *Lenangstind*, mit 1596 m kotiert, aber meines Erachtens etwas höher als der Jegervasstind. Von diesem ist er durch ein schauerlich tiefes Gletschertal getrennt, aus welchem man die Westwand zu erklettern hat. (Voie Slingsby vom Jahre 1898.) Was aber den im Führer beschriebenen SE-Abstieg zum Strupbreen anlangt, so dürfte dieser nur im Frühsommer, wenn reichlich Schnee liegt, ratsam sein. Am Strupfirn, das sich acht Kilometer lang bis nahe an den (hier unbewohnten) *Lyngenfjord* hinzieht, ist man an einem recht weltabgeschiedenen Platz. Für die noch weiter nördlich gelegenen, ebenfalls schönen Gletscherberge von rund 1300 Meter Höhe benötigt man, so wie die englischen Pioniere im Jahre 1952 und 1953, bereits expeditionsmäßige Ausrüstung, falls Erschließertätigkeit geplant ist.

Wir unternahmen auch südwärts eine weite Tour von unserem Zeltplatz am Jaegervatnet: bis zum *Trollvasstind* (1441 m), dem höchsten der vier steilwandigen *Isskarspitzen*, welche das alpine Schaustück im Süden des Jägersees sind. Wir hatten nach fünfviertelstündigem Rudern das Boot an einer Stelle ans Land gezogen, wo wir das Sumpfgebiet im Vorfeld des großen Gletscherbaches aus dem Stortindtal halbwegs vermeiden konnten, und wandten uns bald der Felsbucht nordöstlich unseres Gipfels zu. Es ist dies offenbar die „big central gully" der Erstersteiger. Die Isskartindane besitzen nach der Landkarte nur auf der Südseite Gletscher, die übrigens unzugänglich abbrechen. In Wirklichkeit ist aber auch in der erwähnten Bucht der Nordseite ein ansehnlicher Gletscher unter der Paßhöhe; nur ist der Zugang wegen des üblen Moränenschutts höchst mühsam. Wir erkannten als besten Aufstieg gleich rechter Hand die Erkletterung der Nordflanke direkt zur höchsten Spitze, im oberen Teil freilich teilweise schwierig, aber immer noch leichter als der von uns zuerst in Aussicht genommene E-Grat von dem erwähnten Gletscherpaß aus, denn dort erwies sich sogar das Abseilen als riskant. Die im englischen Führer erwähnte Traversierung der vier Isskartindene im Winter 1940 muß meines Erachtens ein erstrangiges Unternehmen gewesen sein. Der *Lille Isskartind* (Kleine Eisjochspitze, 1272 m) östlich des Gletscherpasses ist allerdings nicht besonders schwierig und als Aussichtspunkt bemerkenswert. Von besonderem Reiz müßte die Rundtour über die seengeschmückten Stufen am Ostfuß des Berges vorbei in das wildromantische Stortindtal mit seinen Hängegletschern sein.

Wir haben schließlich auch noch die südöstlich gelegenen *Kjostinderne* („Talschluchtspitzen"), die letzte bedeutende Berggruppe in Lyngens Nordsektor, kennengelernt. Sie umschließt einen großen, blauschillernden Gletscher namens Råttenvikbre. Hierher gelangt man ohne Mühe über eine ausgedehnte Rundhöckerlandschaft (mit Rentierweide vermögender Lappen) von der Jugendherberge bei *Lyngseidet* her, einem kleinen, sauberen Hafen an der vielbefahrenen Nordkapstraße Nr. 50. Laut Führer ist die höchste Erhebung der *Store Kjostind* (1700 m), nach der Karte aber ein anderer Berg namens *Istind* (1550 m). Wie dem auch sei: Es handelt sich um nicht so markante Gipfel, und die

Anstiege sind auch ohne langatmige Beschreibung ziemlich klar, sobald man davorsteht. Herrlich ist der Blick nach Nordwesten, wo sich die Hauptkette der Lyngenalpen in voller Majestät enthüllt. Von Bergsteigern in diesem Gebiet haben wir im Jahre 1961 nichts gehört oder gesehen, lediglich, daß Engländer auf den Jekkevarre, den großen Gletscherberg im Süden, gegangen seien.

Auf der Rückfahrt von Lyngseidet entlang dem Lyngenfjord südwärts wollten wir noch das „arktische Matterhorn", den *Otertind* (1320 m), machen. Der Berg liegt in einer Flucht gleichartiger Berge am Eingang des schönen Signaltales, aber der Zufall will, daß die Erosion eben nur den Otertind zu einem „Matterhorn" gestaltet hat. Die erste Ersteigung erfolgte 1911 angeblich über die Südseite. Es blieb uns aber unklar, wie man hier ohne lange Hakenarbeit hinaufkommen könnte. Auch den Schluchten der Nordseite wollten wir uns nicht anvertrauen, und so sind wir unverrichteterdinge abgezogen. Zu spät erfuhren wir, daß der Berg in Wirklichkeit nicht schwierig ist. Aber damals hatten wir die bequeme Jugendherberge im idyllischen und Verproviantierungsmöglichkeit bietenden Nordskobottn an der Nationalstraße 50 (Bus nach Narvik) bereits verlassen.

Ich glaube mit diesen Bemerkungen Anregung zu Fahrten in einer wirklich schönen und noch wenig bekannten Bergwelt zu geben. Sie ist ebenso vielfältig wie die Schreibweise der Ortsnamen auf den Landkarten, wozu noch zu sagen wäre: In Norwegen gibt es bzw. gab es eine dänische Amtssprache und zwei offizielle norwegische Sprachen (bokmål und nynorsk), daneben alle möglichen Vereinheitlichungsbestrebungen, die auf den Landkarten anscheinend auch ihren Niederschlag gefunden haben. So heißt z. B. die Mehrzahl von „Tind" (Spitze) in der bestimmten Form: Tinderne, Tindane, Tindene. Das Wort für „Insel" abwechselnd ö, öy, ön, öya, öen. Mit dem leichter erlernbaren Schwedisch wird man überall verstanden.

Den Empfehlungen der norwegischen Fremdenverkehrswerbung, Bergtouren auf den Spätsommer zu verlegen, würde ich nicht trauen. Im Frühsommer besteht statistisch die größere Wetterwahrscheinlichkeit und ist man überdies vor Wettersturz mit Schnee oder Frost ziemlich sicher. Ein dicker Pullover ist aber in Anbetracht der meist feuchtkalten Luft unerläßlich.

Als Kartenmaterial erscheint die norwegische topografisk kart 1:100.000, deren Blätter überall erhältlich sind, ausreichend. Ortsauskünfte auf norwegisch werden von den Einheimischen gerne gegeben, sind aber oft wenig verläßlich. So wußten z. B. die Leute in *Liland*, die im *Rörhopsee* fischen gehen, nicht genau, ob es ein Weiterkommen zum Raftsund bzw. Troldfjordsee (s. oben) gibt. In *Blokken*, der kleinen Dampferstation gegenüber Sortland, wußte ebensowenig jemand, wie man auf „ihren" Berg, den *Möisalen*, hinaufkommt. Es ist richtig, daß das südwärts sich öffnende Tal (von Tauerncharakter) nicht bis zum Fuß des Berges führt, aber über das uns empfohlene Björneskaret (Bärenjoch) wären wir in einen schwer passierbaren Seenkessel (Firvand) am Fuß der Nordwand gelangt, ein Gebiet für schwierige oder doch von den Verhältnissen abhängige Neutouren.

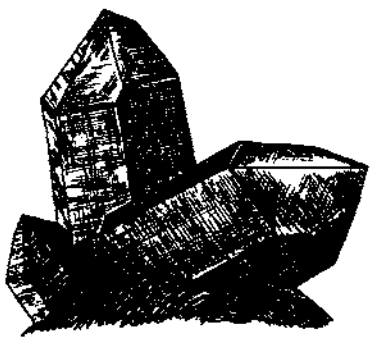
Deutschsprachige alpinistische Führerliteratur gibt es meines Wissens nicht, immer abgesehen von den nützlichen Angaben für Fußwanderer in der Vorkriegsauflage des Baedekers.

Anschrift des Verfassers: Dr. Alexander v. Wandau, Wien, IV., Weyringergasse 31/14.

Kristalle

VON JOSEF LADURNER

(Mit 2 Bildern, Tafel XII)



Wie freut sich jeder für naturwissenschaftliche Fragen aufgeschlossene Bergwanderer, wenn ihm auf seinen Bergfahrten ein schöner Mineralfund glückt. Er wird dieses in Form und Farbe herrliche Gebilde der Natur als ein liebes Erinnerungsstück gerne aufbewahren, wird es dann und wann wieder hervorholen und sich an seiner Form und seiner Farbe von neuem erfreuen.

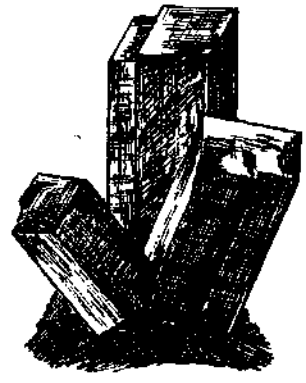
Und damit ergibt sich die Frage, was macht uns eigentlich die Minerale so begehrenswert, und wie ist es überhaupt zur Bildung derartiger mehr oder weniger regelmäßig ausgebildeter Formen und zu jenen herrlichen Farben gekommen? An den Kristallen fällt uns, sofern sie frei und ungehindert wachsen konnten, ihre Begrenzung durch im allgemeinen ebene Flächen auf. Solche frei und ungehindert gewachsene Kristalle finden wir in verschiedenen Klüften und Hohlräumen. Bekannt sind, um nur einige Fundorte zu nennen, jene mineralreichen Klüfte im Verbande der kristallinen Gesteine der Tauern oder jene Hohlraumausfüllungen, die unter dem Namen Theiser-Kugeln bekannt sind. Die einzelnen Flächen sind nun nicht in irgendeiner willkürlichen Art und Weise am Kristall vertreten, sondern es zeigt sich bereits schon auf den ersten Blick wahrnehmbar ein gewisser Rhythmus in der Anordnung dieser Kristallflächen, derart, daß gleiche Flächen und gleiche Flächenkombinationen sich mit einer gewissen Gesetzmäßigkeit wiederholen. Durch diese Erscheinung heben sich die Kristalle gegenüber allen anderen willkürlichen Polyedern deutlich heraus.

Diese gesetzmäßige Anordnung der einzelnen Flächen an einem frei gewachsenen Kristall ist keine zufällige Erscheinung, und sie hat schon sehr frühzeitig das Interesse einer ganzen Reihe von Wissenschaftlern erregt. So haben bereits der Schweizer Arzt und Naturforscher *Konrad Geßner* (1516—1565) und der deutsche Astronom *Johannes Kepler* (1571—1630) auf diese besonderen Erscheinungen an Kristallen hingewiesen. 1669 konnte dann *Nikolaus Steno* zeigen, daß diese Flächenanordnung an Kristallen bestimmten Gesetzen zu gehorchen scheint. Es gelang ihm nämlich nachzuweisen, daß an ein und demselben Mineral immer wieder gleiche Winkel zwischen entsprechenden Kristallflächen auftreten, unabhängig davon, ob diese Kristalle besonders groß waren oder ob es sich um kleine, winzige Kristalle derselben Art handelte und auch unabhängig davon, ob diese Kristalle mehr oder weniger stark verzerrt waren. Steno nannte dieses Gesetz das „Gesetz der Winkelkonstanz", das zunächst noch die Form eines Erfahrungsgesetzes hatte, aber bereits eine Möglichkeit ergab, Kristalle hinsichtlich ihrer Symmetrieeigenschaften zu unterscheiden.

Heute wissen wir aber, daß diese regelmäßige und einem gewissen Rhythmus unterworfene Anordnung der einzelnen Flächen oder Flächenkombinationen an einem Kristall, also seine Symmetrie, keine zufällige Erscheinung ist, sondern im Zusammenhang steht mit dem inneren Aufbau der kristallinen Materie.

Über diesen inneren Aufbau der Kristalle war man lange nur auf Vermutungen angewiesen. Man hat wohl angenommen, daß eine besonders gesetzmäßige Anordnung der einzelnen am Aufbau der Kristalle beteiligten Atome gegeben sein müsse, schon im Hinblick darauf, daß viele Kristalle eine oft ausgezeichnete, beim selben Mineral immer nach der gleichen Fläche laufende Spaltbarkeit zeigen, so beim Bleiglanz, wo diese ausgezeichnete Spaltbarkeit stets nach den Flächen des Würfels erfolgt.

Aber erst durch die Entdeckung der Röntgenstrahlen ergab sich die Möglichkeit, einen Einblick in den inneren Aufbau der Kristalle zu erhalten.



1895 entdeckte der deutsche Physiker *Wilhelm Conrad Röntgen* eine neue Art von Strahlen, die die Eigenschaft besaßen, lichtundurchlässige Körper zu durchdringen. Er vermutete, daß es sich bei diesen neuen Strahlen um eine Art von Licht handle, aber es gelang weder Röntgen selbst noch anderen Forschern zunächst die Natur dieser nach seinem Entdecker benannten Röntgenstrahlen zu klären. Man konnte nur vermuten, daß es sich um Wellen handle mit Wellenlängen etwa in der Größe von 10^{-8} bis $^{-9}$ cm, also dem hundertmillionsten des einmilliardsten Teiles eines Zentimeters. Röntgen erhielt für die Arbeiten auf diesem Gebiet 1901 den Nobelpreis.

1912 kam der deutsche Physiker und spätere Nobelpreisträger *E. von Laue* auf den Gedanken, daß beim Durchgang von Röntgenstrahlen durch eine Kristallplatte Beugungserscheinungen auftreten müßten dann, wenn man einerseits ausging von der Annahme einer gesetzmäßigen Anordnung der einzelnen Atome in einem Kristall und wenn man andererseits ausging von der Annahme, daß die Röntgenstrahlen Wellennatur besitzen und daß ihre Wellenlänge etwas kleiner ist als der Abstand zwischen den einzelnen Atomen in einem Kristall.

Diese Annahme Laues fand ihre Bestätigung in den von ihm selbst und seinen Mitarbeitern durchgeführten Versuchen. Sie erhielten bei der Durchstrahlung von geeigneten Kristallplatten mit Röntgenlicht als Schwärzungsstellen auf photographischen Platten die schönen symmetrischen Beugungsmuster, die unter dem Namen Laue-Diagramme in der Literatur bekannt sind.

Diese Laue-Diagramme zeigen nun eine Verteilung der einzelnen Schwärzungsstellen (siehe Abb. 1), aus denen sich die regelmäßige Anordnung der atomaren Bausteine des betreffenden Kristalls ergibt, aus denen man aber auch die Symmetrie in der betreffenden Durchstrahlungsrichtung ablesen kann.

Laue hatte mit seinen Versuchen also einmal nachweisen können, daß die Röntgenstrahlen Wellennatur besitzen ähnlich unserem natürlichen Tageslicht, nur mit einer etwa tausendmal kleineren Wellenlänge, und er hatte auch nachgewiesen, daß in den Kristallen eine besonders gesetzmäßige Anordnung der einzelnen Bausteine gegeben ist. Laue selbst hatte aber nicht daran gedacht, die Röntgenstrahlen zur Untersuchung der Kristallstruktur heranzuziehen.

Erst *W. H. Bragg* und *W. L. Bragg*, Vater und Sohn, legten die Grundlagen zur Untersuchung der Kristallstrukturen mit Röntgenstrahlen. So gelang es ihnen erstmalig, die Strukturen von Steinsalz, Zinkblende und Pyrit und schließlich auch von Diamant aufzuzeigen (siehe Abb. 2, 3, 4).

An diese ersten Versuche, die im Jahre 1914 durch Bragg erfolgten, schlossen sich im Laufe der folgenden Jahre und Jahrzehnte zahllose weitere Untersuchungen verschiedenster Forscher an, und heute kennen wir von einer großen Zahl von Mineralien die Anordnung der einzelnen atomaren Bausteine oder, wie wir auch sagen, ihr *Raumgitter*.

Aus dieser besonders regelmäßigen Anordnung der einzelnen Bausteine eines Kristalls läßt sich eine ganze Reihe von Erscheinungen, die an Kristallen gegenüber allen anderen unregelmäßigen Polyedern so augenfällig in Erscheinung treten, erklären. So laufen zum Beispiel die ebenflächigen Begrenzungen der Kristalle dichtest besetzten Netzebenen parallel, und dadurch erklärt sich auch, daß an ein und demselben Kristall immer die gleichen Flächen auftreten und daß entsprechende Flächen immer denselben Winkel miteinander einschließen.

Wenn wir das Raumgitter von Steinsalz — Steinsalz hat die chemische Formel NaCl — betrachten, so müssen wir also in seiner Struktur Na (Natrium) und Cl (Chlor) vorfinden. Wie die Abbildung 2 zeigt, ergibt sich eine sehr gesetzmäßige Anordnung dieser beiden Atomarten in gleichen Abständen abwechselnd auf sogenannten Punktreihen. Da die Mineralien räumliche Gebilde darstellen, müssen solche Punktreihen in allen drei Richtungen des Raumes gegeben sein. Die schwarzen und weißen Punkte stellen die Schwerpunkte der einzelnen Bausteine Natrium und Chlor dar, die Verbindungslinien sind natürlich nur Konstruktionslinien. Diese in einer so regelmäßigen Weise angeord-

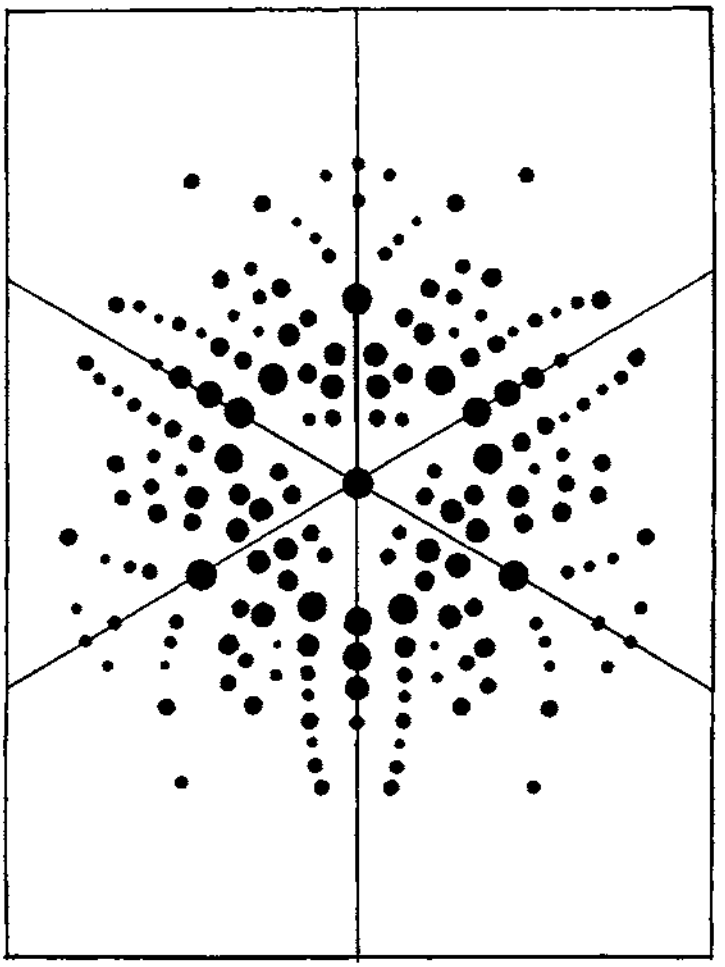


Abb. 1: Laue-Diagramm von Calcit nach der Basisfläche

neten Bausteine der Kristalle werden durch die zwischen ihnen wirkenden Kräfte in gesetzmäßiger Lage gehalten. Die Entfernung der einzelnen Bausteine voneinander ist sehr klein, und sie beträgt beim Steinsalz zwischen Natrium und Chlor $^{2,81}/_{100.000.000}$ cm, das heißt also, daß in einem Steinsalzwürfel von nur 1 mm Kantenlänge mehrere 100 Trillionen Atome enthalten sind.

Dieses Raumgitter von Steinsalz ist eines der einfachsten Kristallgitter, daneben gibt es aber zahlreiche Minerale, die ein sehr kompliziertes Raumgitter besitzen. Die Abbildungen 5—8 stellen Raumgitter dar, die schon viel komplizierter gebaut sind, die sich aber noch einigermaßen übersichtlich darstellen lassen.

Bei dem Wort Kristall denken die meisten von uns unwillkürlich an mehr oder weniger regelmäßig ausgebildete Kristalle, wie sie in den verschiedenen Sammlungen als Kostbarkeiten zu sehen sind und die uns immer wieder durch ihre schönen Formen und ihre Farbenpracht in Erstaunen und Entzücken versetzen. Aber diese großen und gut ausgebildeten Kristalle kommen in der Natur verhältnismäßig selten vor. In den Gesteinen treten ebenfalls Mineralien auf, die nun in den meisten Fällen nicht mehr ebenflächige Begrenzungen aufweisen, sondern Begrenzungen zeigen, die durch gegenseitige Wachstumsbehinderung entstanden sind. Aber auch diese die Gesteine zusammensetzenden Minerale, denen also das Phänomen der ebenflächigen Begrenzung fehlt, besitzen jene obengenannten Eigenschaften des geordneten inneren Aufbaus der kristallinen Materie.

Eine andere Erscheinung, die uns an Mineralien ebenso auffällt und diese vielleicht noch mehr in den Vordergrund des Interesses rückt, als es ihre regelmäßige Umgrenzung ist, sind ihre oft wunderbaren Farben.

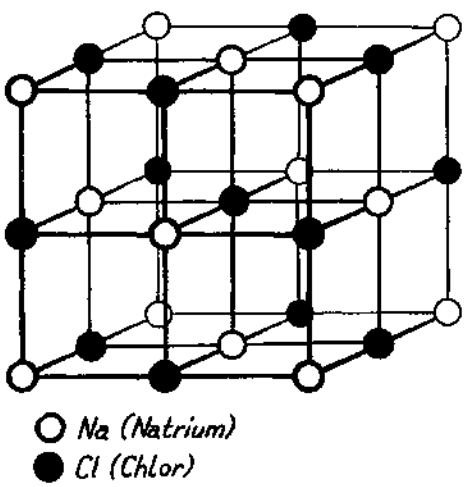


Abb. 2: Steinsalz, NaCl

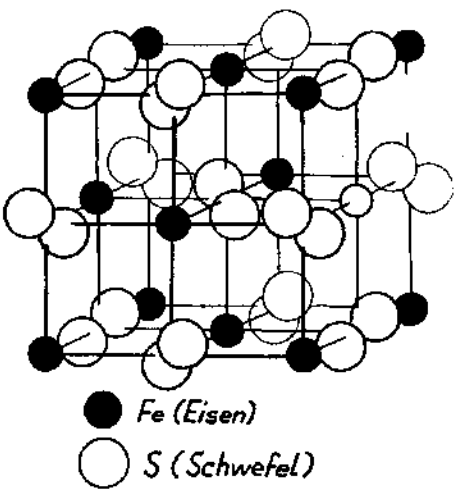


Abb. 3: Pyrit, FeS_2

Die einzelnen Minerale sind in verschiedenem Maße lichtdurchlässig. Die einen Minerale lassen sämtliche Wellenlängen des natürlichen Lichtes hindurch, sie erscheinen uns daher farblos durchsichtig. Ein schönes Beispiel dafür bietet uns der vollkommen klare, durchsichtige Bergkristall oder der sogenannte Isländische Doppelspat, ein ebenfalls vollkommen klarer, durchsichtiger Calcit. Wird aber hingegen ein Teil der Wellenlängen des natürlichen Lichtes im Inneren des Kristalls absorbiert, so erscheinen uns diese Kristalle farbig durchsichtig.

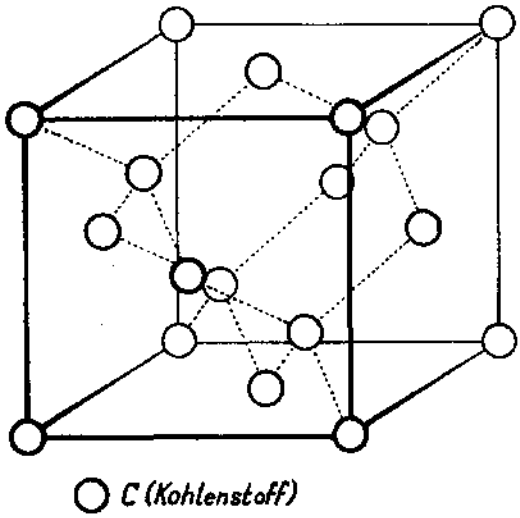


Abb. 4: Diamant, C

Wird das Licht zwar durch den Kristall hindurchgelassen, aber beim Durchgang stark abgeschwächt, so erscheinen uns solche Kristalle als durchscheinend, wird das Licht aber absorbiert, so spricht man von undurchsichtigen oder opaken Mineralen.

Diese Absorption des Lichtes ist aber, wie oben schon erwähnt, nun nicht für alle Wellenlängen die gleiche, einige Wellenlängen werden stärker absorbiert als andere, und dadurch erscheinen uns nun solche Kristalle farbig. Wenn also Farben durch Verschiedenheiten in der Absorption einzelner Wellenlängen entstehen, spricht man von einfarbigen Mineralien. So ist die gelbe Farbe des Schwefels oder etwa die blaue Farbe des Azurits eine wesentliche Eigenschaft dieser Minerale, sie sind von Natur aus gefärbt.

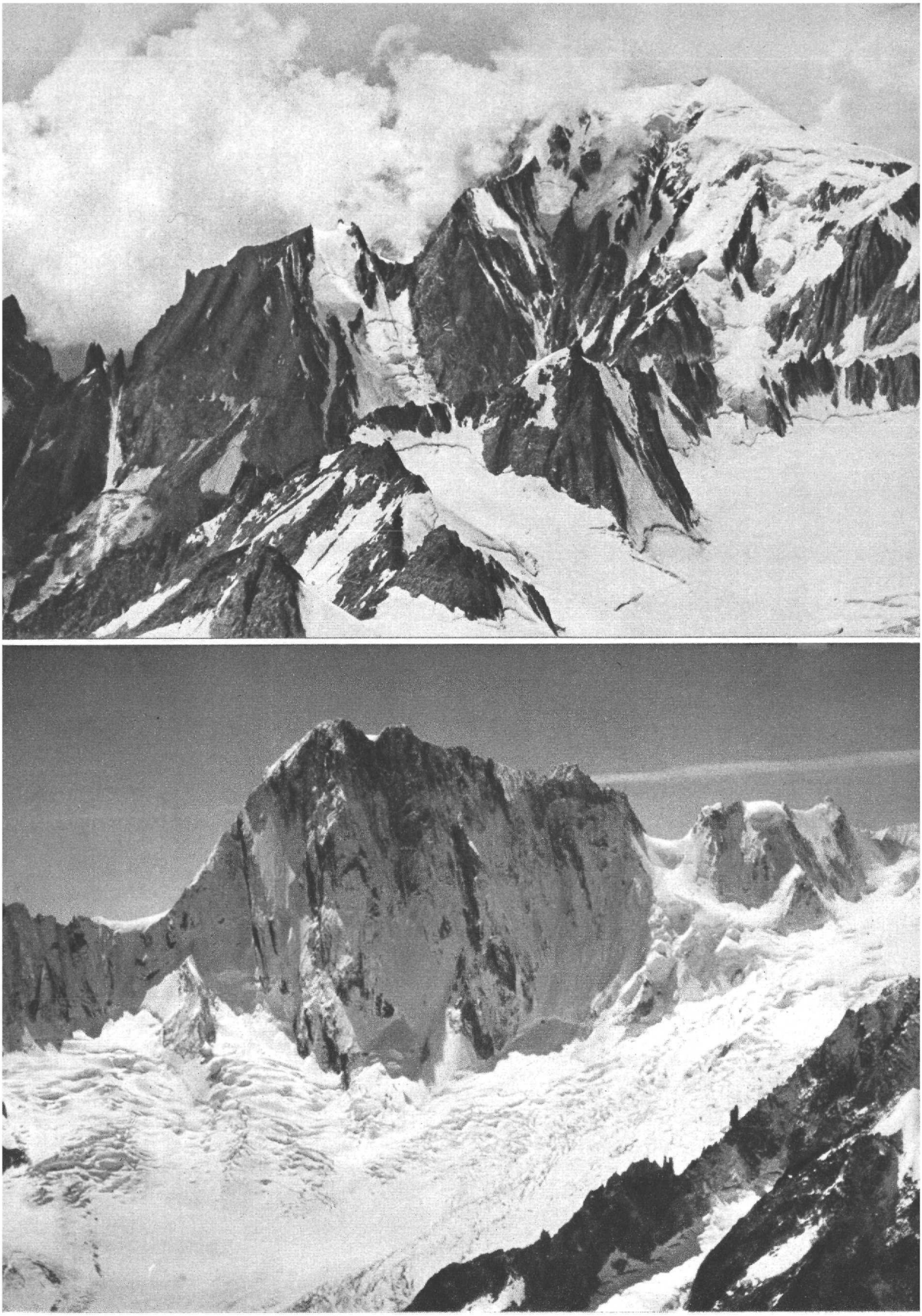
In anderen Fällen wird aber die Farbe von Mineralen durch Fremdeinschlüsse, die meist eine äußerst geringe Größe besitzen, verursacht. In diesem Falle spricht man von gefärbten Mineralen.

Ein Beispiel für ein solches durch feinstes Pigment gefärbtes Mineral bildet der Flußspat, welcher in vielerlei Farben vorkommt. Er besitzt nahezu alle Farbschattierungen, wobei besonders violette, grüne, gelbe und bläuliche Farbtöne vorherrschen, daneben scheinen aber auch rosa Farbtöne auf oder der Rubin, der seine rote Farbe durch geringe Beimengung von Chrom, oder der Saphir, der seine wunderbare blaue Farbe durch kleinste Gehalte von Eisen und Titan erhält.

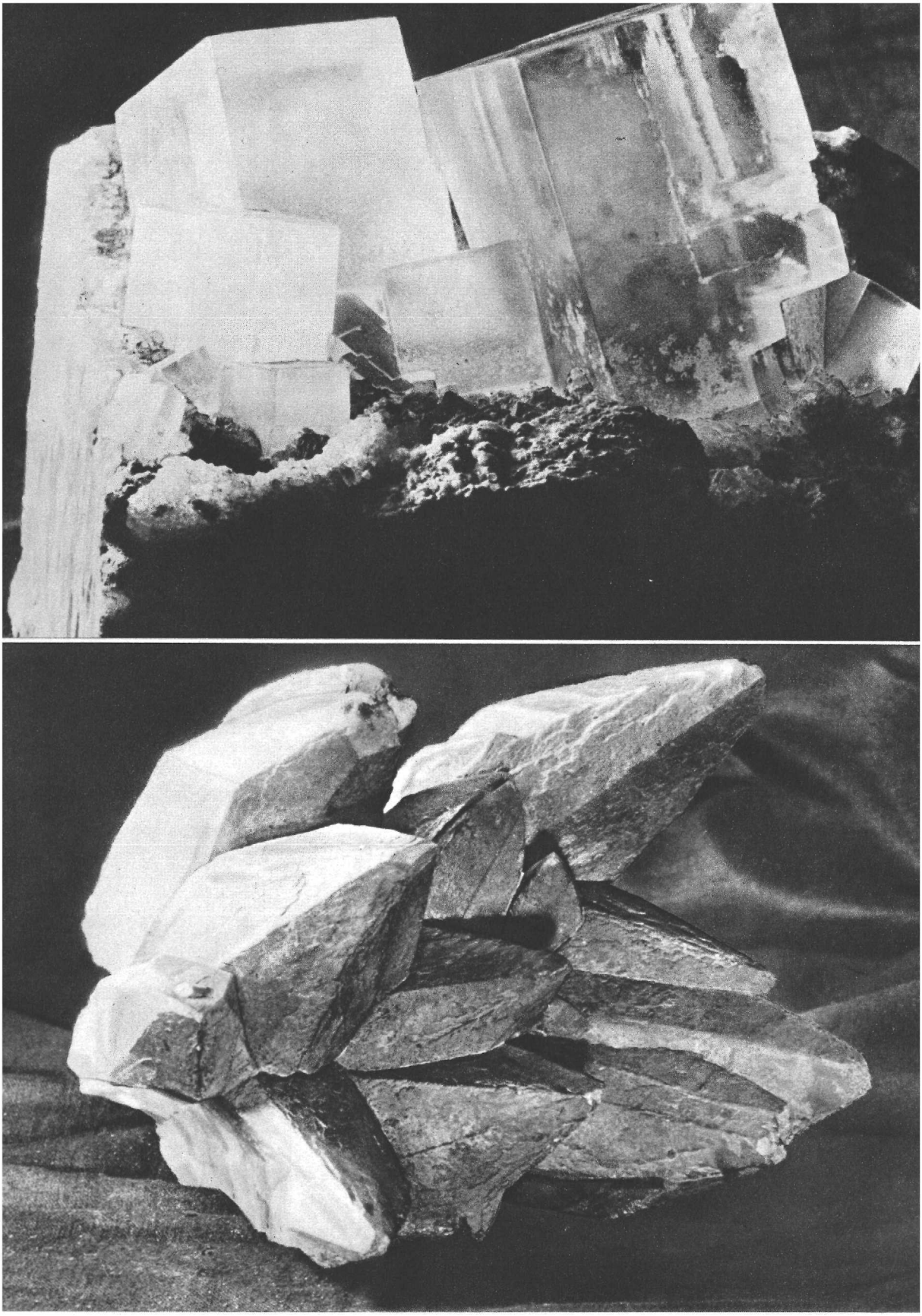
Die Natur dieses Pigments ist aber in den seltensten Fällen mit Sicherheit erkannt worden, da schon sehr geringe Beimengungen oft einen sehr wesentlichen Einfluß auf die Absorptionsfähigkeiten ausüben. In manchen Fällen allerdings rührt die Färbung von bereits mikroskopisch wahrnehmbaren Einlagerungen gefärbter Minerale her. So ist die Rotfärbung mancher Feldspate auf eingelagerte Hämatitschüppchen zurückzuführen.

Die Farben dieser gefärbten Minerale sind oft leicht veränderlich. So kann bereits Erhitzen, in anderen Fällen Bestrahlung mit Radiumlicht oder Röntgenlicht eine wesentliche Veränderung in den Farben hervorrufen. So verliert beim Erhitzen der Amethyst seine violette Farbe, er wird weiß, bei weiterem Erhitzen nimmt er aber dann eine schöne gelbbraune Farbe an. Auch Zirkon ist hier besonders zu nennen. Die ursprünglich rötlichbraunen Spielarten des Zirkons werden beim Erhitzen in Anwesenheit von Sauerstoff farblos, bei Abwesenheit von Sauerstoff aber blau.

Radiumbestrahlung kann an verschiedenen Mineralen ganz besondere Farbveränderungen hervorrufen. So etwa beim Zirkon, wo alle möglichen Farbveränderungen entstehen können, oder beim Diamant, wo bei gefärbten Steinen ebenfalls Änderungen in der Farbe auftreten. Ausgebleichte Amethyste erhalten durch Radiumbestrahlung ihre alte intensive Farbe wieder, farblose Edeltopase werden herrlich braun. Alle diese Farbveränderungen durch Radiumbestrahlung sind wenig beständig. Die Farben verändern sich nach einiger Zeit oder sie verblassen. Besonders zu erwähnen ist in diesem Zusammenhang der Rauchquarz, von dem man annimmt, daß er seine rauchgraue Farbe entweder durch Einwirkung von in der Natur vorkommender Radiumstrahlung erhalten hat, was



Oben: Montblanc, Brenva-Flanke und Peuterey-Grat (Aufn. H. Schmied). Unten: Grandes Jorasses von Norden, links Hirondelles-Grat, daneben Walker-Pfeiler (Aufn. F. Purtscheller)



Oben: Steinsalz Unten: Calcit
Tafel XII

(Aufn. F. Purtscheller)

auch experimentell gelungen ist, indem man farblose Bergkristalle durch intensive Bestrahlung rauchgrau färben konnte, oder daß diese typische Farbe des Rauchquarzes durch Einwirkung der sogenannten Höhenstrahlung ebenfalls auf natürliche Weise entstanden ist.

Bei vielen Mineralien gibt es aber auch Farbänderungen, die meist ohne Zutun des Menschen entstehen. Bekannt sind solche Farbveränderungen bei manchen Amethysten, die nach und nach ihre Farbe nahezu ganz verlieren. Auch beim Rosenquarz ist ein Nachlassen der Farbe zu beobachten. Besonders empfindlich sind Türkise, die ihre schöne Farbe mit der Zeit nach Grün oder gar Grau hin verändern können. Bei diesen Farbveränderungen spielt neben der Zeit das Licht eine große Rolle, vor allem der ultraviolette Anteil desselben. Veränderungen im Chemismus, hervorgerufen durch einen allmählichen Verlust an Wasser, sind die Ursache der oft auffälligen Farbveränderungen beim Türkis, wobei hier aber nebenbei auch chemische Einwirkungen durch Seife, Hautcreme oder Parfüm mit eine Rolle spielen.

Von diesen Farbveränderungen sind aber jene künstlichen Farbveränderungen scharf zu trennen, die durch Einführung von verschiedenen Farbstoffen in Mineralien entstehen. Die meisten Mineralien, besonders jene, die als Schmucksteine in Verwendung stehen, sind so dicht, daß sie nicht in der Lage sind, Farbstoffe aufzunehmen. Eine Ausnahme davon macht aber die Gruppe der Achate, die auf Grund ihrer Struktur in der Lage sind, farbtragende Lösungen aufzunehmen. So lassen sich die natürlichen Achate, die in vielen Fällen eine wenig geeignete, meist graue Farbe zeigen, durch Chromsalzlösungen sehr schön grün färben, während Eisenlösungen rote und braune Farbtöne erzeugen. Das Schwarz des Onyx erhält man dadurch, daß man zunächst den Achat mit einer Zuckerlösung tränkt, deren Zucker man dann aber durch Schwefelsäure verkohlt. Das seien nur wenige Beispiele, wie man durch bestimmte Verfahren Farbverbesserungen durchführen kann, sie sind aber streng zu trennen von jenen oben erwähnten Farbveredelungen, wie sie durch Brennen oder Bestrahlen entstehen.

Neben diesen verschiedenartigen Farben, von denen einige, wie wir gesehen haben, durch Zutun des Menschen entstehen können, sind dann noch jene Farben zu erwähnen, die unter der Bezeichnung Anlauffarben bekannt sind.

Diese an einer ganzen Reihe von Mineralen vorkommenden Anlauffarben, die an sich von der Eigenfarbe des betreffenden Minerals unabhängig sind, stehen im Zusammenhang mit außerordentlich dünnen Überzügen, die die betreffenden Minerale überziehen. Dadurch kommt es zu den sogenannten Farben dünner Blättchen, die wir auch auf Wasserflächen beobachten können, sobald sie mit einer feinen, dünnen Ölschicht bedeckt sind.

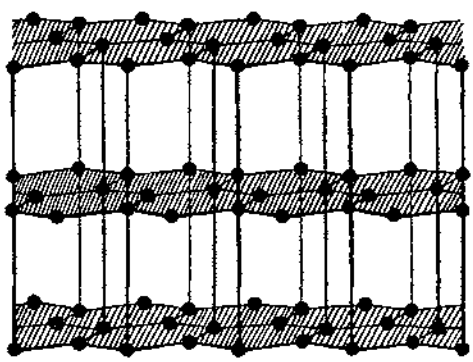


Abb. 5: Graphit, C

Diese feinsten Überzüge an Mineralen sind in vielen Fällen Oxydationsprodukte des Minerals selbst, wie z. B. Brauneisenüberzüge auf Spateisen, in anderen Fällen aber haben diese Überzüge nichts mit dem betreffenden Mineral zu tun.

Schöne Beispiele für derartige Anlauffarben bieten der Eisenglanz von Elba, manche Magnetkiese oder auch der Antimonglanz, wo ebenfalls schöne, bunte Anlauffarben häufig zu beobachten sind. Auch gewisse Magnetite weisen derartige Anlauffarben auf.

Noch ein paar Bemerkungen zu einer anderen auffälligen Erscheinung vieler Minerale, dem Glanz. Der Glanz des Minerals hängt von seinem Verhalten gegenüber Licht ab und steht im Zusammenhang mit der Reflexion des Lichtes. Der Glanz eines Minerals ist um

so höher, d. h. also, die Reflexion um so besser, je glatter und ebener die reflektierende Kristallfläche ist.

Ist das Mineral opak und der Glanz ein hoher, so entsteht, wie es bei vielen Metallen und Erzen der Fall ist, der Metallglanz. So besitzt der Pyrit eine speisgelbe Reflexionsfarbe, während beim Kupferkies eine mehr messinggelbe Farbe vorhanden ist.

Neben diesen metallisch bis halbmetallisch glänzenden Mineralien treten aber auch in großem Umfang nichtmetallisch glänzende Minerale auf. Ein sehr lebhafter Glanz an durchsichtigen Mineralen, wie er beim Diamant, Rutil oder Cerussit gegeben ist, wird als Diamantglanz bezeichnet, während man den Glanz des Flußspates, des Augits oder des Turmalins als Glasglanz benennt. Perlmutterglanz tritt an Mineralen mit guter Spaltbarkeit auf. Beispiele dafür sind Talk und Muskowit. Seidenglanz, wie wir ihn vom Asbest oder vom Tigerauge her kennen, ist an fein- und parallelfaserigen Kristallaggregaten zu beobachten. Bei Mineralen mit stark unebener und muscheliger Oberfläche zeigt sich ein Fettglanz, so z. B. auf Bruchflächen von Quarz, während die Kristallflächen des Quarzes Glasglanz besitzen. Fettglanz ist auch an Bernstein und Gelbbleierz zu beobachten. Wachsartigen Glanz zeigen Türkis und Wachsopal. Fehlt aber jeder Glanz, wie beim Eisenocker oder beim Brauneisen, so spricht man von matten oder erdigen Mineralen.

Zwischen diesen einzelnen Bezeichnungsweisen für den Glanz gibt es natürlich alle Übergänge, es kann auch am selben Mineral auf verschiedenen Flächen ein anderer Glanz auftreten. Beim Disthen besitzt die eine Fläche Perlmutterglanz, während die anderen Flächen glasglänzend sind.

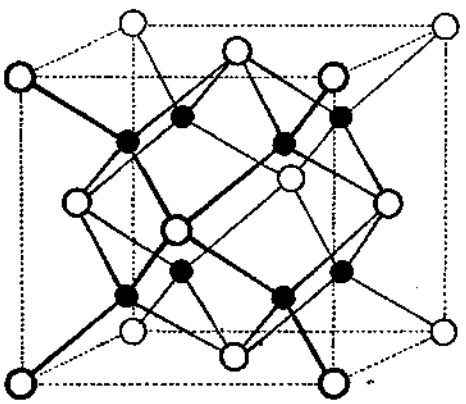


Abb. 6: Flußspat, CaF_2

An manchen Mineralen treten besondere Reflexionserscheinungen auf, so das Labradorisieren, wie es an einigen Feldspäten sehr schön zu beobachten ist, oder das Blauschillern. Hier herein gehört auch das Irisieren mancher Minerale. In allen diesen Fällen handelt es sich um Interferenzerscheinungen, die durch Reflexion an unmittelbar unter der Oberfläche der Minerale auftretenden Flächen, Rissen, Einschlüssen oder Hohlräumen entstehen. Besitzen diese Einschlüsse eine besonders gesetzmäßige Anordnung, so tritt eine Erscheinung auf, die unter dem Namen Asterismus bekannt ist und die beim Saphir zu den sogenannten Sternsaphiren führt.

Vielleicht ist es von Interesse, hier ein paar Bemerkungen über synthetische Kristalle noch anzuschließen, da heute mehr und mehr derartige Steine im Handel aufscheinen. Diese synthetischen Erzeugnisse sind aber streng genommen keine Minerale, wohl aber Kristalle, da die Bezeichnung Mineral für natürlich gebildete Bestandteile der festen Erdkruste vorbehalten ist. Schon immer war es das Bestreben des Menschen, Minerale, die ihm durch ihre Farbe und schließlich auch durch ihren Wert begehrenswert erscheinen, künstlich herzustellen. Solche Versuche liegen schon weit zurück, aber erst gegen Ende des vergangenen Jahrhunderts hat man systematisch mit derartigen Versuchen begonnen. Die ersten Produkte hatten zunächst nur ein rein wissenschaftliches Interesse, die einzelnen Kristalle, die dabei entstanden, waren viel zu klein, die Verfahren selbst schwierig und teuer, und manchmal waren auch die Versuche nicht wiederholbar. Als es aber dann gelang, die Verfahren selbst zu verbessern, die Qualität und

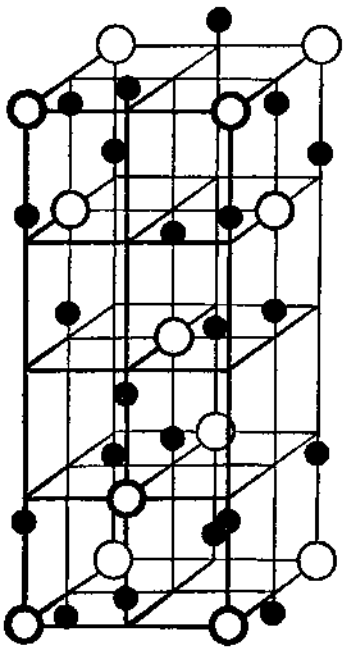


Abb. 7: Anatas, TiO_2

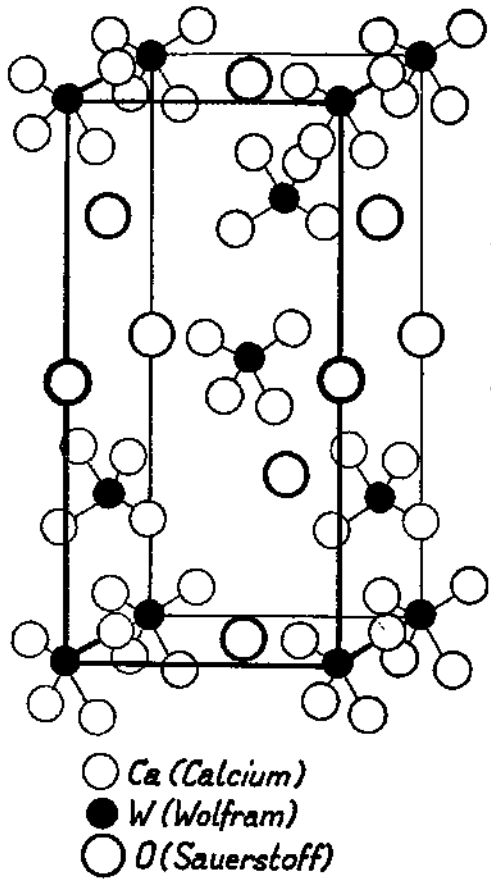


Abb. 8: Scheelit, $CaWO_4$

die Größe der Steine zu heben und vor allem auch den Preis entsprechend zu gestalten, gewannen diese synthetischen Steine nicht nur wissenschaftliches, sondern auch wirtschaftliches Interesse. Heute ist es möglich, bestimmte Kristalle in beliebiger Menge und auch entsprechender Größe herzustellen.

Diese synthetisch hergestellten Kristalle sind nun keine Imitation des betreffenden natürlichen Minerals, also keine bloße Nachahmung etwa aus gefärbtem Glas, sondern diese Synthesen besitzen eine dem natürlichen Mineral entsprechende chemische Zusammensetzung, und sie haben auch die gleichen kristallographischen und gleichen optischen Eigenschaften und daher auch dasselbe Raumgitter, wie es dem in der Natur entstandenen Mineral zukommt. Der Unterschied besteht lediglich darin, daß der im Labor künstlich erzeugte Kristall in viel kürzerer Zeit — manchmal nur in ein paar Stunden — entsteht, während das gleiche Mineral zu seiner Bildung in der Natur sicherlich eine sehr viel längere Zeit gebraucht hat. Durch diese großen Verschiedenheiten in der Bildungszeit ergeben sich aber für den Fachmann Möglichkeiten der Unterscheidung, ob ein Mineral oder ein daraus hergestellter Schmuckstein echt ist, also ob das betreffende Mineral in der Natur ohne Zutun des Menschen entstanden ist, oder ob ein synthetisches Produkt vorliegt, Unterscheidungsmerkmale, auf die aber an dieser Stelle nicht eingegangen werden kann. Zu den derzeit wichtigsten Synthesen gehören jene von Korund und Spinell, in letzter Zeit sind neben anderen weniger wichtigen noch Smaragd und Diamant hinzugekommen.

Beim Mineral Korund waren es seine beiden als Edelstein sehr geschätzten Farbvarietäten, der Rubin und der Saphir, die das besondere Interesse erweckten. Viele Versuche mit mehr oder weniger Erfolg gingen voraus, aber bereits 1902 gelang es, die ersten brauchbaren synthetischen Rubine auch in entsprechender Menge und Größe herzustellen, 1910 wurden die ersten synthetischen Saphire in den Handel gebracht.

Die Herstellung praktisch verwendbarer synthetischer Spinelle erfolgte im Jahre 1928, nachdem achtzig Jahre früher bereits die ersten Versuche in dieser Hinsicht gemacht wurden. Die Herstellung von synthetischen Spinellen hat insofern eine besondere Bedeutung, als es durch Zusetzung verschiedener Metalloxyde möglich ist, Farben anderer Minerale nachzuahmen, was allerdings zu einer gewissen Verwirrung führt, da diese nachgeahmten Minerale mit dem Namen des natürlichen Minerals in den Handel gebracht werden, mit diesem aber weder chemisch noch physikalisch etwas zu tun haben.

Neben den beiden bisher genannten Mineralen Korund und Spinell wurden in letzter Zeit auch Smaragd und Diamant künstlich hergestellt.

Ähnlich wie bei den anderen synthetischen Kristallen gehen auch hier die Versuche ihrer synthetischen Herstellung weit zurück. Bereits 1888 gelang die erste Synthese von Smaragd. Sie erbrachte aber nur kleine Kristalle. Vor etwa dreißig Jahren gelangen dann brauchbare Synthesen von Smaragd, die entsprechend ihrer ausgezeichneten Farbqualitäten mehr und mehr Eingang in die Schmucksteinindustrie gefunden haben.

Wohl am weitesten zurückliegend sind die Versuche, Diamant künstlich herzustellen. Aber erst 1955 ist es gelungen, aus kohlenstoffhaltigem Material unter Verwendung extrem hoher Drucke und hoher Temperaturen Diamanten zu synthetisieren. Die auf diese Weise hergestellten Diamantkristalle sind aber noch viel zu klein und die Gestehungskosten auch zu hoch, so daß also derzeit eine wirtschaftliche Ausbeute nicht in Frage kommt.

Neben den oben erwähnten Mineralen ist es auch noch gelungen, Rutil, Quarz und Granat synthetisch herzustellen. Diese Synthesen besitzen entweder nur wissenschaftliche Bedeutung (Granat) oder technische Bedeutung (Quarz), sind aber in ihren Gestehungskosten viel zu teuer.

Alle diese synthetischen Kristalle, die in ihren wesentlichen chemischen und physikalischen Merkmalen den in der Natur gebildeten Mineralen gleichen, sind aber von diesen jederzeit einwandfrei und zuverlässig zu unterscheiden.

Diese Synthesen verschiedener Kristallarten stellen eine wissenschaftlich-technische Errungenschaft dar, die sich würdig neben andere Fortschritte der Naturwissenschaft stellen kann und die heute im Zeitalter der Atomkraft als selbstverständlich empfunden wird, die aber noch vor nicht ganz einem Jahrhundert Staunen in der wissenschaftlichen Welt erregte.

So eröffnet sich also dem Fachmann in den Kristallen eine von Harmonie gekennzeichnete Welt, gleichgültig nun, ob es sich um natürlich vorkommende, durch die verschiedenen Vorgänge in der Natur selbst entstandene Minerale handelt, oder ob, wie bei den synthetischen Produkten, der Mensch in entscheidender Weise an ihrer Bildung mitbeteiligt ist.

In den Kristallen haben wir es also mit Gebilden zu tun, die durch größte Ordnung und Gesetzmäßigkeit gekennzeichnet sind. Diese Ordnung und Gesetzmäßigkeit kommt in ihrem chemischen und physikalischen Verhalten und vor allem in ihren äußeren Formen wohl am augenscheinlichsten zum Ausdruck.

Dem Fernerstehenden ist diese Welt der Kristalle lediglich in der Vielzahl wunderbar geformter und schön gefärbter Minerale zugänglich. Sie verschließt sich ihm aber, was ihr inneres Wesen betrifft. Dennoch erfreuen und beglücken uns immer wieder diese herrlichen Gebilde der Natur.

Anschrift des Verfassers: Univ.-Prof. Dr. Josef Ladurner, Innsbruck, Defreggerstraße 31.

In der grönländischen Eiswüste

VON WALTER AMBACH

Mit merklichem Unbehagen lassen wir uns die Bedienung der Schwimmweste erklären, während die Motoren der Maschine warmlaufen. Sie soll die Wissenschaftler der Internationalen Glaziologischen Grönlandexpedition nach Søndre Strømfjord bringen, einem amerikanischen Stützpunkt an der Westküste Grönlands. Der Flugplatz liegt etwa 40 km vom Inlandeis entfernt.

Ich überlege, wie sich Organisation und Technik der Polarforschung in den letzten Jahrzehnten geändert haben. Mit Begeisterung und Bewunderung las ich in früheren Jahren von Abenteuern der Polarforscher. Vor allem fesselten mich die kühnen Überlegungen von Fridtjof Nansen und die bestechende Logik, mit der er seine große Expedition in das nordpolare Meer plante. Aus der Tatsache nämlich, daß Bruchstücke eines im Nordosten der Neusibirischen Inseln gesunkenen Schiffes an der Westküste Grönlands gestrandet waren, schloß er, daß eine Meeresströmung von der Beringstraße quer durch das nordpolare Meer zieht, durch die grönländische Insel nach Süden gelenkt wird und die Südspitze Grönlands umströmt. Vom Fundort in Grönland bis zum Grab des Unglücksschiffes waren es 2900 Meilen. Die Eisscholle, in der die Bruchstücke eingefroren waren, hatte zu ihrem Weg 1100 Tage gebraucht. Dieser Meeresströmung vertraute sich Fridtjof Nansen mit Schiff und Mannschaft an und wurde ins Ungewisse getrieben. Durch Zufall hat diese Expedition ein gutes Ende gefunden.

Ein gleich kühner Plan war seine erste Grönlanddurchquerung (1888), die er im Buch „Auf Schneeschuhen durch Grönland" beschrieb. Alle Vorurteile ignorierend, wagte er es, in einem kleinen Boot den Treibeisstrom an der Ostküste Grönlands zu übersetzen. Er wurde jedoch vom Treibeis etwa 500 km nach Süden getrieben und mußte einen großen Teil der Strecke längs der Küste wieder nach Norden rudern. Trotz dieser Verspätung hat Fridtjof Nansen auch diese Fahrt mit seinen fünf Begleitern erfolgreich beendet.

In Nansen sehe ich das Vorbild der Polarforscher, die Strapazen, Einsamkeit und Polarnacht freiwillig auf sich nehmen, um ungeklärte Fragen der Arktis zu beantworten. Darin besteht die Ähnlichkeit unserer großen Vorbilder auf wissenschaftlichem und bergsteigerischem Gebiet. Die einen wagen des Gipfelsieges wegen, die anderen werden vom Erkenntnisdrang getrieben. Jedoch können beide nur dann erfolgreich sein, wenn sie zu ihrem Problem dieselbe Einstellung haben und Schwierigkeiten zu nehmen wissen.

Eng zusammengedrängt hocken wir zwischen Kisten eingeklemmt im Rumpf der Maschine, als sie am 8. April 1959 den Pariser Flughafen Le Bourget unter sich läßt. In unserer Expedition arbeiten Wissenschaftler aus Dänemark, Deutschland, Frankreich, Österreich und der Schweiz zusammen. Neuartige Forschungsmethoden werden in der grönländischen Eiswüste zum ersten Mal angewendet. Nur einige Probleme seien hier erwähnt: Mit radarähnlichen Geräten sollen Entfernungen und Lage von Pegeln bestimmt werden. Neue Karten vom Küstengelände werden mit Hilfe der Luftphotogrammetrie aufgenommen. Quer durch Grönland wird eine Präzisionshöhenbestimmung durchgeführt. Gleichzeitig wird die Dicke des Eisschildes mit seismischen und elektrischen Methoden an vielen Stellen gemessen. Aus der Radioaktivität der Schneeschichten, vor allem aus deren Gehalt an Tritium, wird das Alter dieser Schichten bestimmt. Durch diese internationale

Zusammenarbeit sollen unsere Kenntnisse vom Eishaushalt dieser größten arktischen Insel vertieft werden.

Schottland und Island haben wir bereits verlassen. Am Horizont zeichnen sich die Berge Ostgrönlands ab. Diese eindrucksvollen Massive sind immer wieder ein Anziehungspunkt für bergsteigerische Expeditionen. Im Jahrbuch 1960 des Österreichischen Alpenvereins hat Hans Gsellmann über seine Ostgrönlandfahrt, die er in dieses Gebiet führte, berichtet.

Der Felsboden der grönländischen Insel bildet eine Schüsselform, die im Westen und Osten von Randgebirgen eingesäumt wird. Über diese schüsselförmige Insel wölbt sich ein Eisdom, der eine mittlere Dicke von 1500 m erreicht. Seine größte Mächtigkeit beträgt 3200 m. Die Längenausdehnung der eisbedeckten Insel erstreckt sich auf 2660 km mit einer größten Breite von 1000 km.

Nicht nur die große Eismasse macht Grönland für die Gletscherforschung interessant. Grönland gehört mit Sicherheit zu den kältesten Gebieten unserer Erde. Jedoch fällt dort sehr wenig Schnee. Im nördlichen Teil erreicht der Niederschlag, summiert über Sommer und Winter, nur wenige Zentimeter Höhe. Ist es möglich, daß trotz dieses geringen Zuwachses der Eishaushalt im Gleichgewicht ist?

Durch die intensive wissenschaftliche Zusammenarbeit im Internationalen Geophysikalischen Jahr wurden unsere Vorstellungen vom Eishaushalt der Erde weiter vervollständigt. Nach neueren Angaben liegen in der Antarktis rund 91% der gesamten Eismasse gespeichert, in Grönland 8% und sämtliche anderen Gletscher der Erde ergeben nur 1%. Der Eishaushalt der südlichen Halbkugel wird vorwiegend vom Eis der Antarktis bestimmt, während das grönländische Eis das Hauptkontingent der nördlichen Halbkugel darstellt. Erstaunlicherweise ist die Eismasse des Nordpols unbedeutend. Der Nordpol liegt inmitten des nordpolaren Meeres, eines Ozeans, der auch im Sommer mit schwimmenden Eisschollen zugedeckt ist. Diese Schollen können nur rund 3 m dick werden. So ergibt sich im nordpolaren Meer wohl eine ausgedehnte Eisfläche, die Eismasse ist jedoch im Vergleich zu der Grönlands gering.

Berechnungen von Albert Bauer haben ergeben, daß der Eishaushalt in Grönland zur Zeit leicht negativ ist, d. h. daß die Eismasse langsam abnimmt. Durch den Niederschlag werden nur 84% des Massenverlustes, der durch Schmelzung und Eisbergproduktion auftritt, gedeckt. Dabei ist der Eisverlust durch Schmelzung etwa 1,8mal größer als der durch Kalbung.

Obwohl die Alpengletscher einen verschwindend kleinen Teil des Eises der Erde ausmachen, sind sie für die Gletscherkunde von entscheidender Bedeutung, weil dort die meisten grundlegenden Arbeiten vor Jahrzehnten entstanden sind. Begreiflicherweise verlagert sich der Schwerpunkt der Forschung immer mehr in die Polargebiete und erfaßt auch praktische Probleme. So haben die Amerikaner bereits begonnen, im grönländischen Inlandeis eine unterirdische Siedlung zu bauen, „Camp Century" genannt. 30 Holzhäuser und ein Atomreaktor vom Typ PM 2-A, der 2000 kW elektrische Leistung spendet, sind im Innern der gefrästen Tunnels untergebracht. Die gleichmäßig tiefe Temperatur erleichtert die wissenschaftlichen Schneeuntersuchungen. Ein anderes kühnes Projekt, das praktische Bedeutung erlangen kann, ist die Ablagerung von Atommüll auf dem grönländischen Eisschild. Der radioaktive Abbrand der Atomreaktoren würde im Eis wahrscheinlich so lange von der Zivilisation isoliert sein, bis die Radioaktivität abgeklungen ist. Dann könnte der unschädliche Abfall mit den Eisbergen ins Meer transportiert werden.

Bei dichtem Schneegestöber setzt die Maschine auf dem Rollfeld auf. Zuerst fühlt man sich in Søndre Strømfjord am Ende der Welt. Die Attraktionen sind hier: Polarfüchse, die in den Abfallhaufen herumschnüffeln, ein kleiner Greißlerladen, in dem es von der kitschigen Ansichtskarte bis zum Grapefruitjuice alles gibt, ein Kino, dessen Besucher einmal am Ende der Vorstellung von einem Eisbären am Ausgang empfangen wurden, und einen

„Officer Club", in dem billiger Whisky zu haben ist. Die verkehrstechnische Bedeutung dieses amerikanischen Stützpunktes wird sofort klar, wenn man den Wegweiser betrachtet, der von der SAS Fluggesellschaft hier aufgebaut wurde. Die Entfernungen werden darauf in Flugstunden angegeben: New York 6 Stunden 20 Minuten, Paris 7 Stunden 10 Minuten, Rom 9 Stunden 10 Minuten, Moskau 8 Stunden 50 Minuten und Tokio 16 Stunden 40 Minuten. Damit bekommt man den Eindruck, daß alle Großstädte der nördlichen Halbkugel in greifbarer Nähe sind.

Gleich in den nächsten Tagen wird ein Erkundungsflug unternommen, der uns in wenigen Minuten zum Rand des Inlandeises bringt. Eine Transportgruppe unserer Expedition ist gerade dabei, den Anstieg auf das Eis zu bewältigen. Eine „weasel"-Kolonne mit Schlitten und Wohnwagen hat ein Lager am Eisrand bezogen. Durch Funk erfahren wir, daß die Auffahrt große Schwierigkeiten bereitet. Zuerst wird ein Moränenrücken, der sich zwischen zwei Gletscherzungen hineinschiebt, als Straße benützt. Der Wind hat jedoch dort das bißchen Schnee weggefegt, so daß erst eine Piste für unsere Fahrzeuge gebaut werden muß. Dazu wird Schnee aus Mulden zusammengetragen, um eine geschlossene Decke zu erhalten. Wie paradox scheint hier die Natur zu sein: Genug Eis, um jedem Erdbewohner 1 Million Tonnen Eis zu schenken, jedoch zu wenig Schnee für unsere Schlitten! Die Oberfläche ist glashart gefroren und von 10 m hohen Eishöckern durchsetzt. Sollen wir die Amerikaner um Hilfe anrufen? Sie könnten mit großen Hubschraubern unsere Fahrzeuge über die Eisbarriere tragen und im glatten Gelände absetzen. Oder sollen die Wissenschaftler, um Zeit zu gewinnen, mit Fallschirmen am Arbeitsplatz abgesetzt werden? Bei diesem Vorschlag wird mir unangenehm zumute. Von Fallschirmen habe ich keine Ahnung, nur kann ich mir ausrechnen, mit welcher Geschwindigkeit man unten ankommt, falls der Fallschirm nicht aufgeht!

Auf unserem Erkundungsflug zieht die Maschine in einer steilen Kurve weiter nach Norden, dem Jakobshavn-Gletscher entgegen, der als größter Eisbergproduzent bekannt ist. Unter uns liegt sein Einzugsgebiet, eine Spalte an die andere gereiht, 100 bis 200 km weit. Der Fjord des Jakobshavn-Gletschers ist auf 35 km Länge mit kleinen und großen Eisbergen gefüllt. Eine Untiefe wirkt am Fjordausgang als Staumauer. Erst wenn die gestauten, großen Eisberge etwas abgeschmolzen sind, reicht der Druck aus, um sie über die Schwelle zu schieben. Kalbend gleitet die 7 km breite Eismauer mit einer Geschwindigkeit von 30 m/Tag weiter. Die jährliche Produktion an Eisbergen, in die wasser-äquivalente Masse umgerechnet, entspricht hier ungefähr der mittleren jährlichen Wasserführung des Rheins bei seiner Mündung ins Meer. Dieser Fjord, der wohl zu den Extravaganzen der Natur zählt, fliegen wir entlang. Die Maschine taucht in eine geschlossene Nebelschicht. Gespensterhaft ziehen Nebelfetzen zwischen den Eisklötzen. Wenn wir uns über der Nebelbank befinden, projiziert die Sonne den Schatten unseres Flugzeuges auf die Nebelschicht und umrahmt ihn mit einer Glorie. Schließlich erreichen wir den Fjordausgang. Durch eine Nebellücke blicken wir auf die schwimmenden, weißen Kolosse, die hier ihren Weg nach Norden antreten. Vor Jahren hat eine Expedition des Arctic Institute of North America das Eisalter dieser Eisberge untersucht. Analysen von Kohlenstoff 14 haben ergeben, daß dieses Eis durchschnittlich jünger als 1000 Jahre ist. Aus dem Gehalt an Sauerstoff 18 wurde die Niederschlagstemperatur der Schneeflocken ermittelt, die irgendwo in Grönland gefallen sind und nach langer Zeit in Eis umgewandelt wurden, das hier die Eisberge formt. Als Ergebnis dieser Untersuchungen erhält man, daß das Niederschlagsgebiet 60 bis 460 km von der Küste entfernt im Einzugsgebiet der großen Gletscher liegt und das Eis im Mittel mit einer Geschwindigkeit von 154 m/Jahr zur Küste strömt. Seit langem ist bekannt, daß ein Großteil der grönländischen Eismasse über schnell bewegte Gletscher zur Disko- und Umanak-Bucht abfließt. Daher zeigt sich längs des 70. nördlichen Breitenkreises im westlichen Teil des Eisschildes eine 400 km breite Zone größter Eisaktivität. Die abgebrochenen Eisberge werden von der Meeresströmung erfaßt und nach Norden getrieben. Auf ihrem langsamen Zug überrascht sie irgendwo der Polar-

winter und sie frieren in einer Bucht ein. Manche gelangen auch in südlichere Teile des nördlichen Atlantiks und sind bekannte Gefahren für die Schiffahrt. Zusammenstöße mit Eisbergen haben bereits wiederholt zu Katastrophen geführt.

Am Fjordausgang liegt eine kleine Siedlung. Schlittenspuren kreuzen das Gelände, und draußen, in der Eistafel der Umanak-Bucht, zeichnet sich eine einzelne Spur ab. In flotter Fahrt werden hier über die zugefrorenen Buchten hinweg von den Hundeschlitten etwa 100 km im Tag zu den Nachbarsiedlungen zurückgelegt.

Besonders eindrucksvoll ist der Kangerdlugssuaq-Fjord, da er von Bergmassiven eingerahmt ist, die uns an die Westalpen erinnern. Verschneite Felswände erheben sich vom Meeresspiegel bis über 2000 m Höhe, dazwischen schmale Gletscher, die wie gefrorene Wasserfälle aussehen. Dann vor uns der breite Eisstrom des Kangerdlugssuaq-Gletschers, der mit zwei großen Eisarmen vom Inlandeis herunterreicht. Weiter hinten tragen die bizarren Felsformen sanfte Firnhauben, als wollten sie damit andeuten, daß hier der Winter regiert. Viele von uns sind bergbegeistert und wünschen sich insgeheim einen Gipfelsieg in diesem Gebiet.

Nach einiger Wartezeit in Søndre Strømfjord werden die Wissenschaftler mit Hilfe von Hubschraubern aufs Inlandeis geflogen und der Transportgruppe, der die Durchquerung der Randzone gelungen ist, eingegliedert. Die Fahrt geht zunächst 200 km auf das Inlandeis, dann weiter nach Norden. Die spaltenreichen Einzugsgebiete der großen Eisströme müssen umfahren werden. Die Reise ist eintönig. Nur Schnee begrenzt den Horizont. Manchmal muß wegen einer Reparatur die Fahrt unterbrochen werden. Unser „Polarzirkus" — dieser Spitzname hat sich bald für die Transportgruppe eingebürgert — funktioniert einwandfrei. Bei Schneegestöber wird angehalten, da die Navigation nur durch Sonnenbeobachtung erfolgt. Anfangs Mai erreichen wir ein Hauptlager, bei dem durch Fallschirmabwurf ein Depot errichtet wird. Es stellt sich heraus, daß hier unser Fahrzeugpark ergänzt wird. Im Jahre 1955 haben Amerikaner ihre Expeditionsfahrzeuge in diesem Depot stehengelassen. Wenn wir die Fahrzeuge finden, können sie als Geschenk übernommen werden. Mit Hilfe von Magnetometern wird das Depot abgetastet, um die eingeschneiten Fahrzeuge aufzuspüren. Unter einer rund 2 m dicken Schneeschicht wird die Lage der Fahrzeuge festgestellt. Eisschichten werden vorsichtig gesprengt, um die Raupen freizubekommen. In den kurzen Arbeitspausen füllt der Wind die Gruben wieder mit Treibschnee an, so daß wir mit dem Wind um die Wette schaufeln. Endlich können die freigelegten Fahrzeuge mit Hilfe unserer „weasels" herausgezogen werden. Die Techniker bringen es zuwege, die Fahrzeuge nach kurzer Überholung fahrbereit zu machen.

Eine Gruppe junger Geodäten muß zu Fuß von hier die 100 km entfernte Küste erreichen, da mit der Präzisionshöhenvermessung auf einem festen Felssockel begonnen wird. Die Spaltenzone des Inlandeises überqueren sie mit Instrumenten und Gepäck. Im Stile Fridtjof Nansens ziehen sie los. „Ziehen" wörtlich verstanden: Die Schier an den Füßen und die Zugleinen um die Brust geschlungen, ziehen sie ihre Schlitten, die mit 100 kg schwerem Gepäck beladen sind. Werden sie die berüchtigte Spaltenzone „Plateau des Grandes Crevasses", die das Inlandeis gegen Eindringlinge schützt, mit ihren Lasten heil überqueren? Oder werden sie im Randgebiet des Inlandeises von der Schneeschmelze überrascht und im Schneesumpf versinken? Ich selbst werde mit meiner Arbeitsgruppe von der Hauptgruppe getrennt, mit einem Hubschrauber über das Spaltensystem geflogen und in 1000 m Seehöhe abgesetzt. Das Lager ist noch nicht aufgebaut, die nötigen Einrichtungen werden mit Fallschirmen geliefert. Zu dritt stehen wir auf der windverblasenen Schneefläche und jagen den Fallschirmen nach. Ein leichter Wind weht vom Inlandeis. Kommt ein Fallschirm hinter unserer Aufstellungslinie an, so ist er für uns verloren. Das Mißgeschick will es, daß mit einem solchen Fallschirm unsere Küchenausstattung davonfliegt.

Mein wissenschaftlicher Beitrag zum Expeditionsprogramm besteht in einer Untersuchung der Abschmelzbedingungen im Randgebiet des Inlandeises. Dabei sind Fragen

folgender Art zu beantworten: Welche Klimaänderungen können ein Zu- oder Abnehmen des Eises verursachen? Ergibt sich durch Verdunstung ein entscheidender Massenverlust? Welche Eistemperaturen herrschen unter der Oberfläche? Können Föhneinbrüche viel Eis schmelzen? Wie ist der Strahlungshaushalt beschaffen? Wieviel Eis kann durch Absorption von der Sonnenbestrahlung geschmolzen werden?

Ende Mai wird durch Funk gemeldet, daß ein französischer Techniker von einem Eisbären überfallen und schwer verletzt wurde. Offenbar hatte sich der Eisbär auf dem Inlandeis verirrt, denn der Unfallsort war 300 km von der Ostküste entfernt. Normalerweise halten sich die Eisbären nur in Meeresnähe auf. Nach dieser Meldung wird mir bewußt, daß ich allein im Lager bin und keine Schußwaffe zur Verteidigung besitze. Meine Kollegen sind zur Küste gezogen, um dort gletscherkundliche Studien durchzuführen und ließen mich im Lager allein zurück.

Mitte August wird unsere Station aufgegeben, und wir werden durch Hubschrauber im Ata-Sund auf aperem Boden abgesetzt. An einer historisch bedeutsamen Stelle beziehen wir unser letztes Lager. Hier hat Alfred Wegener einen Aufstieg auf das Inlandeis gesucht und De Quervain 1912 die Grönlanddurchquerung begonnen. Zuletzt haben die Expéditions Polaires Françaises 1948 diesen Platz als Ausgangspunkt gewählt. Überraschenderweise besuchen uns in diesem abgelegenen Winkel Grönländer. Natürlich sind sie erstaunt, so viele Leute hier zu treffen. Wir werden zu einer Schiffahrt eingeladen und besuchen ein kleines, altes grönländisches Dorf auf einer nahe gelegenen Insel. In den aperen Gebieten Grönlands leben etwa 26.000 Grönländer, die bereits seßhaft sind und sich von Fischfang und Jagd ernähren. Echte Eskimonomaden gibt es nur einige Hunderte.

Die Gruppe der Überwinterer, die ihre Station Jarl-Joset 150 km vom östlichen Eisrand entfernt aufgebaut hat, bleibt auf dem Inlandeis zurück. Im Winter sinkt dort die Temperatur bis —60° C, und zwei Monate lang leben sie ohne Sonne. Trotz dieser harten Bedingungen haben sie ein umfangreiches wissenschaftliches Programm zu erledigen. Im Sommer 1960 werden Techniker der Expéditions Polaires Françaises aufs Inlandeis geflogen. Ihre Aufgabe ist es, die Überwinterer abzuholen. Am 13. Juli um ein Uhr Mitternacht wird in Jarl-Joset das Wiedersehen gefeiert. Mit 16 „weasels" geht es wieder nach Süden, dem Polarkreis entgegen, bis nach dreieinhalbwöchiger Fahrt der amerikanische Stützpunkt DYE 2 auf dem Inlandeis erreicht wird. Mit schweren Transportmaschinen, die mit Schiern auf Schnee landen können und die 15 Tonnen Nutzlast fassen, wird die Gruppe samt Fahrzeugen nach Søndre Strømfjord zurückgeflogen.

Ein umfangreiches wissenschaftliches Unternehmen mit internationalem Aufgebot hat damit sein vorläufiges Ende gefunden. In wenigen Jahren müssen die Nachmessungen der Pegel begonnen werden, um die Veränderungen des Eises genau zu erfassen.

Nachwort

Die Internationale Glaziologische Grönlandexpedition (L'Expédition Glaciologique Internationale au Groenland - E. G. I. G.) ist eine gemeinsame Expedition der Länder Dänemark, Deutschland, Frankreich, Österreich und der Schweiz. Die wissenschaftliche Leitung liegt in den Händen eines Direktionskomitees. Mit der technischen Durchführung ist die Expéditions Polaires Françaises (Missions Paul Emile Victor) betraut, die in ihrer Aufgabe von der französischen Luftwaffe unterstützt wird. Nach Erkundungsfahrten in den Jahren 1957/58 war die Sommerexpedition 1959 der Höhepunkt des Unternehmens. Die Österreichische Akademie der Wissenschaften hat zur Sommerfahrt 1959 den Autor als österreichischen Teilnehmer entsandt. Sechs Mann überwinterten 1959/60 in Station Jarl-Joset. Es ist geplant, die Expedition in wenigen Jahren zu wiederholen.

Anschrift des Verfassers: Univ.-Doz. Dr. Walter Ambach, Innsbruck, Franz Fischer-Straße 5.

Erlebnisbericht über die Österreichisch-Deutsche Grönlandexpedition 1962

VON TONI DÜRNBERGER, STEFAN RAUSCH, ERNST HERZINGER UND ALOIS HÄUSL

Eine bergsteigerische Expedition nach Grönland mag manchem nicht ganz am Platze erscheinen, sind doch dort die Höhenquoten nicht in der gewohnten Größe, in die man „Expeditionsberge" einzureihen pflegt. Wenn man jedoch die Anreisewege durch Treibeis, teils noch unbekannte Fjordteile, von denen nur großmaßstäbliche Karten vorliegen, und die zu ersteigenden Gipfelhöhen als meist absolut zu ersteigende Berghöhe rechnet, dann sind auch die Berggebiete in Grönland ganz beachtenswerte Ziele und können einem Bergfreund das Expeditions- und Bergerlebnis mit dem so begehrenswerten Akzent „unerforscht und unerstiegen" vermitteln.

Wenn Sie nun erwarten, eine genaue Begründung über das „Warum" dieser Expedition zu bekommen, muß ich Sie leider enttäuschen. Die Idee entsprang einem Gedankenspiel und gewissen Drang in die Ferne. Erst nach dem Studium der erreichbaren Literatur kristallisierte sich das genaue Ziel heraus und nahm konkretere Formen an. Als „genaue" Gebietskarte stand uns das neu bearbeitete Blatt 109 der Karte der Weltluftfahrt zur Verfügung, Maßstab 1:1,000.000!

Als Anreisefjord wählten wir den Sermilikfjord, an dessen Eingang eine Siedlung namens Sermilik und auf einer dem Fjord südlich vorgelagerten Insel der Hafen Nanortalik liegen sollten. Aber dies waren noch lange nicht die entscheidenden Schritte. Die unleidlichen Fragen des Geldes, der Expeditionsgenehmigung und der Ausrüstung mußten erst erledigt werden. Obwohl wir fast alle von der HG. Land Salzburg waren und unter deren Namen starteten, wußten wir genau, daß uns erst der OeAV in Innsbruck als „großer Vater" seine Unterstützung und Förderung angedeihen lassen mußte. Der Salzburger Landeshauptmann, DDr. H. Lechner, dem unser besonderer Dank gebührt, übernahm in entgegenkommender Weise den Ehrenschutz unserer Expedition. Dann traf auch die Zusage vom OeAV und DAV ein. Damit waren also die ersten entscheidenden Schritte getan. Den Firmen und Gönnern, die mit ihren Geldspenden, Arzneimitteln, Nahrungsmitteln und Ausrüstungsgegenständen wesentlichen Anteil am Gelingen und an der gesunden Rückkehr haben, ihnen allen sei herzlichst gedankt.

Nachdem unser Expeditionsgepäck schon anfangs Mai nach Nanortalik abgegangen war, konnten wir am 10. Juni die Fahrt nach Grönland voller Erwartung antreten. Die letzten Tage zu Hause waren noch voll Spannung und Hast. Wir atmeten auf, als wir im Zugabteil saßen und in Richtung Kopenhagen fuhren.

Die sechs Teilnehmer unserer Expedition waren Stefan Rausch, 36 Jahre, aus Trostberg, Bayern, Kurt Gilg, 34 Jahre, aus Graz — unser späterer Koch —, Ernst Herzinger aus Grödig bei Salzburg, 31 Jahre, Alois Häusl, 24 Jahre, und Adi Dosch, 21 Jahre, beide aus Bad Reichenhall, und meine Wenigkeit, alles Bergsteiger aus Leidenschaft und Freude am Berg. Nach dreitägigem Aufenthalt in Kopenhagen, wo wir noch einige Formalitäten zu erledigen hatten, konnten wir mit einer Chartermaschine des königlichen Grönlandhandels per Flugzeug über Oslo nach Reykjavik weiterreisen. In Reykjavik, Island, hatten wir eine Nacht Aufenthalt, die wir anfänglich im Flughafen verbrachten, da man vergessen hatte, uns in die Nachtquartiere zu bringen. Um ½2 Uhr nachts wurden wir dann aber per Taxi ins „Bett" gebracht, und am nächsten Tag flogen wir mit einer etwas kleineren Maschine weiter, Grönland entgegen.

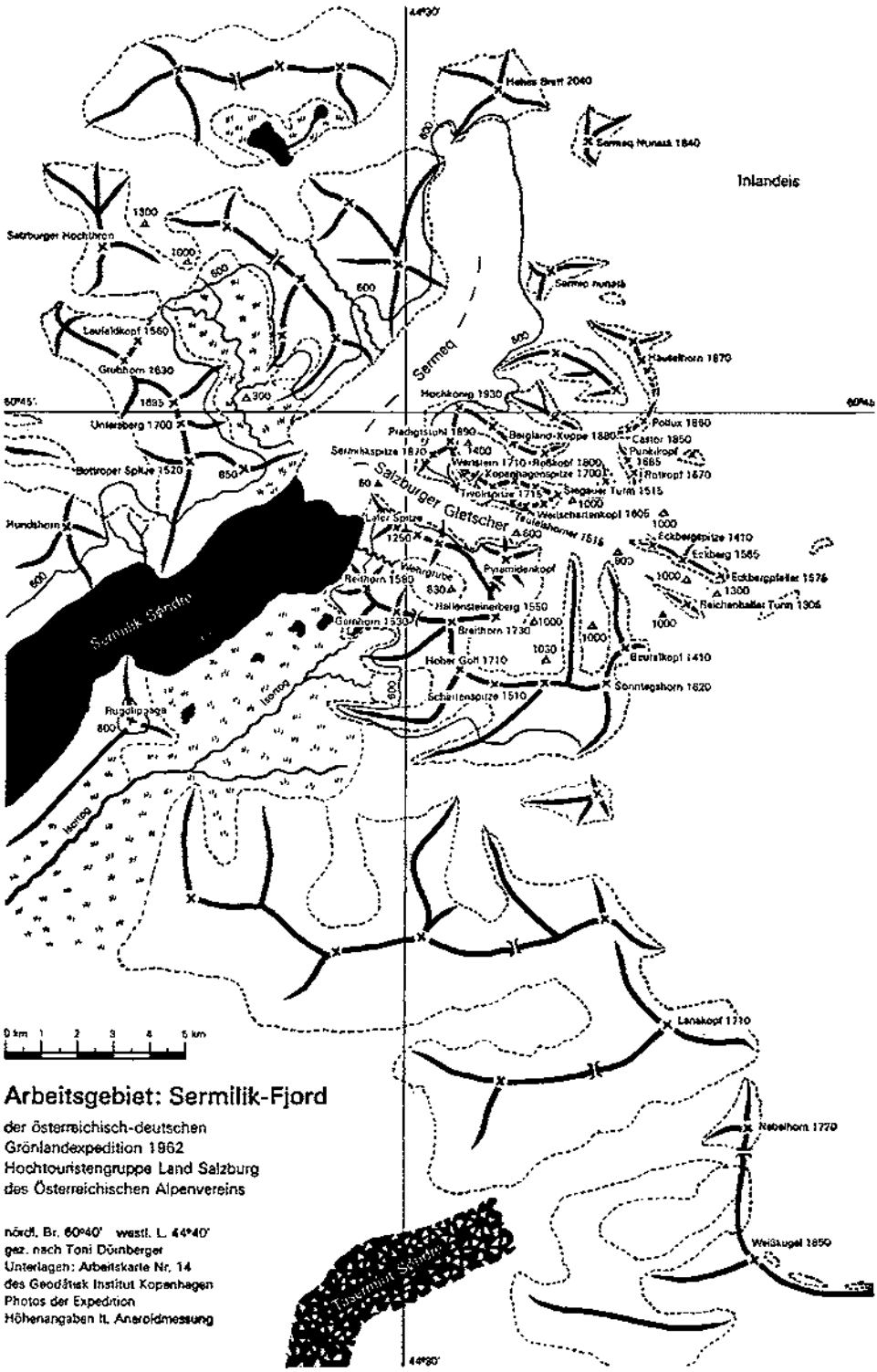
Der Flug führte uns anfangs durch dichte Wolkenfelder, die sich erst an der Ostküste Grönlands lockerten und einen Blick auf das Land zuließen. Nach dem nun noch kurzen Flug über die Inlandeisdecke landeten wir auf dem ehemaligen NATO-Flughafen Narssarssuaq. Man gönnte uns keine Rast, verstaute uns in einem alten, wackligen Omnibus, und nun fuhren wir mit viel Gerumpel über eine 1,5 Kilometer lange Asphaltstraße dem Schiffsanlegeplatz zu. Ein Beamter des Grönlandhandels verfrachtete uns auf einen Fischkutter, der den Namen „Anders Ohlsen" trug, und im 20-Kilometer-Tempo ging unsere abenteuerliche Reise weiter. Gott sei Dank war diese Fahrt im Flugpreis inbegriffen, ansonsten ist hier alles sündhaft teuer. Wir schaukelten nun den Tunugdliarfikfjord hinaus und glaubten bald in Nanortalik zu sein. Anfänglich blieben wir einige Zeit an Deck und bewunderten vorbeiziehende kleinere Eisberge und ein halbversunkenes Schiffswrack, bis wir uns in die Kabine verzogen. Es war ganz gemütlich hier unten, doch leider waren die Decken zu nieder, und wenn man jäh, ohne zu denken, aufstand, krachte der Schädel unliebsam an die Decke.

Nach ein paar Stunden wurden wir durch ein unangenehmes Scharren an der Bordwand aufgescheucht, was uns schleunigst an Deck gehen ließ. Nun wurden wir erst richtig gewahr, daß wir in Grönland waren. Das Bild hatte sich gewaltig verändert. Die anfänglich spärlichen Eisschollen und Berge hatten sich stark vermehrt und bedeckten nun weite Teile des Wassers. Anfangs boten sich noch schmale Fahrrinnen an zum schnelleren Vorwärtskommen, aber auf der Höhe von Narsak verdichtete sich das Eis zusehends. Ein Mann hing am Mast, auf einem kleinen Brettchen stehend, das seitlich angenagelt war, und deutete dem Bootsführer die mögliche Fahrtrichtung durch Handzeichen an. Ganz vorsichtig wurde der Bug des Schiffes immer wieder vor eine Eisscholle gesetzt, und dann drückte das Boot mit auf voller Kraft laufendem Motor gegen das Eis. Nur ganz langsam schoben sich die Schollen ineinander und gaben wieder eine kleine Fahrrinne frei, in die sich das Schiff wie ein Keil hineinzwängte, oft nur 10 bis 20 Meter, dann begann das Spiel von neuem. Stunde um Stunde verrann, und erst spät in der Nacht konnten wir den schützenden Hafen von Julianehaab erreichen. Wenn man uns auch schnell in das Gästeheim für „Wartende" brachte, konnte uns das nicht darüber hinwegtäuschen, daß wir nun für ein Weilchen festsaßen. Na ja, wir waren im Gästeheim gut aufgehoben.

Nächsten Tag schlenderten wir in die „Stadt", meldeten uns beim Distriktskommissar, überließen ihm eine Karte des Gebietes, in das wir gehen wollten (er hatte keine) und frugen selbstverständlich im Grönlandhandel, wann wir endlich weiterfahren könnten. Man lächelte etwas über die Europäer, die es so eilig haben, und deutete vielsagend in Richtung Meer. „Imera" (zu deutsch, wenn es möglich ist) morgen, übermorgen oder vielleicht nächste Woche, wer weiß? Wir mußten uns nun wohl oder übel in der grönländischen Kunst des Wartens üben, oh weh! Mit uns warteten noch viele andere Reisende auf die Weiterfahrt, und für diejenigen, die sich nicht über alle Dinge mokierten, wurde die Zeit nicht gar so lang, in der sie immer mit „imera" vertröstet wurden.

Obwohl man den Grönländern verschiedene Dinge nachsagt und sie als unsauber, schmutzig und rückständig bezeichnet, ja man warnte sogar vor Läusen und Wanzen, wenn nicht gar vor schlimmeren Dingen, so wollten wir nicht voreingenommen sein und trotzdem Kontakt mit der Bevölkerung suchen. Wir besuchten die einzige „Nanok-Bar" in Julianehaab, in der die Einheimischen verkehrten. Um auch die Grönländer an diesem wohl zweifelhaften Fortschritt der weißen Zivilisation und Kultur teilhaftig werden zu lassen, hatten geschäftstüchtige Leute eine Bar eröffnet, in der sie für sündteures Geld „Feuerwasser" und ähnliches Gesöff an den Mann brachten. Verdutzt schauten wir uns an, als hier auch eine Musikbox stand, die mit viel Lärm die neuesten Schlager herunterleierte — das in Grönland —!

Nach dieser ersten Tuchfühlung mit dem Grönländer, in der wir zu verstehen gegeben hatten, daß wir uns nicht aus rassischen oder gesellschaftlichen Vorurteilen distanzieren wollten, gelang es uns schnell, einen kleinen Einblick in seine Lebensverhältnisse zu



Arbeitsgebiet: Sermilik-Fjord

der österreichisch-deutschen
Grönlandexpedition 1962
Hochtouristengruppe Land Salzburg
des Österreichischen Alpenvereins

nördl. Br. 60°40' westl. L. 44°40'
gez. nach Toni Dönnberger
Unterlagen: Arbeitskarte Nr. 14
des Geodätisk Institut Kopenhagen
Photos der Expedition
Höhenangaben lt. Aneroidmessung

gewinnen. Gar bald änderte sich das Bild zu seinen Gunsten. Dieses teils lustige Völkchen ersetzt die mangelnde Farbenpracht der Natur durch seine Liebe zu gewagten, knalligen Farben und versteht es ausgezeichnet, unter den harten, von der Natur bedingten Lebensbedingungen das Bestmögliche für sich herauszuholen. Daß ihm dabei das Sparen in unserem Sinn nicht ganz verständlich ist und Pünktlichkeit und Arbeitsfreudigkeit nicht ganz erstrebenswert erscheinen, ist verständlich. Man kann ja auch verschiedener Meinung sein, ob es eine Wohltat ist, die sogenannte Zivilisation und Kultur der Weißen zu übernehmen mit all ihrem Neid und Hader. Sie nennen ihre Siedlungen mit Stolz „Wohnstätte des Menschen" und ihr Land „das Land der Menschen", nicht Grönland, sondern „kaledlid nuane", schlicht und einfach.

Drängt sich hier nicht der Gedanke auf, daß auch wir auf eine jahrhundertelange Zeit ohne Krieg oder Streit hinweisen könnten, wenn wir einfacher geblieben wären? Nur unklar erscheint in ihren Erzählungen ein Hinweis auf einen Stamm von großen Männern, der aus dem Inlandeis gekommen sein soll, mit dem es Kampf gegeben habe, bis er wieder im Inlandeis verschwand. Vielleicht begründen sie nur darauf die Scheu vor dem großen Inlandeis. Die Sprache der Grönländer ist auch über Dinge offen und frei, über die man sich bei uns schockiert abwenden würde, solange sie menschlich und natürlich vorgebracht werden. Die Achtung vor dem Tod ist nicht allzu groß, meist wird er als Beender eines harten Lebensweges angesehen, und ein Totenkult wird nicht gepflegt. Die „Polizeigesetze" sind der rauhen Lebensführung angepaßt, und so wird der Diebstahl eines lebenswichtigen Gutes, z. B. von Jagdwaffen und Lebensmitteln, als schwerwiegendes Vergehen geahndet. Die Kinder sind sehr zahlreich, und sie nehmen natürlich den Dorfplatz in Beschlag, auf dem sie herumtollen. Haben sie Hunger, so wird ein getrockneter oder roher Fisch verzehrt und weiter geht's. Manche dieser Gesichter sind, da ihnen ein Taschentuch als nicht notwendig erscheint, gegen Abend ziemlich schmutzig und mit wässerigen Streifenmustern versehen, zum Davonlaufen schön!

Nach dieser „verlorenen Zeit" kam der Tag, da man uns nicht mehr mit „imera" vertröstete, sondern wir mußten in Bereitschaft zur Abreise im Gästeheim bleiben. Um 9 Uhr nächsten Tages war es dann so weit, die Weiterfahrt nach Nanortalik wurde fortgesetzt. Mit dem Postboot „Serfaq" ging es hinaus in die wilde Szenerie der Fjorde und Seitenarme, Richtung Nanortalik. Eindrucksvolle Eisberge in allen Dimensionen, und von bizarrer Form und Gestalt trieben vorüber, manchmal bedenklich nahe, obwohl sich der Bootsführer bemühte, ihnen nicht zu nahe zu kommen. 20 bis 30 Meter ragten sie aus dem Meere. Ihre der Sonne abgewandten Seiten erstrahlten in tiefem Blau, umkränzt von den wie Silber glänzenden, sonnenbestrahlten Seitenrändern, und im tiefschwarz erscheinenden Meer verschwammen ihre Konturen, immer dunkler werdend, in der Tiefe, anscheinend unendlich. Weiter, immer weiter nach Süden pflügte der Bug des Schiffes die Wellen. Die Siedlungen Kaersoq, Sydpröven und Angmatortok wurden angelaufen und verschwanden wieder am Horizont in der langsam niedergehenden Sonne.

In jedem Hafen dasselbe Bild, eine Ansammlung von Menschen, die sich die Ankunft eines Bootes nicht entgehenlassen wollten und zum Abschied hinterher winkten. Spät am Abend fuhr unser Schiff in die kleine Hafenbucht von Nanortalik ein, und wie zum Willkommensgruß lag das Frachtschiff Britania im Hafen, in dessen Bauch unser Expeditionsgut hierhergekommen war, nur einen Tag früher als wir, obwohl es schon einen Monat unterwegs war. Mit diesem Schiff war auch ein befreundeter deutscher Kajakwildwasserfahrer nach Grönland gekommen, und der schloß sich nun uns an. Karlfried Wasel, kurz „Wase" genannt, ein guter Kamerad, der uns sehr von Nutzen war.

Als Quartier bezogen wir eine Baracke, die uns ein sehr hilfreicher Däne, O. L. Larsen, vermittelte. Wir hatten ihn und seine Familie in der langen „Wartezeit" in Julianehaab kennengelernt, und mit seiner Hilfe gelang es uns auch, am nächsten Tag ein neues Schiff zur Weiterfahrt in den Sermilikfjord zu chartern. Obwohl wir glaubten, nun an der Quelle der Informationen zu sein, konnte man uns auch hier nicht viel mehr sagen. Einiges

war jedoch von Wichtigkeit. Viele in der Karte eingezeichnete Siedlungen bestehen seit einiger Zeit nicht mehr, so auch die Siedlungen Sermilik und Tuapait. Der Grund ist meist darin zu suchen, daß die dänische Regierung bestrebt ist, die Grönländer auf größere, leichter zu betreuende Siedlungen zusammenzufassen, um die Lebensbedingungen zu verbessern, nicht zuletzt, um die Grönländer auf den ertragreichen Fischfang umzustellen. Dadurch war unser Fjord um eine Kleinigkeit einsamer geworden, und der Weg zur nächsten Siedlung stieg damit im Falle der Not auf 63 Kilometer an. Aber immerhin ist dies noch „keine Entfernung" für eine Expedition bis zur nächsten sicheren Funkstation.

Nach kurzem Aufenthalt ging es nun endlich in das eigentliche Expeditionsgebiet. Die Ziele waren die Ersteigungen der etwa 8000 Fuß hohen Berge an der Ostküste, und dazu wollten wir vom Sermilikfjord über das Inlandeis vordringen. Sollte dies nicht gelingen, so wollten wir soviel Gebiet als möglich erkunden und Bergbesteigungen vornehmen. Die Fahrroute des Schiffes war anfänglich nach Norden bis auf die Höhe der Insel Sermersoq gerichtet, um dann allmählich nach Osten in einen Seitenfjord einzuschwenken, der nach einigen Kilometern in den Sermilikfjord mündete. Eng traten die Bergwände an den zeitweilig nur schmalen Seitenfjord heran, und im dunklen Meerwasser sah man kleine und größere Riffe schemenhaft bis an die Wasseroberfläche heraufragen. Diesen gefährlichen Hindernissen galt die ganze Aufmerksamkeit des Bootsführers, bevor wir den Sermilikfjord erreichten, in dem dann das Boot endlich mit voller Kraft laufen konnte. Bald verschwand die verlassene Siedlung Sermilik zur rechten Seite, und wir schaukelten auf dem unruhigen Wasser hinein in den Fjord mit einem „saudummen" Gefühl im Magen.

Je weiter uns das Boot in den Fjord hineintrug, desto schönere und höhere Berggestalten traten hervor, und zu unserem Erstaunen sahen wir am rechten Steilufer einige Rauchwolken emporsteigen. Beim näheren Heranfahren konnten wir erkennen, daß es ein Flächenbrand war, für dessen Entfachung wahrscheinlich ein verwegener Kajakjäger verantwortlich war, der sein Lagerfeuerchen lustig weiterbrennen ließ. Wir schaukelten wieder weiter, dem Fjordende zu, das sich im hinteren Teil auf etwa 2,5 Kilometer verengt und dann eine leichte Biegung nach Norden macht, um dann wieder ostwärts weiterzugehen. Die Biegung hat den Vorteil, den vom offenen Meer herrührenden Wellengang plötzlich verebben zu lassen, und über die nun ruhige See kamen wir bald in den hinteren Teil des Fjords. Jetzt sahen wir auch die noch „unscheinbare" Eisbarriere des Sermeqgletschers, der, wie überall in Grönland, direkt ins Fjordmeer floß. Die Möglichkeiten, an Land zu kommen, waren nun sehr beschränkt und ließen bei manchem schon Erwägungen aufkommen, hier an Land zu gehen und nur die dem Inlandeis vorgeschobenen Berge zu ersteigen. Aber so leicht wollten wir nicht vom Ziel abweichen, und also ging's näher der Barriere zu. Etwa 200 Meter vor ihr stoppte das Boot, und mit dem kleinen Kunststoffkajak fuhr Wase an die Eiswand heran, um ihre Angriffsstellen zu prüfen. Uns bot sich rechter Hand eine Bucht an, die durch Kalbung entstanden war und sich als die einzige mögliche Stelle erwies, an der etwa 2,5 Kilometer breiten Eisbarriere mit 1000 Kilogramm Gepäck an Land zu kommen. Mit Hilfe von Steff gelang es dann, alle zu überzeugen, daß wir nun auf dem Eis des Gletschers die „günstigste" Lagerwahl getroffen hatten, und dann ging's an das Problem, den Bootsführer dazu zu bringen, an die Eiswand heranzufahren. Es war allen klar, daß während des Ausladens keine Kalbung erfolgen durfte, wenn nicht alles schiefgehen sollte. Als das Boot herangefahren war, luden wir in Eile alles aus, und ein wüstes Durcheinander lag auf dem Eis, als das Schiff abdrehte und wieder Kurs auf Nanortalik nahm. Ein letztes Winken, dann waren wir allein . . ., allein für Wochen!

Bis 2 Uhr nachts trugen wir die notwendigsten Lasten ins zu erstellende Lager und deponierten das übrige etwas hinter der Eiswand, um dann müde in die provisorisch aufgestellten Zelte zu kriechen und zu schlafen. Unter der Begleitmusik der herniedergehenden Steinsalven und des kalbenden Gletschers trugen wir am anderen Tag nun Stunde für

Stunde das ganze Gepäck in kleinen 30-Kilogramm-Lasten ins Lager. Unser Lagerplatz lag auf einem Seitenarm des Sermeqgletschers am Rande einer vom Gletscherarm mitgetragenen Moränenablagerung. Der Weg dorthin war vom Steinschlag etwas bedroht, aber gut gangbar.

Am Morgen des 23. Juni brachen Lois und ich zum ersten Erkundungsvorstoß auf. Das Wetter war nicht allzu gut, und die anderen beschäftigten sich noch damit, das Lager in Ordnung zu bringen. Als Anstieg hatten wir uns den Seitengletscherarm, auf dem das Lager stand, ausgesucht, und Lois stapfte munter drauflos über die Moräne zu einem 300 Meter hohen Eisbruch. Gleich hier mußten wir unsere Entfernungsschätzung etwas korrigieren, es sah alles so nahe aus, denn es fehlte die Luftfeuchtigkeit, die in unseren Breiten die gewohnte Schätzung bestimmte. Na ja, wir brauchten halt etwas länger, und weiter ging's über den Eisbruch hinauf. Einige Spalten machten Umwege nötig, aber sonst war es nicht sehr schwierig, und bald standen wir oberhalb des Eisbruches, von dem sich nun ein langer Gletscherboden von Nordwest nach Ost hinüberzog. Von den aufragenden Urgesteinsbergen umrahmt, mündeten hier sieben Seitengletscher von verschieden großem Ausmaß ein, zwei davon wurden vom Inlandeis gespeist. Über den „milderen" Gletscherarm wollten wir zum Inlandeis vordringen. Zur Sicherheit nahm nun Lois das Seil, und wir verbanden uns. Nachdem Lois ein paarmal in eine Spalte getappt war und sich fluchend am anderen Spaltenrand auf dem Bauch aufrichtete, wobei er mir erklärte, daß dies so sein „müsse", hatten wir diese Strecke hinter uns und stiegen über den Eishang empor zur Randzone des Inlandeises. Der Eishang war flankiert von zwei Nunatakern, das sind aus dem Inlandeis aufragende Felsgestalten, von denen der nördlicher gelegene uns eine etwa 500 Meter hohe, fast senkrechte Steilwand zuwandte und drei Gipfel aufwies. An ihm wollten wir die erste Besteigung versuchen. Vorsichtig aber umrundeten wir ihn zuerst, um den leichtesten Aufstieg zu erkunden, und tatsächlich erwies er sich vom Inlandeis her leichter ersteigbar. Von seiner höchsten Erhebung hatten wir leider keinen guten Rundblick, da mittlerweile eine Wetterverschlechterung eingetreten war und uns mit kleinen schaucrartigen Schneeböen bedachte. Aber während des Aufstieges vom Inlandeis her konnten wir einige wilde Berggestalten von der Ostküste schemenhaft herüberleuchten sehen, zum Teil steile, vom Schnee gekrönte Gipfel. Und weiter im Süden, zum Lindenowsfjord hin an der Ostküste, ragten wuchtige Felskolosse aus dem Eis, teils mit etwa 1000 Meter hohen, fast senkrechten Steilwänden.

Gipfel reihte sich an Gipfel, ein fast unerstiegenes Paradies für Bergsteiger. Nach Norden dehnt sich eine hell leuchtende, unendlich erscheinende Fläche aus — das Inlandeis! Man spürt trotz der vielleicht natürlichen Abneigung die Lust, in diese unendliche Fläche hineinzumarschieren, weiter, immer weiter, dem hellen Streifen entgegen. Kurze, aber immer heftiger werdende Wind- und Schneeböen mahnen uns aber, weiterzugehen. Und dann stehen wir auf unserem ersten Gipfel in Grönland! Wir werden von dem kalten Wind durchschüttelt und spüren nicht viel vom sogenannten Triumph- oder Siegesgefühl. Schnell errichten wir einen kleinen Steinmann und verziehen uns etwas tiefer, um einen kleinen Imbiß einzunehmen. Dann geht es den Felsgrat entlang zum nächsten Gipfel. 1585 Meter zeigt das Aneroid an. So ein niedriger Lump, und dazu brauchten wir einen ganzen Tag. Wieder ein Steinmann, und nun wollten wir noch den vorgelagerten Gipfel haben. Ganz unkonventionell suchte sich jeder seinen Weg in die Scharte hinunter, teils über Fels, und in den schneebedeckten Eishängen rutschten wir mit Hilfe des Pickels oder auf dem Hosenboden hinab, was schneller und kraftsparend war. Die Rucksäcke blieben in der Scharte, und wir stiegen hinauf zu dem für heute letzten Gipfel. Ein Steinmann bezeugte unsere Erstbesteigung, und nun nichts wie ab zum Rucksack und dann dem „Tale" zu. Je tiefer wir kamen, desto weicher wurde der Schnee, bis er sich auf dem Gletscherboden in einen Sumpf verwandelte. Jetzt war's ja schon Wurst, naß waren wir sowieso, und auf den Umweg kam's auch nicht mehr an. Vom Regenwetter begleitet, trafen wir todmüde im Lager ein.

Drei Gipfel, wenn auch nicht allzu bedeutende, gehörten uns, und etwas Geländekenntnis hatten wir auch mitgebracht. Was nun folgte, war gar nicht schön. Sechs Tage Regen und Kälte, manchmal etwas Schnee darunter, eine lange Zeit der Untätigkeit, in der es schon eine Qual bedeutete, im Regen sein Essen zu holen. Immer mehr drang die Nässe in die Kleider, in das Zelt, und sogar der Schlafsack wurde nicht verschont. Bitterböse schlich man herum, und jeder war an dem schlechten Wetter schuld. Eine Zeit, wie geschaffen zum „Expeditionskoller", und nur ganz Ausgeglichene, in sich Ruhende, konnten dies ohne Schaden überstehen. Es zeigt sich immer wieder, daß in einsamen, von der Natur beherrschten Gebieten kein Platz ist für Abenteurer oder von Unrast beseelte Naturen, gar bald entblättern sich diese, und zurück bleibt das Häuflein Mensch auf der Flucht vor irgendwelchen Gefahren der allesbeherrschenden Einsamkeit. Man will wieder einmal unter anderen Menschen sein und nicht auf einem sich bewegenden Gletscher schlafen unter dem Lärm der zeitweise niedergehenden Steinsalven und kalbenden Gletscher, nicht im Regen stehend essen und das Wasser aus den Kleidern wringen, sondern die ach so gewohnten Annehmlichkeiten eines zivilisierten Lebens genießen und nicht immer „Selbstgekochtes" essen. Aber unter Männern sollte ja auch dies einmal vorübergehen, und mit dem einsetzenden Schönwetter geriet auch diese „böse" Zeit wieder in Vergessenheit.

Der erste Tag Schönwetter wurde ausgenutzt, um die Sachen zu trocknen. Ein Geologenboot wurde auf dem Wasser des Fjords sichtbar, weit draußen, und Wase und Adi fuhren mit dem Expeditionsboot hinaus, um den Wetterbericht zu erfahren und Post nach Hause zu senden. Mit dem Wetterbericht wurde es nichts. Obwohl das Boot eine 100-Watt-Funkstation an Bord hatte, war es in dem von magnetischen Stürmen bedachten Gebiet nicht möglich, eine Verbindung nach draußen herzustellen. Auch unser kleiner Radioempfänger war auf Kurzwelle nur etwa zwei Stunden am Tag zu gebrauchen, ansonsten schwieg er hartnäckig oder gab höchstens Funkzeichen (CW). Gegen Abend stieg ich allein mit einer Traglast und der Pulka auf zum Eisbruch, um dort für alle Fälle ein kleines Notdepot zu errichten. Das Wetter besserte sich nun zusehends, und als wir um etwa 22 Uhr noch vorm Zelt saßen, bot sich uns ein seltsam schönes Schauspiel. Mit einem Knall löste sich an der Stirnwand des Sermeqgletschers ein gewaltiger Eisberg und wuchs immer höher über den Gletscherboden, 5 — 10 — 20 Meter schob er sich über das andere Eis empor, um sich dann langsam zu neigen und in das Wasser zu stürzen. Unter dem Zischen und Toben der aufschäumenden Wellen verschwand er dann unter dem Wasser, um etwas entfernt wieder aufzutauchen und als „schwimmender" Eisberg dem Meere zuzutreiben. Die Geburt eines Eisberges, erfüllt vom Lärm und Tosen der Brandung in dem sonst so abgelegenen Tal. Bis tief unter die Wasseroberfläche reichen die Massen des Eises, der Eisbarriere des Sermeqgletschers, 120 Meter tief, wie eine Messung des Echolots ergab. Da wird auch der Auftrieb nach einer Kalbung erklärlich.

Am 1. Juli ging's nun gemeinsam empor auf den Eisbruch. Dort oben wollten wir uns dann aufteilen in kleinere, bewegliche Seilschaften, um, wenn möglich, viele Gebiete erkunden zu können und dabei Berge zu ersteigen. Der Plan, an der Ostküste Berge zu ersteigen, mußte aus verschiedenen Erwägungen fallengelassen werden. Während sich unsere beiden Senioren Gilg und Rausch nach Norden wandten und Herzinger, Dosch und Wasel nach Westen zogen, blieb Häusl und mir die südliche Richtung vorbehalten. In zügigem Tempo ging Lois voran, und wir hatten, um im tiefen Schnee schneller zu sein, die Fischer-Kurzschier mit. Die Montana-Steigfelle aufgeschnallt, kamen wir flott vorwärts. Im aufkommenden Spaltengewirr erleichterten uns die Schier das Überschreiten manch schwacher Schneebrücke, und nach einigen Stunden standen wir auf dem Hochplateau aus Eis, der Randzone des Inlandeises.

Der erste Gipfel, den wir ersteigen wollten, hatte von unten so „wild und nett" ausgesehen, aber nun war er richtiggehend unscheinbar. Zu schnell war er erstiegen, und weiter ging's, dem nächsten zu, einem schon wesentlich markanteren Gipfel. Nach Norden wies er eine fast senkrechte Steilwand von etwa 700 Meter auf, und nach Westen kam

sie an die 1000-Meter-Grenze heran, also machten wir uns an die zahmere Ostwand. Die Rucksäcke und Schier blieben auf dem Eis zurück, und weiter stiegen wir über die sich als brüchig erweisende Ostseite dem zum Gipfel ziehenden Grat zu. Nachdem wir über den schmalen Grat den Gipfel erreicht hatten, errichtete Lois einen Steinmann. Groß brauchte er nicht zu sein, es war nicht viel Platz dazu da, es gab auch nicht viele Steine. Wir machten einige Aufnahmen und schauten auf das Aneroid von Lufft, 1620 Meter zeigte es an, eine bescheidene Höhe. Dann stiegen wir wieder hinunter zu den Schiern und den Rucksäcken, um uns etwas zu stärken.

Während wir so aßen, sahen wir weit draußen auf der Höhe des Lindenowsfjordes gegen Süden zu einen schönen Schneegipfel. Der mußte „unser" werden. Auf ging's mit den Brettln und dem „kleinen" Rucksack auf dem Buckel übers Eis. Die Stunden verrannen, und als wir wieder einmal unwillig nachschauten, wie weit wir schon gekommen waren, war der „Kerl" immer noch so weit weg. Ungefähr auf der Hälfte des Weges, nach etwa 15 Kilometern, überraschte uns ein kleiner Sturm mit einem unangenehm stechenden Eiskristallniederschlag. Es war, als ob lauter kleine Stecknadeln angeflogen kämen, und wir verzogen uns unter die Zdarskysäcke, bis der Zauber vorüber war. Als es wieder heller und nicht mehr so stürmisch war, krochen wir unter den Säcken hervor und konnten unsere Kameraden etwa 20 Kilometer entfernt sehen, wie sie auf einem Gipfel einen Steinmann errichteten. Sie hatten von alledem nicht viel gespürt, auch die Seniorenseilschaft sahen wir auf einem Schneegipfelaufbau nach dem Abstieg suchen.

Weiter zogen wir nun dem Schneegipfel zu, es war fast wie ausgemacht, daß wir nicht über die Ostseite aufsteigen wollten, durch die ein blankgrün schillernder Eisgürtel zog. Der wäre nicht „ohne" gewesen, weshalb wir vom Südostgrat her den Aufstieg versuchen wollten. Am Fuße blieben zuerst die Rucksäcke mit dem nicht notwendigen Ballast zurück und weiter oben die Schier. Der letzte Aufstieg führte über steileres, hartes Eis zum Gipfel, ein böenhafter Sturm sprang uns manchmal entgegen, ohne eine einheitliche Richtung zu haben, und nach dem nun langen Tag erreichten wir müde den Gipfel. Schnell einige Aufnahmen gemacht, und mit knurrigem Gemüt stiegen wir ab zu den Rucksäcken und sahen uns dabei nach einem günstigen Biwakplatz um. Ein weiter nordwestlich gelegener Gipfelaufbau aus Gestein erschien uns günstig, und wir steuerten auf ihn zu. Der Boden wurde etwas eingeebnet, Wasser war auch erreichbar, also Mensch, was willst du mehr! Essen und trinken und dann hinein in den Biwacksack, mit dem Körper etwas hin- und hergerutscht, damit sich die Steine besser anpassen, und dann versuchst du zu schlafen, bis dich dein Zähneklappern weckt. So ungefähr sind die vielbesungenen und verheroisierten Biwaks. Mir waren sie noch nie „freundlich und warm" erschienen.

Der Sturm hatte etwas zugenommen und auch leichter Nebel kam auf. Ich hatte den Steinschlaghelm als Kopfpolster verwendet, und blödsinnigerweise hob ich den Kopf einmal, um zu sehen, ob Lois schlafe. Schon hatte der Sturm meinen Steinschlaghelm entführt, auch das noch! Gegen 3 Uhr morgens wagten wir die Frage, ob der andere geschlafen habe, und jeder sagte nein, es sei zu kalt, trotz Anorak, Wollpullover, Daunenjacke und warmer Unterwäsche! Wir knabberten etwas und blickten in das trostlose Grau des Nebels hinaus, höchstens 10 Meter Sicht und dazu ein „netter" Wind. Nach einigem Zaudern stiegen wir doch noch auf den Berg, an dessen Fuß wir biwakierten. Lustlos stiegen wir in den von Blankeis durchzogenen Felsen, und den höchsten Punkt krönten wir mit einem ziemlich kleinen Steinmann. Es mußte ja der höchste Punkt sein, denn der Gipfel bot nur Platz für ein paar Leute und fiel nach allen Seiten ab, allerdings sahen wir nur Nebel und hörten die Begleitmusik des Sturmes. Das Aneroid zeigte 1770 Meter an, und nach einer Aufnahme suchten wir wieder vorsichtig den Weg hinunter.

Diesmal war die „Namensgebung" auch dieses unbenannten Gipfels leicht und den Umständen angemessen, es war das „Nebelhorn". Unten angekommen, nahmen wir die Rucksäcke auf und schnallten die Kurzschier an, und nun ging's zurück zum Lager. Wir ver-

suchten die alten Spuren zu finden. Als das nicht gelingen wollte, Kompaß 'raus, und es brauchte ein Weilchen, bis wir uns über die Richtung einig wurden. Dann fanden wir auch vage Spuren unseres Anmarschweges, und in dichtem Nebel zogen wir nach Norden. Der heulende Wind begleitete uns und schob bei jedem Schritt ein bißchen nach, mit einem kleinen Segel wären wir über den eisigen Untergrund nur so dahingeflitzt. Richtig aufgeatmet haben wir erst, als wir das Gelände erkannten und wußten, wo wir genau waren. Während im Süden noch die Nebel dräuten, wurde es dem Lager zu immer lichter, und nun war uns auch wieder „sauwohl". Gar nicht mehr so eilig fuhren wir über den Gletscherhang zum Eisbruchdepot, und weiter ging's zu Fuß dem Lager zu. Dosch, Herzinger und Wasel waren schon im Lager. Wir kamen gerade zurecht, denn sie hatten sich eben zum Essen um den Kochtopf versammelt, und wir hielten gleich fest mit, daß ihnen die Augen übergingen. Die Senioren waren noch nicht zurück, wir machten uns jedoch nicht viel daraus und legten uns am hellen Nachmittag in den Schlafsack. Am nächsten Tag tauchten unsere Senioren auf. Nachdem auch sie gegessen hatten, hub ein Erzählen und Fragen an: „Wie ist's euch ergangen?" Wart ihr da droben, und wie schaut dort unser Bergneuling aus?" Karlfried Wasel erzählte, wie müde er war und wie „ihm die Zunge um die Knie schlackerte". Schön langsam erfuhren wir alles. Lassen wir nun die anderen erzählen, zuerst die Senioren und dann die Jüngeren:

So berichtete Stefan Rausch: Endlich ist es so weit! Wir ziehen Bergen entgegen, die noch kein Mensch betrat. Jeder ist in Hochstimmung! Nach dem Gletscherbruch in 600 Meter Meereshöhe trennen sich die drei Seilschaften voneinander. Kurt Gilg aus Graz, ein überaus vorbildlicher Bergkamerad, ist mein Begleiter. Unser Ziel ist ein formenschöner Berg, der den ganzen Sermilikgletscher sowie das letzte Drittel des Sermilikfjordes beherrscht. Wenn uns seine Besteigung glückt, soll er Sermilikspitze heißen. Dieser Name drängt sich beinahe von selbst auf. Ja wenn ... Leicht wird es nicht sein, denn der Gipfel wird von allen Seiten durch schroffe Wände verteidigt.

Während unsere Kameraden mit ihren Kurzschiern steile Aufstiegsspuren in den Schnee zeichnen, gehen Kurt und ich das riesige Gletscherbecken in nordöstlicher Richtung an. Wir haben auf das Mitnehmen von Schiern verzichtet, denn uns erwarten auf dieser Fahrt mehr Felsen als Firnhänge. Wir weichen Schmelzwasserbächen aus, die sich ihren Lauf tief ins Eis gegraben haben und dann irgendwo unter der Eisdecke weiterfließen. Über kleine Spalten springen wir hinweg, ohne jedoch leichtsinnig zu werden. Nach einer guten Stunde hemmt ein weiterer Gletscherbruch unser zügiges Tempo. Im unteren Teil ist das Eis noch nicht allzusehr zerrissen, und weiter oben queren wir nach links zu einer riesigen Steinmoräne hinaus. Mehrere hundert Meter schinden wir uns auf den losen Blöcken empor und gelangen dann in ein Gletscherbecken, aus dem sich hufeisenförmig eine wilde, schöne Berggruppe erhebt. Hufeisengletscher taufen wir den Eisstrom.

Der Höhenmesser zeigt 1200 Meter. Wir wollen eine längere Pause einlegen. Die erste seit sechs Stunden. Die schweren Rucksäcke fallen zu Boden und der Kocher summt seine Melodie. Während der Rast studieren wir eingehend die Berge im Umkreis. „Kruzitürken, des gibt a pfundige Umrahmung", sag' ich zum Kurti, und der ist derselben Meinung. Ganz links bei einer Felsrippe, die auf den Gipfelgrat zieht, wollen wir anfangen. Wir haben es plötzlich sehr eilig. Nichts ist's mit der längeren Pause. Das Kletterfieber hat uns gepackt. Einen großen Steinmann errichten wir noch an auffallender Stelle und hinterlegen für die Kameraden eine Nachricht über unser Vorhaben. Steigeisen und Eispickel werden auf den Rucksack geschnallt, dann beginnt die Arbeit im Fels.

Über steile Granitwände klettern wir empor. Jeder steigt dort, wo er die geringsten Schwierigkeiten vermutet. Oft sind wir 20 bis 30 Meter voneinander entfernt, dann führt uns ein Band oder eine kleine Kanzel wieder zusammen. Lange klettern wir ohne Seilsicherung, um Zeit einzusparen. Natürlich sind wir vorsichtig, denn der Fels ist teilweise brüchig, und der Rucksack erlaubt ebenfalls kein wildes Drauflosstürmen. Trotzdem wächst unter uns die Tiefe. Etwa 100 Meter unterhalb des Gipfels zwingt uns plattiger

Fels, das Seil anzulegen. Wir überklettern einige nette Wandstellen. Dann sind wir auf dem Gipfelgrat, und wenige Minuten später stehen wir auf unserem Wartstein. 1710 Meter zeigt uns der Höhenmesser an.

Ein eisiger Wind peitscht das Gesicht. Von Westen her bewölkt sich der Himmel. Schnell bauen wir aus großen Blöcken einen Steinmann und machen einige Gipfelaufnahmen. Unbeschreiblich schön ist der Blick hinab zum Fjord, und die unzähligen Berge ringsum stimmen uns direkt feierlich. Durch das Fernglas sehen wir Toni und Lois mit ihren Schiern den Gletscher emporsteigen. Obwohl die Sonne scheint, setzt uns der Wind arg zu. Darum verweilen wir nicht lange auf unserem ersten Grönlandgipfel. Wir steigen ab in eine Scharte, um weitere Gipfel im hufeisenförmigen Hauptkamm zu besteigen. Unser Weg führt in nördliche Richtung. Ohne jede Schwierigkeit kommen wir bis zu einer Höhe von 1890 Metern. Kalte Regenschauer zwingen uns, für kurze Zeit unter dem Biwaksack Schutz zu suchen. Es erscheint aussichtslos, den gesamten Hufeisengrat zu machen, der noch drei Gipfel und endlos lange Grate aufweist. Wir entschließen uns daher, unser ursprüngliches Ziel, die Sermilikspitze, zu besteigen.

Das Wetter ist wieder etwas verträglicher geworden. Wir lassen einen Rucksack und die Eispickel zurück und steigen 200 Meter tief zu einer Scharte ab. Wir gehen am Seil. Der Fels ist schlecht geschichtet und kalt. Einige Grattürme werden überklettert, andere umgangen. Immer unerträglicher wird der arktische Wind. Der Fels ist teilweise so kleingriffig, daß wir ohne Handschuhe steigen müssen. Zum erstenmal, seit wir in Grönland sind, ist uns richtig kalt. Zum Glück wird der Weiterweg von der Scharte aus leichter. Ein Ostgrat führt uns auf den 1870 Meter hohen Gipfel. Wir betreten ihn um 18 Uhr. Der Blick zu unserem Lager und zum Fjord ist großartig. Einen Steinmann bauen wir noch auf dem nur zwei Quadratmeter großen Gipfel. Eilig wird dann aufgebrochen, denn es liegt ein Hochgewitter in der Luft. Wir müssen ja wieder über die schwierigen Stellen zurück, und da soll uns kein Schneesturm die Kletterei erschweren. Es geht wieder dem Hauptgrat zu, und wir können die Blicke von dem höchsten Berg dieser Gruppe nicht mehr losreißen. Eine wohl 20 Meter hohe Gipfelwächte schaut zu uns herüber. Auf ihr müßte man einmal stehen!

Jedoch das Wetter verschlechtert sich zusehends. Der Wind wird immer unerträglicher, und es fängt an zu schneien. Mit klammen Fingern klettern wir über vereisten Fels. Trotzdem leiden unsere Stimmung und der Auftrieb nicht darunter. Als das Gelände wieder leichter wird, ziehen wir die Überhandschuhe an, und beide sind wir nun wieder fürs Weitergehen. Beinahe laufen wir in der zunehmenden Dunkelheit an den hinterlegten Ausrüstungsgegenständen vorbei. Ohne Schwierigkeiten ist unser Weiterweg. Kurz unterhalb des Gipfels zwingen uns dann noch Blankeisstellen, die Steigeisen anzulegen. Um 23 Uhr stehen wir auf dem höchsten Punkt, auf der Gipfelwächte, zu der wir noch vor wenigen Stunden so sehnsüchtig aufschauten, 1930 Meter hoch. Beißende Kälte läßt uns auch auf diesem Gipfel, den wir Hochkönig nennen, nicht lange verweilen. Dem weiteren Verlauf des Grates folgend, klettern wir 100 Meter tiefer und beziehen ein Biwak. Es schneit noch immer leicht, aber der Schnee wird vom Wind in die Täler hinabgefegt. Die ganze Reservekleidung wird angezogen, ehe wir in die Biwaksäcke kriechen. Nach wenigen Stunden sind wir schon wieder unterwegs. Über einen pfundigen Fels- und Firngrat erreichen wir die 1880 Meter hohe Berglandkuppe. Es ist wärmer geworden. Dafür nimmt uns heute starker Nebel die Sicht. Wir verfolgen den Grat bis zu seinem Ende. Das letzte Eck, welches sehr steil nach Süden abbricht, nennen wir Predigtstuhl. Höhe 1880 Meter.

Es war geplant, hier abzusteigen, eventuell uns abzuseilen, um auf diese Weise wieder zum Hufeisengletscher hinabzukommen. Bei dem starken Nebel können wir es aber gar nicht verantworten, uns ins Ungewisse zu begeben. So müssen wir notgedrungen die ganze Umrahmung wieder zurückgehen. Auf die Sermilikspitze, die ja abseits des Hauptkammes liegt, brauchen wir allerdings nicht mehr. Auch den Wartstein können wir aus-

lassen, denn es findet sich eine günstige Rinne, die wir als Abstieg zum Gletscher benützen können. Das Eis hat heute ganz besondere Tücken. Wir geraten mehrmals in sogenannte Gletschersümpfe. Dies sind Schmelzwasser, die sich auf dem Eis stauen und nicht ablaufen können. Manchmal ist es nicht möglich, ihnen auszuweichen. Dann heißt es so schnell wie möglich durch diesen eiskalten Brei hindurchzuwaten. Die Temperatur beträgt etwa plus 2 Grad und mancher Sumpf ist 100 Meter lang und darüber hinaus. Bei jeder Felsinsel, die aus dem Gletscher ragt, winden wir die Strümpfe aus und gießen das Wasser aus den Bergschuhen.

Diese Gletschersümpfe zählen zu den größten Widerwärtigkeiten, die einem Bergsteiger begegnen können. Wir erreichen ohne weitere Zwischenfälle das Gletscherbecken, in welchem wir uns von den Kameraden getrennt haben, und zu sehr später Stunde trafen Kurt und ich im Lager ein.

Ernst Herzinger berichtet: 1. Juli 1962. Es ist 8.30 Uhr morgens. Ich verweile mit Dosch und Wasel bei unserem Depot ober dem Eisbruch in einer Höhe von etwa 600 Metern. Die anderen vier Kameraden haben sich bereits von uns getrennt, und wir schauen ihnen noch geraume Zeit nach, bis sie unseren Blicken entschwinden. Wir teilten uns hier in drei Gruppen, um so ein größeres Gebiet durchstreifen zu können. Unsere Gruppe sollte einen Seitengletscher erkunden und eventuell mögliche Gipfel besteigen. Es würde uns also beschieden sein, was heute in den schon übererschlossenen Alpen keinem Bergsteiger mehr möglich ist, nämlich absolutes Neuland zu betreten. Doch schon macht unser Benjamin, es ist dies Adi Dosch, den Anfang. Er schultert den Rucksack und die Schier und zieht los. Wir schließen uns an, und nach einer halben Stunde erreichen wir über einen Moränenrücken den Ausläufer des Gletschers, über den wir dann aufsteigen. Hier legen wir die Schier an, und schon ist das Bergangehen viel gemütlicher. Zwischendurch machen wir immer wieder Kartenskizzen und legen die wichtigsten Punkte auch höhenmäßig fest.

So kommen wir allmählich immer höher ins eigentliche Gletscherbecken. Links von uns ragt eine glatte Granitwand auf, zu unserer Rechten allerdings können wir einen fast senkrechten Schotterhaufen bewundern. Dasselbe Charakteristikum zeigt auch der Talschluß, dem wir zustreben. Um 11.30 Uhr haben wir eine Höhe von 1220 Metern erreicht, und es wird Zeit, daß wir die Schier mit dem Seil vertauschen. Wenn wir hier einen der umliegenden Gipfel erreichen wollen, müssen wir trachten, eine ausgeprägte Scharte zu erreichen. Wenn wir allerdings den dafür notwendigen Weg ansehen, überfällt uns ein ungutes Gefühl. Eine steile Felsrippe, etwa 200 Meter hoch, ist der günstigste Weg. Allerdings sieht die ganze Sache nicht sehr vertrauenerweckend aus. Die ganze Rippe ist ein aufgeschichteter und angelehnter Blockhaufen, und bei genauerer Umschau entdecken wir einige solcher Rippen bereits am Gletscherboden liegen. Was Wunder, daß wir wie auf rohen Eiern nach oben streben. nach einer Stunde haben wir die Scharte glücklich erreicht und befinden uns auf einer Höhe von 1450 Metern. Von hier ersteigen wir in leichter Kletterei unseren ersten Gipfel. Um 14 Uhr stehen wir auf dem 1510 Meter hohen Gipfel, den wir „Schärtenspitze" taufen. Doch der höchste Punkt in dieser Gruppe ist noch ausständig.

Von der Scharte aus steigen wir zum Gipfel des 1710 Meter hohen „Hohen Göll" auf. Der Ansteig ist unschwierig. Vom Gipfel haben wir einen herrlichen Ausblick auf die umliegenden Berge, und ein schöner Tiefblick auf den Sermilikfjord tut sich vor uns auf. Wir bauen noch einen ordentlichen Steinmann und machen uns wieder an den Abstieg, da das Wetter bereits wieder schlechter wird. Im Gebiet unserer Kameraden sehen wir schon die ersten Schneegestöber. Wir atmen spürbar auf, als wir im Abstieg den Schotterhaufen ohne Hindernisse hinter uns haben. Schnell vertauschen wir das Seil mit unseren Schiern, und in einem Saus geht's unsere Aufstiegspur hinunter. Allerdings nicht ohne Zwangsaufenthalte. Gar manches Mal muß einer von uns in den Schnee beißen. Bei einer kleinen Moräneninsel schlagen wir unser Biwak auf, denn es ist mittlerweile 21 Uhr ge-

worden. Am nächsten Tag ist das Wetter keineswegs einladend, und so entschließen wir uns, zum Uferlager abzusteigen. Anfangs benützen wir noch die Schier und suchen auch den letzten Rest Schnee zusammen, um noch ein paar Meter abfahren zu können. Um 7 Uhr früh kommen wir ins Uferlager zurück.

*

Nach einigen Tagen der Rast, an denen zugleich etwas unbeständiges Wetter war, wobei auch wieder einmal etwas Regen fiel, wollten die beiden Reichenhaller einen Nunatak ersteigen und ihn Reichenhaller Turm nennen. Am frühen Morgen beehrte uns ein Besuch in der Küche. Ein schöner Polarfuchs hatte sich an den vom Koch so ängstlich vor uns beschützten Vorräten gutgetan und als eiserne Reserve ein Speckstück im Gewicht von zwei Kilogramm mitgenommen. Obwohl der Koch in Unterhose, mit Steinen bewaffnet, hinterdreinsauste, hatte das Füchslein keine Eile. Es schaute nur manchmal um, „ob er näher käme", um dann, gemütlich hinter einem größeren Stein verschwindend, sich außer Gefahr zu bringen.

Wir wollten natürlich diesen „Frühaufstand" ausnützen und machten uns auf den Weg. Ein Weilchen schloß ich mich den Reichenhallern an, um dann den westlich gelegenen „Hausberg" zu ersteigen. Über seine Ersteigbarkeit waren wir uns nicht ganz klar. Der eine wollte die Schneerinne aufsteigen, der andere links, der dritte rechts und die ganz Schneidigen gerade hinauf, um im Ernstfalle gar nicht zu gehen. Er war einfach zu schwer und zu „unbedeutend". Aber ich hatte mich schon einmal auf den Weg gemacht, und nun wollte ich ja sehen. Ein paar Haken, 40 Meter Seil, Verpflegung und Biwakzeug, da kann schon was kommen. Im unteren etwas steinschlaggefährdeten Teil baute ich auf den Grundsatz, „daß nicht jeder Stein trifft" und bis der mir bestimmte kommt, bin ich droben.

Langsam kam ich einem etwa 150 Meter langen Kamin näher, über dessen wasserüberronnenen Felsen ging's dann ganz gut hinauf. Das Wasser sorgte für ausreichende Kühlung, und bald erreichte ich eine nach rechts gut gangbare Steilrampe, die zum Nordgrat führte. Tief unten leuchteten die Zelte als orangefarbene Punkte herauf. Ein Blick auf das Aneroid zeigte mir 800 Meter an, ich gönnte mir eine Rast, und weiter ging's dem Gipfel zu. Die Schwierigkeiten gingen nicht über den IV. Schwierigkeitsgrad hinaus, also gerade geschaffen zu einer genußreichen Kletterei. Nur der Rucksack war lästig, aber es war ja ganz Wurst, ob ich die Knie benützte oder sonst irgendwie schwindelte, wichtig war, daß ich gut und sicher höher kam. Nachdem ich nun 1050 Meter gut hinter mich gebracht hatte, stand ich vor dem etwa 150 Meter hohen, steilen Gipfelaufbau. Als letzter Aufschwung stellte er sich noch einmal entgegen, aber nachdem ich ein bißchen „um den Brei" geschlichen war, ging es weiter in einem Kamin zu einer seichten Verschneidung, die dann über gutgriffige Granitplatten zum Gipfel leitete.

Ein Blick auf das Aneroid zeigte 1260 Meter an, aber es war für mich nicht wichtig, ich war zufrieden mit mir und der 1000-Meter-Wand. Herz, was willst du mehr? Es war auch plötzlich nicht mehr wichtig, eine Erstbegehung gemacht zu haben. Es zählte nur mehr das Erleben am Berg, und man sah alles in rosigem Licht. Kein Sieges- oder Triumphgefühl, sondern nur Zufriedenheit. Keine Einsamkeit, obwohl alles so weit weg war, bedrückt einen, und seltsamerweise braucht man auch niemanden zum Reden, nur mit den Augen erfreut man sich an der Schönheit der Natur. Ich bin kein Poet oder Schwärmer, aber gerade diese Gipfelstunden versucht man immer wieder zu erleben. Vielleicht mag es manchem ketzerisch erscheinen, dies zu schreiben und nicht die Leistung zu zählen. Aber man bedenke, daß Leistungen, mögen sie sportlich oder bergsteigerisch sein, überboten werden und auch bis zu einem gewissen Grad zurücktreten können, aber das Erlebnis solcher Stunden begleitet einen ein Leben lang.

Was weiter geschah, ist schnell erzählt. Zum Lager zurück? Jetzt schon? Nie! Ich stieg über eine 600-Meter-Wand ab in das Kar, um die westliche Berggruppe zu ersteigen,

teils über Schneerinnen, später über Wände und Grate, an schwierigen Stellen band ich den Rucksack an das 40-Meter-Seil und hißte ihn nach, und weiter ging's dem nächsten Gipfel zu. In einer Scharte, zu der ich wieder zurück mußte, blieb der Rucksack, und um 21 Uhr stand ich auf dem nächsten Gipfel, 1580 Meter. Gemütlich kletterte ich zum Rucksack zurück und richtete mir einen kleinen Biwakplatz zurecht. Bis jetzt war's nicht schwierig gewesen, nur bis zum IV. Grad, gerade recht. Das Biwak war wie üblich: Zuerst wird gegessen, dann der Platz geebnet, und wenn so ein widerspenstiger Stein immer wieder drückt, sucht man sich den Missetäter und schmeißt ihn hinunter, von einem zarten Ausdruck begleitet. Wenn's dann allmählich Morgen wird oder werden soll, weil man friert, schaut man alle Augenblicke nach, ob's nicht schon ginge, und friert dann geduldig zähneklappernd weiter. Nein, zum Helden eigne ich mich nicht, denn dann dürfte ich nie frieren, nie feig sein und keine Angst haben, was wär' das für ein Leben!

In der Morgendämmerung ging's dann weiter über einen brüchigen Grat und das anschließende Eisfeld, die letzten 300 Meter zum nächsten Gipfel, 1730 Meter. Der anschließende Grat erlaubte mir kein „Kneifen", so blieb mir der Gipfel nicht erspart. Aber nun endgültig der letzte. Hier wurde erst einmal Tee gebraut und „geschlemmt", bevor es über den Eisbruch dem Lager zu ging, in dem ich die Kameraden schon versammelt wähnte. Der Eisbruch war durch die starke Abschmelzung und Fließgeschwindigkeit einer starken Veränderung unterworfen. Sein Begehen wurde immer ungemütlicher, und als ich dem Lager näher kam, schaute ich immer mehr nach den anderen aus, wo sie nur blieben, keiner war zu sehen. Adi und Lois müßten eigentlich lange hier sein. Auch die anderen müßten den Erkundungsgang am jenseitigen Ufer des Sermeqgletschers schon beendet haben. Ein hinterlassener Zettel besagte jedoch, daß sie erst am späten Abend zurück sein würden. Wir wollten am nächsten Tag noch zu einigen markanten Berggestalten am jenseitigen Ufer des Sermeqgletschers aufbrechen. In der warmen Sonne trocknete ich zuerst meine Sachen, und dazwischen wurde gut gegessen und herrlich gefaulenzt, einige Eintragungen ins Tagebuch gemacht, und gegen Abend, als es kälter wurde, mußte leider auch zusammengeräumt werden. Dann kamen auch die anderen Kameraden, nur die beiden Reichenhaller blieben aus. Was war da los?

Am Morgen des nächsten Tages waren die beiden noch immer nicht da, und seltsamerweise brannte am anderen Ufer des Sermeqgletschers eine große Tundrenfläche. In Sorge um die Reichenhaller brachte ich den Brand mit den beiden in Verbindung und wollte hinüberschauen, aber Gilg wies das weit zurück und meinte, wenn Lois und Adi drüben wären, würden sie nicht so „dumm" sein, einen so großen Brand zu entfachen, sondern ein kleines Signalfeuer geben, und außerdem seien sie ja in ganz entgegengesetzter Richtung weggegangen und „nur", um den Nunatak zu ersteigen. Sie wollten zur gemeinsamen Tour rechtzeitig wieder da sein. Abends wurde es mir zu blöd, und wir stiegen alle in Richtung Eisbruch auf zum „Reichenhaller Nunatak" mit voller Rettungsausrüstung, falls etwas passiert wäre.

Im Eisbruchdepot finden wir einen Zettel. „Nach Ersteigung des Nunatak gehen wir nach Norden zu den dort liegenden weiteren Nunatakern." Na ja, noch schwebten wir zwischen Wut und Angst um die beiden hin und her, weil sie das Besprochene nicht eingehalten und uns unnötigerweise zu einer Rettungsaktion gezwungen hatten. Nächsten Tag gingen zwei zum Lager zurück, um Signal zu geben, wenn sie dort einträfen, während Gilg, Rausch und ich die „Reichenhaller Spur" verfolgen wollten, bis wir die genaue Richtung hätten. Spät am Abend kamen wir ins Lager zurück, von weit oben hatten wir schon mit dem Habicht-Fernglas das Signal erkannt, „beide im Lager eingetroffen". Müde und knurrig hörten wir uns dann an, wie es dazu kommen konnte, und ganz wohl war mir nicht, denn gerade diese Sache hätte unangenehm ausgehen können, und wir hätten unsere Reichenhaller kaum finden können. Trotzdem hatten sie eine schöne, wenn auch anstrengende Tour hinter sich.

Lassen wir nun Lois Häusl erzählen:

Am Morgen des 5. Juli 1962 gab es gegen 8 Uhr überraschend schönes Wetter. Wir packten schnell unsere Rucksäcke in dem Glauben, daß es in ein paar Stunden wieder Schlechtwetter werden würde und man deshalb die Zeit nützen müsse. Zu der üblichen Ausrüstung wanderte noch für zwei Tage Verpflegung in den Rucksack. Geplant war, daß wir, Adi Dosch und ich, an diesem Tag den kühnen Turm, der sich etwa einen Kilometer westlich vom Eckberg befindet, ersteigen.

Kurz vor 9 Uhr verließen wir das Uferlager. Wir gingen den bekannten Weg über den Moränenrücken und den Gletscherbruch des Südgletschers zum P. 600. Im Westen deutete sich schon wieder eine Wetterverschlechterung an. Schnell hatten wir die Seehundfelle aufgeschnallt, und weiter ging es auf den Schiern unserem Ziel entgegen. Am Fuße des oben genannten Turmes erkundeten wir die beste Aufstiegsmöglichkeit. Nach eingehender Betrachtung entschieden wir uns für den Südostgrat. Die Schi- und Eisausrüstung zurücklassend, begannen wir die Kletterei in diesem brüchigen Granitgestein. Über leichtes Schrofengelände erreichten wir bald den Beginn der eigentlichen Schwierigkeiten. Hier seilten wir uns an, und abwechselnd in der Führung überwanden wir die nun folgenden Risse, Kantenaufschwünge und Kamine. Nach zwei Seillängen wurden wir von dem sich hier senkrecht aufbäumenden Grat in die Westwand abgedrängt. Von nun an kletterten wir in der Sonne und waren froh, den windigen Grat verlassen zu haben.

Das Klettern machte uns Spaß, trotzdem der sonst feste Granit hier sehr brüchig und morsch war. Nach drei Seillängen, bei denen Schwierigkeiten von III+ zu überwinden waren, erreichten wir um 15 Uhr den 1300 Meter hohen Gipfel. Er wurde „Reichenhaller Turm" getauft. Zum Abstieg wählten wir die Aufstiegsroute. Wir konnten alles abklettern und erreichten ohne Zwischenfall den Platz, an dem wir unsere Schiausrüstung deponiert hatten. Hier gönnten wir uns eine Pause von einer halben Stunde.

Ein Blick nach Westen bestätigte uns, daß sich die gegen Mittag aufgezogenen Wolken aufgelöst hatten und das schöne Wetter sich durchsetzte. In dieser Richtung, in die noch niemand von uns vorgedrungen war, zeigten sich markante Berge und Gipfel.

Am Eckberg vorbei hatschten wir mit unseren Schiern diesen Bergen zu. Gegen 18.30 Uhr bestiegen wir im Vorbeigehen einen Nunatak. Wegen seines roten Gipfelgesteins tauften wir ihn „Rotkopf" (1690 Meter).

Weiter zogen wir unsere Schispur nach Norden. Nach etwa zwei Stunden kamen wir verlockend nahe an zwei bereits von zwei Mitgliedern unserer Expedition erstiegene Berge heran. Es wurde kurz Kriegsrat gehalten, und schon machten wir uns an ihre Ersteigung. Um 21 Uhr standen wir auf der „Berglandkuppe" (1880 Meter), und bald darauf auf dem „Hochkönig" (1930 Meter). Es war bei beiden eine Zweitersteigung. Nach diesem Abstecher nach Westen gingen wir jetzt nach Nordosten. Von hier ab bewegten wir uns in einem auch für uns völlig unbekannten Neuland.

Kurz vor Mitternacht erreichten wir den Fuß von zwei sich fast aufs Auge gleichenden Bergspitzen. Wir tauften diese beiden Gipfel „Zwillingsspitzen", und beide (Ostgipfel, 1860 Meter, und Westgipfel, 1850 Meter) erstiegen wir noch vor dem Biwak. Das Biwak richteten wir uns am Fuße der „Zwillingsspitzen" auf einem kleinen Schneeplateau ein. Um 0.30 Uhr am 6. Juli kamen wir endlich zur Ruhe.

Freitag, den 6. Juli 1962. Bereits um 4 Uhr früh kroch ich aus dem Biwaksack und begann auf dem kleinen Benzinkocher das Frühstück zu bereiten. Frierend schlangen wir die Kekse und die Schokolade hinunter. Endlich gegen 5 Uhr brachen wir von unserem Biwakplatz auf. Unsere Marschrichtung schwenkte wieder nach Norden. Eine auffallende Felspyramide wurde an diesem Tage als erstes erstiegen. Sie wurde das „Häuslhorn" (1870 Meter) genannt, und von ihr konnten wir mit den Schiern weit abfahren. Nun querten wir eine weite, mit riesigen Gletscherspalten durchsetzte Schneefläche. Hier auf

dieser Höhe ging der Sermilikgletscher ins Inlandeis über. Um 9.30 Uhr standen wir auf dem Gipfel des „Itiquequ Nunatak" (1840 Meter).

Einmal in unserem Element, waren wir mit dieser Ausbeute noch lange nicht zufrieden, zudem war das Wetter einmalig schön. Doch es war zu überlegen, daß die Verpflegung langsam ausging und wir bis morgen früh, wie ausgemacht, im Uferlager sein sollten. Für das Dafür sprach ein mächtiger Berg zu unserer Rechten und die Möglichkeit einer vollständigen Umrahmung des Sermelikgletschers. Bei etwas Glück konnten wir das schnell schaffen und noch rechtzeitig das Uferlager erreichen, bevor unsere Kameraden zur Suche nach uns ausrücken würden. So entschlossen wir uns zum Weitermachen.

Abfahrend bis 1600 Meter und dann wieder aufsteigend erreichten wir um 12 Uhr den Gipfel (2070 Meter) des mächtigen Berges. Getauft haben wir ihn das „Hohe Brett", und es wurde der höchste Punkt, der im Verlauf der Expedition erreicht wurde. Zuerst konnten wir genußvoll abfahren, und dann folgte ein etwa 12 Kilometer langer Langlauf über einen flachen Gletscher nach Süden. Wir umgingen hier eine niedere Bergkette, und etwa auf Höhe unseres Uferlagers versuchten wir, den Sermilikgletscher zu erreichen. Etwa um 19 Uhr erreichten wir, noch über einige Scharten auf- und absteigend, das Nordufer des Sermilikgletschers. Jetzt trennte uns nur noch der Sermilikgletscher von unserem Uferlager, das sich auf der gegenüberliegenden Seite befand. Gleich mit der Überquerung beginnend, hofften wir noch an diesem Tag das Lager zu erreichen. Wie wir mit dieser Hoffnung enttäuscht wurden, bekamen wir bald zu spüren. Nach kurzer Zeit bekam Dosch heftige Magenschmerzen und mußte sich übergeben. Dieses Übel war vermutlich auf den Genuß von konzentriertem Zitronensaft zurückzuführen. Dieser Zwischenfall und die Nachwirkung wirkten sich sehr hemmend auf unser Marschtempo aus. Zu allem Überfluß kam noch hinzu, daß sich der Gletscher, zumindest an dieser Stelle, als unüberwindbar erwies. Es blieb uns in diesem Moment nichts anderes übrig, als das ganze Stück bis zum Ausgangspunkt am Gletscherrand zurückzugehen. Hier angekommen, richteten wir uns einen Biwakplatz her und kamen gegen 23.30 Uhr zur Ruhe.

Samstag, den 7. Juli 1962. Nach kurzer Ruhe stieg ich um 0.15 Uhr vom Biwakplatz aus gleich auf die dahinter befindliche Höhe. Hier versuchte ich, Brennmaterial (Polarweide) zu sammeln, um am frühen Morgen Rauchzeichen zu geben. Adis Zustand war doch besorgniserregend, und so entschloß ich mich für die Alarmierung der Kameraden. Gegen 2 Uhr begann ich mit meinen Rauchzeichen. Bald jedoch hatte sich das Feuer in dem dürren Weidengras eingefressen, und es entstand ein riesiger Flächenbrand. Trotz dieses Feuers wartete ich bis 15 Uhr vergeblich auf ein Zeichen unserer Kameraden. Wie wir später erfuhren, tippten unsere Kameraden auf Selbstentzündung und schenkten diesem Feuer keine Aufmerksamkeit.

Wieder am Biwakplatz angelangt, konnte ich eine Besserung von Adis Zustand feststellen. Nach kurzer Überlegung entschlossen wir uns zu einem nochmaligen Versuch, den Gletscher zu überschreiten. Diesmal gingen wir schon ziemlich weit am Ufer entlang den Gletscher aufwärts, ehe wir in ihn einstiegen. Auch jetzt mußten wir öfters umkehren und es wieder an einer neuen Stelle versuchen, bis es uns endlich gegen 21 Uhr gelang, das andere Gletscherufer zu erreichen. Wir hatten im Gletscher ziemlich harte Arbeit zu leisten. Oft mußten wir kühne Sprünge über Spalten wagen, und nicht selten waren Eistürme zu ersteigen, bei denen extreme Eiskletterei zu meistern war.

Glücklich, das andere Gletscherufer erreicht zu haben, legten wir uns für ein paar Stunden in den Biwaksack, bevor wir noch die letzten Kilometer zum Uferlager zurücklegten.

Sonntag, den 8. Juli 1962. Von Hunger und einer inneren Unruhe getrieben, begann bereits um 2 Uhr unser letzter Marsch. Das letzte Hindernis — einen Gletscherrandsee — umgehend, erreichten wir um 6 Uhr das Uferlager. Nach 69 Stunden, davon 50 Gehstunden, waren wir nach einer Leistung von etwa 105 Marschkilometern mit einer Höhen-

differenz von etwa 10.360 Metern endlich am Ziel. Die ganze Tour nannten wir die „Große Reibe" und waren stolz auf sie. Die bereits zu unserer Suche ausgerückten Kameraden konnten wir durch Zeichengebung zurückrufen.

*

Wir unternahmen noch einen weiteren vergeblichen Versuch, auf das andere Ufer des Sermilikgletschers zu kommen, um dort weitere Erkundungen und Ersteigungen vorzunehmen. Durch die erfolgten starken Kalbungen war das Wasser derart mit Eisschollen bedeckt, daß das Boot im Eise steckenblieb. Mit den Rudern schoben wir uns weiter, wir konnten sie kaum ins Wasser tauchen, und waren froh, überhaupt noch ans Ufer zu kommen. Wasel machte sich nun auf den Weg, nach Nanortalik zu fahren, um ein Fischerboot zu holen. Nachdem er die Karte genau studiert hatte, fuhr er los. Er glaubte den Weg sehr gut zu kennen. Um Mitternacht des darauffolgenden Tages, wir wähnten Wasel schon in Nanortalik, klopfte es an unser Zelt. Ich traute meinen Ohren kaum, denn Wasel rief: „Toni, komm raus!" Er war nicht nach Nanortalik gekommen, und sein Zustand war besorgniserregend. Während ich ihm langsam etwas zu essen bereitete, erfuhr ich den Zusammenhang.

Lustig und voller Zuversicht war er gut ausgerüstet losgefahren, und laut Karte sollte er sich immer an das linke Ufer halten, bis er auf die Höhe von Nanortalik käme. Also drauflos, immer links, vorbei am ersten Fjordseitenarm, in den er laut Karte nicht hinein sollte, und weiter ging's immer links, Kilometer um Kilometer. Der starke Wellengang machte ihm sehr zu schaffen und das plus 4 Grad Celsius warme Wasser war alles andere, nur nicht angenehm. Plötzlich kam ihm die Gegend bekannt vor. Er stieg ans Ufer, baute einen Steinmann und fuhr wieder weiter. Nach weiteren 40 Kilometern sah er wieder einen Steinmann, und als er ausstieg und ihn untersuchte, war es der, den er vorher gebaut hatte. Teifi, Teifi! Er war eine „Ehrenrunde" gefahren und nun war die ganze Geländekenntnis beim Teufel! Nichts wie zurück zum Lager. Etwa 160 Kilometer war er gefahren und ganz vergeblich! Nun gönnten wir ihm einige Tage Rast. Wir hatten Proviant genug.

Stefan Rausch kam dies sehr gelegen, er hatte sowieso noch eine kleine Berggruppe im Auge, die erstiegen werden „mußte", und dazu nahm er mich mit. Ein herrlicher Aufstieg, während über dem Fjord eine dichte Nebeldecke lag, und für Stefan ein schöner Erfolg. Es wurde für ihn der 17. Gipfel, an dessen Erstbesteigung er maßgebend beteiligt war. Doch lassen wir ihn selbst die eigentliche Abschiedstour erzählen:

In unserer Landebucht für die Kajaks ist es nicht mehr recht geheuer. In immer kürzeren Abständen brechen die gewaltigen Eisschollen ab, und von der nahen Bergflanke prasseln häufig Steinsalven auf die ungeschützte Bucht. Am anderen Fjordufer wären noch mehrere Berge, die uns anziehen würden, aber es ist nicht mehr ratsam, den Fjord zu überqueren. Die objektiven Gefahren sind zu groß. Unsere Expedition nähert sich dem Ende. Jedoch ich hab' noch einen Mordsauftrieb. Eine Gruppe nahe gelegener Gipfel steht auf meinem Programm. Unser Expeditionsleiter, Toni Dürnberger, ist sofort für den Plan und wird mein Gefährte sein. Am 11. Juli in aller Frühe brechen wir auf. Unser Weg führt wieder über die Moräne des Seitengletschers. Diesmal geht es allerdings nicht durch den Gletscherbruch, sondern wir wenden uns den linksseitigen Felsen zu, die den Gletscher begrenzen. Über grobes Blockwerk wird ein breites Band erreicht, auf dem wir schnell höher kommen. Wir finden zahlreiche Blumen. Ein etwa 100 Meter hoher Wasserfall stürzt über eine grobgegliederte Granitwand auf unser Band herab. Unser heutiges Ziel soll das große Gletscherfeld sein, aus dem dieses Schmelzwasser kommt. Wir suchen die schönste Stelle der Wand und klettern etwa 200 Meter hoch. Eine größere Querung nach links läßt uns das Gletscherfeld erreichen. Erst stapfen wir über weiche Schneefelder. Zügig geht es aufwärts. Eine über 300 Meter hohe, sehr steile Firnrinne, die einige Blankeisstellen aufweist, zwingt uns, die Steigeisen anzulegen. Das Gehen mit den Zwölfzackern macht uns richtig Spaß. Die Rinne verliert sich in

ungangbares Felsgelände. Eine Querung unter überhängendem Fels findet der Gefährte. Wir gelangen in einen kleinen Talkessel aus dem wir die geplanten Besteigungen ohne große Schwierigkeiten durchführen können.

Nach ausgiebigem Frühstück besteigen wir einen Gipfel nach dem anderen. Den „Rauschberg" (1650 Meter), die „Tivolispitze" (1700 Meter), die „Kopenhagener Spitze" (1710 Meter) sowie den „Kleinen Weitschartenkopf" mit 1540 Meter. Der „Stegauerturm" wird über einen steilen Grat erklettert. Wir nehmen das Seil zur Sicherung. Von allen Gipfeln haben wir eine großartige Sicht auf das Inlandeis und die unendlich vielen Berggruppen, die aus den Gletschern aufragen. Toni macht fortwährend Notizen und Kammverlaufsskizzen. Dies sind unsere einzigen Pausen. Dann eilen wir auch schon wieder los. Es ist heute immer das gleiche. Abstieg zu einer Scharte und auf einem Grat oder über leichte Wandstellen zum nächsten Gipfel. Der „Große Weitschartenkopf" mit 1600 Metern wird erklommen. Hier wollten wir eigentlich Schluß machen mit unserer Gipfelsammlerei, aber längst hatten wir einen formenschönen Doppelgipfel im weiteren Kammverlauf gesehen. „Teufelshörner" scheint uns der richtige Name dafür zu sein. Die müssen natürlich noch unser werden.

Obwohl sich kaum klettertechnische Schwierigkeiten in den Weg stellen, schreiten wir langsam voran. Wir wissen, daß es unser letzter Grönlandberg sein wird, und dies läßt uns besinnlicher, fast möchte ich sagen, ein wenig wehmütig höher klettern. Noch einmal reichen sich zwei Gefährten die Hände auf einem Gipfel, den noch kein Mensch betrat. Noch einmal versuchen sie, all die Eindrücke in sich aufzunehmen, die eine Gipfelrast im hohen Norden schenkt. Großartig ist wiederum der Blick hinab zum Fjord und den Sermilikgletscher. Die vielen im Laufe der Expedition erstiegenen Berge schauen wir zum letztenmal. Schweren Herzens machen wir uns an den Abstieg.

In den darauffolgenden Tagen wurden der Proviant und die Lagerdepots von Freiwilligen ins Lager transportiert, und immer wieder war es Lois, der Lasten trug und mithalf. Die Gesteinssammlungen wurden sortiert und auch die zaghaft verbreitete Vegetation mit den eingelagerten, herrlichen Blumenarten photographiert, sowie von allem ein wenig Bilanz gemacht. Die aus Urgestein bestehenden Gebirgsstöcke mit ihren zahlreichen Gipfeln hatten uns schöne Bergersteigungen gebracht, im ganzen hatten wir 38 Gipfel erstmals bestiegen, und drei Gipfel wurden von einer anderen Seilschaft zweitmalig erstiegen. Das begangene Gebiet umfaßt etwa 40 Quadratkilometer. Das eigentlich sehr milde Klima, das leider unter starker Beeinflussung von feuchter Meeresluft steht, und nicht zuletzt der lange Tag von 3 Uhr morgens bis 22 Uhr hatten uns diese Bergbesteigungen und langen Erkundungswege ermöglicht. Die Durschschnittstemperatur von plus 3 Grad Celsius wird durch die herrschende geringe Luftfeuchtigkeit als relativ warm empfunden. Die Gipfel wurden von uns vorläufig mit Namen versehen, und vielleicht werden auch einige Namen anerkannt, die angegebenen Höhenquoten sind aus Messungen mittels Aneroids ermittelt.

Charakteristisch für die Berge in Grönland sind die schichtartigen Einlagerungen in das Urgestein. Diese verschieden gefärbten Einlagerungen ziehen sich in verschiedenen Steigungen durch den Bergaufbau und geben ein manchmal farbiges Bild von leuchtendem Rot bis zu dunklem Braun. Die Regenmengen in diesem sehr niederschlagsreichen Gebiet werden gierig von den Tundren und Gletschergebieten aufgesogen und nach ausgiebigem Regenfall ist in etwa fünfzehn Minuten schon wieder alles trocken. Die starke Veränderung der Gletscheroberfläche kann große Schwierigkeiten bereiten, großteils wird sie durch Abschmelzung und die schnelle Fließgeschwindigkeit hervorgerufen. Es ist keine Seltenheit, daß diese Gletscher an einem Tag zwei bis drei Meter „fließen".

Wase macht sich nun erneut bereit, nach Nanortalik zu fahren. Diesmal aber nimmt er einen zweiten Mann, den Dosch Adi, mit. Nach einigen kleineren Zwischenfällen erreichen sie diesmal Nanortalik und kehren mit einem Fischerboot zurück. Nun heißt es Abschied nehmen. Die Zelte sind abzubrechen und das restliche Zeug auf dem Fischer-

boot unterzubringen. Die Landebucht war im Laufe der vergangenen Wochen schön langsam verschwunden, und auf einer kleinen Nußschale wurde alles zu dem weiter draußen stehenden Boot gebracht. Ein kleinerer Eissturz ließ uns für die Nußschale das Schlimmste befürchten, aber sie wurde nur etwas herausgehoben und nicht zerquetscht. Als letzte Fracht begaben wir uns nun auch hinunter über das Eis ins Boot. Breite, in das Eis gehackte Stufen erleichterten uns das Einsteigen, und nur die letzten Meter wurde hinuntergesprungen. Zum Abschied verschonte uns der Sermeqgletscher mit einer Kalbung, und es ging ungeschoren unter der Eisbarriere entlang. Zehn bis fünfzehn Meter überragte uns die Eiswand, und mit einem mulmigen Gefühl ruderten wir schnell etwas weiter ab, die letzten Aufnahmen wurden gemacht, und mancher blickte mit Wehmut zurück auf die Stufen im Eis. Der Gletscher wird gar bald diese Spuren verwischen, und nur einige Steinmänner werden als Zeugen bergsteigerischer Tätigkeit auf den Gipfeln stehen.

Dank all jenen, durch deren Hilfe und Verständnis uns dieses schöne Erlebnis ermöglicht wurde. Unochtluarit nuane! — Auf Wiedersehen, du kleines Fleckchen des ach so großen Landes im Norden — Grönland!

Anschrift des Verfassers: Toni Dürnberger, Lofer, Hallenstein 26.

Münchner Spitzbergen-Kundfahrt 1962

VON JULIUS BOHUS

(Mit 4 Bildern, Tafel XIII, XIV)

Eine Bergsteigergruppe des Hochschulinstitutes für Leibesübungen München besuchte im Sommer 1962 unter Leitung von Studienprofessor Julius Bohus Westspitzbergen. Die Expedition hatte sich die bergsteigerische Erschließung weitgehendst unbekannter Gebirge zwischen Magdalenen-Fjord und Liefde-Fjord im Nordwesten der Insel zur Aufgabe gestellt. Die Teilnehmer wurden unter den Studierenden der Münchner Hochschulen nach alpinen und fachlichen Gesichtspunkten ausgewählt: Hans Albert Mayer, Hannes Gottwald, Karl Jacobi, Bärbel Brehmer, Christl Heizer, Werner Seufert und Otto Schwarz. Da die Zielsetzung der Expedition außerhalb des privaten Rahmens von Kundfahrten lag, wurde das Unternehmen vom Ausschuß des Deutschen Alpenvereins, von der Stadt München und von den einzelnen AV-Sektionen finanziell unterstützt.

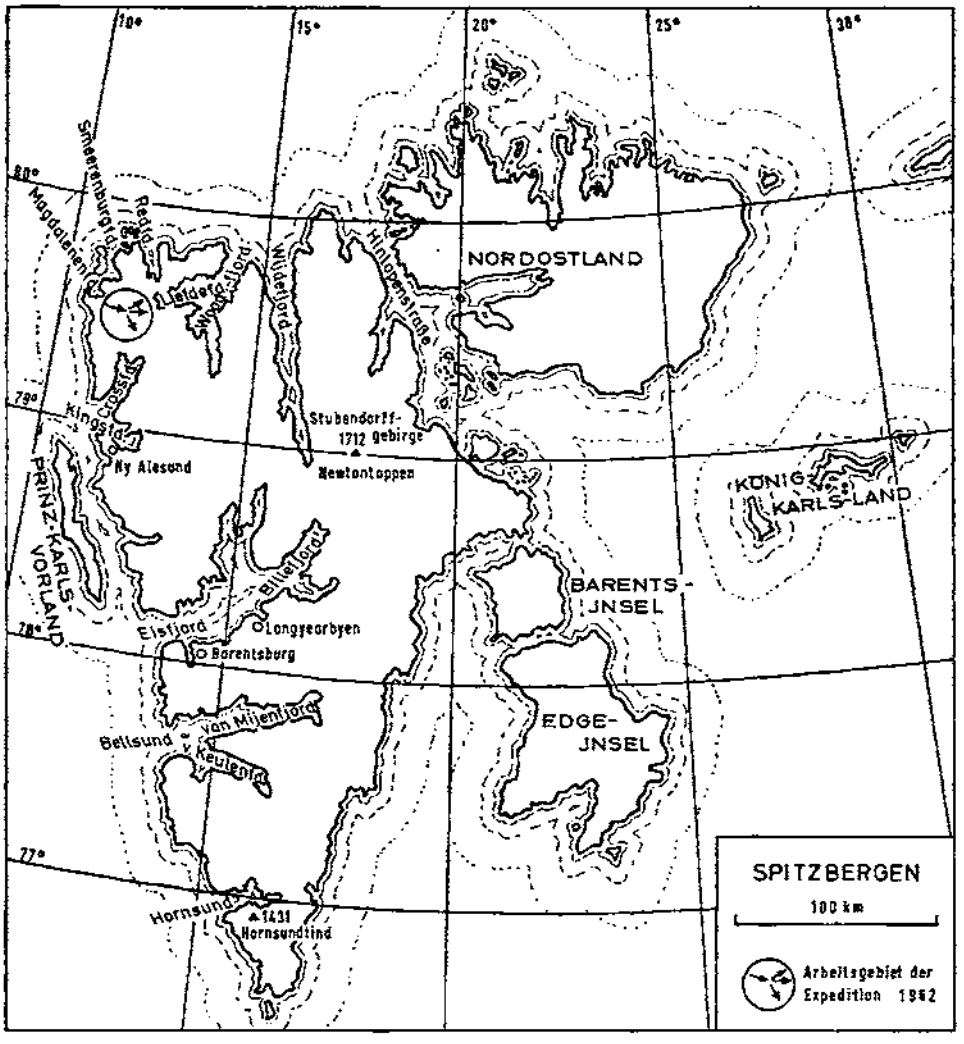
Spitzbergen, Bergland in der Arktis

Tromsö, den alten norwegischen Fischerei- und Handelshafen, nennt man nicht nur „Die Perle des Nordens", es ist auch das Tor zur Arktis. Hier nehmen alle Polarfahrten ihren eigentlichen Anfang. An die 1000 km führt die Schiffsreise durch das Nördliche Eismeer, bis am 76. Breitengrad plötzlich eine vielgipflige, verschneite Küste aus der Wasserwüste steigt, Spitzbergen, das Svalbard der Normannen. Erst am 81. Breitengrad, in unmittelbarer Nähe der sommerlichen Packeisgrenze, brechen die Felsen des Nordkaps der Inselgruppe wieder jäh ins Meer ab. Dazwischen aber liegt eine abenteuerliche, einsame Welt, die Wiege der klassischen Arktisforschung. Ein Ausläufer des warmen Golfstroms berührt den mittleren Teil der Westküste Spitzbergens und verdrängt, nordwärts fließend, auf einer Strecke von etwa 200 km den kalten, polaren Spitzbergenstrom, der im Uhrzeigersinn um die Inseln kreist.

Zwischen den ozeanographischen und klimatischen Verhältnissen besteht ein unmittelbarer Zusammenhang. Im Bereich der warmen Strömung verbleiben die westlichen Küstengebiete und vor allem die großen, tief in das Inland hineingreifenden Fjorde während der Sommermonate weitgehendst eisfrei. Sie bilden den natürlichen Ausgangspunkt für Kundfahrten. Die Buchten im Norden, die gesamte Ostküste und die West-Fjorde im Süden der Hauptinsel, wie Horn-Sund und Bell-Sund, stehen dagegen unter dem Einfluß der kalten Strömung und werden auch in der warmen Jahreszeit zumeist von riesigen Treibeisfeldern blockiert. Diesen Bedingungen entsprechend gestalten sich auch die Lufttemperaturen. So wurde im Gebiet des Eis-Fjords der Sommer-Durchschnittswert mit +4° C berechnet, während im Horn-Sund die Temperaturen um 0° C liegen. Die Eis- und Temperaturverhältnisse bestimmen zusammen mit den spezifischen Tag- und Nachtperioden den Zeitraum für Unternehmungen im arktischen Bereich. Er liegt zwischen Juni und August. Es bleibt in Spitzbergen von Ende April bis Ende August immer Tag und von Oktober bis März immer Nacht.

Spitzbergen ist flächenmäßig etwa so groß wie Bayern. Es besteht aus fünf größeren und einer Vielzahl von kleineren Inseln. Nur die Hauptinsel — Westspitzbergen — bietet

bergsteigerisch lohnende Ziele. Die Gebirge ziehen sich in einer Breite von etwa 50 km entlang der West- und Nordküste. Der Rest ist hochgelegenes Tafel- und Schollenland. Die größten Erhebungen liegen östlich des inneren Wijde-Fjords (Newtontoppen, 1712 m) und im Bereich des Horn-Sunds (Horn-Sund-Tind, 1431 m). Zwischen den einzelnen Gebirgszügen erstreckt sich ein unermeßlich weites Gletschernetz. Die Eismassen strömen über die Pässe hinweg zum Meer und brechen dort mit gewaltigen, oft bis zu 70 m hohen Mauern ab. Da der Boden Spitzbergens selbst in den Sommermonaten nur bis zu einer Tiefe von einem Meter auftaut, ergibt sich eine starke Oberflächenbewegung von Schmelzwasser, Schnee, Geröll und Schlamm. So entstehen längs der Küste zwischen Bergen und Meer flache Schwemmbänke mit Tundracharakter, das Vorland. Es erreicht im Bereich der „warmen" Küste, im Eis-Fjord und Kings-Fjord, seine größte Ausdehnung. Hier entwickelten sich in Verbindung mit Kohlengruben einige feste Siedlungen, Longyearbyen, Barentsburg und Ny-Alesund.



Spitzbergenfahrten, Schwierigkeiten und Gefahren

Der Charakter einer Kundfahrt wird weitgehendst von der geographischen Eigenart des zu erschließenden Gebietes bestimmt. Die rein expeditionstechnischen Fragen sind immer davon abhängig. Da sich gerade die Bedingungen im arktischen Raum von den Verhältnissen in den „klassischen" außereuropäischen Expeditionsgebieten grundsätzlich unterscheiden, kann die Erschließungsarbeit in Spitzbergen nicht mit den gewohnten Maßstäben gemessen werden.

Ein struktureller Vergleich mit den Alpen zeigt, daß die Gebirge in Spitzbergen durchwegs hochalpinen Charakter aufweisen. Es bieten sich Eis- und Felsfahrten aller Schwierigkeitsstufen an. Wenn man in Betracht zieht, daß die Vergletscherung bereits in Meereshöhe beginnt, dann ergeben sich für Besteigungen bei einem durchschnittlichen Höhenunterschied von 1000 m durchaus Westalpenverhältnisse.

Vergleicht man die Durchführung einer bergsteigerisch orientierten Spitzbergenfahrt mit der Expeditionstätigkeit im asiatischen und südamerikanischen Bereich, so findet man bei einem nahezu gegensätzlichen Rahmen hinsichtlich Organisation, Schwierigkeit, Belastung und Risiko viele Parallelen. Da die Gebirge in der Arktis einen relativ geringen Höhenunterschied zeigen, können die einzelnen Bergfahrten jeweils innerhalb eines Tages abgeschlossen werden. Die Teilnehmer einer Kundfahrt besteigen in der Regel eine große Zahl an Gipfeln. Nicht die Eroberung eines bestimmten, überragenden Berges ist das Ziel des mehrwöchigen Unternehmens, sondern die systematische Erschließung eines möglichst weiträumigen Gebietes. Die Probleme ergeben sich nicht aus den großen Höhen mit den spezifischen, meist physiologisch bedingten Gefahren; die Schwierigkeiten sind in der Überwindung der gewaltigen flächenmäßigen Ausdehnung des Landes zu suchen. Wie in den zentralasiatischen Gebirgen gehen jedoch der Aufbau und die Versorgung der Lager etappenweise vor sich. Der Transport kann nur von den Teilnehmern selbst geleistet werden. Schlitten und Schier sind ein unentbehrliches Hilfsmittel. Die körperliche Belastung erreicht bereits vor den eigentlichen Gipfelfahrten ihren Höhepunkt. Wie bei Unternehmungen über der Sechs- und Siebentausendergrenze besteht auch im arktischen Inland die Gefahr des Wettersturzes mit seinen typischen Erscheinungen, wie Sturm, Schneefall, Temperaturrückgang und Nebel. Die Organisation und die Absicherung des Rückzuges bei ungünstigen Witterungsverhältnissen bilden einen entscheidenden Gesichtspunkt der Vorbereitungsarbeiten, wobei das Erreichen der Küste nicht mit einer Rückkehr in das schützende Tal vergleichbar ist. Die Abgeschiedenheit endet erst mit der Ankunft des Schiffes.

Die Erschließung Spitzbergens

Die Erschließungsgeschichte Spitzbergens nahm schon Ende des 16. Jahrhunderts ihren Anfang. Die Holländer Barents und van Rijp entdeckten 1598 auf der Suche nach einem Schiffahrtsweg längs der Nordküste Sibiriens die Inseln. Ihre Kunde vom Reichtum der Küstengebiete Spitzbergens an Walfischen, Robben und Eisbären lockte die Flotten aller großen Seestaaten in die arktischen Meere. Bereits um 1700 war jedoch diese Geldquelle versiegt. Nur selten verirrte sich noch ein Fangschiff oder eine wissenschaftliche Kommission in die einsamen Fjorde.

Erst nach 200 Jahren rückte Spitzbergen wieder in das Blickfeld der Interessen. Es begann das Zeitalter der großen arktischen Entdeckungsfahrten. 1890 stieß Nordenskjöld zum ersten Male in das Inland vor. Sein abenteuerlicher Marsch durch das Torell-Land vom Horn-Sund zum Bell-Sund machte ihn zum Vater der Spitzbergenforschung. 1896 gelangen Conway vom Eis-Fjord aus die erste Durchquerung von der West- zur Ostküste und 1897 die ersten Bergbesteigungen im Bereich des Kings-Fjords. Norweger, Deutsche und Engländer setzten diese Arbeiten fort. Namen wie Ekroll, Filchner, Geer, Garwood

und Trevor-Batty sind damit verbunden. Alle Fahrten der Pionierzeit haben den gleichen Charakter: Diesen Männern waren die Freude am Entdecken, der Drang zum Abenteuer, die Lust an der Auseinandersetzung mit den Kräften der Natur und die wissenschaftlich verbrämte Neugierde des modernen Menschen gemeinsam. Gipfel wurden nur dort bestiegen, wo sie sich unbedingt anboten.

Um die Jahrhundertwende bahnte sich eine entscheidende Wendung an. Zwar behielt man die Durchquerung als klassische Form der Inlandfahrten bei, die Zielsetzung jedoch erfuhr eine grundsätzliche Verlagerung. Es begann die Zeit der exakten wissenschaftlichen Erschließung. 1898 und 1902 arbeitete eine russisch-schwedische Expedition im Gebiet östlich der Wijde-Fjords an der Vermessung des 79. Breitengrades und bestieg mit dem Newtontoppen (1712 m) den höchsten Punkt der Hauptinsel. Kurz vor dem ersten Weltkrieg erschien in fünf Bänden eine große wissenschaftliche Arbeit über Spitzbergen. Sie enthält den Bericht über die in den Jahren 1906 und 1907 unter Isachsen, Staxrud und Hoel auf breiter Basis durchgeführten Kundfahrten. Die Aufzeichnungen geben einen umfassenden Überblick über die ozeanographischen, geologischen und meteorologischen Verhältnisse des Gebietes zwischen Smeerenburg-, Liefde-, Cross- und Kings-Fjord. Von zentral gelegenen und leicht besteigbaren Bergen aus hatte man das Land vermessen und die Ergebnisse kartographisch ausgewertet. Hornemann, Wegener und Losvik setzten diese Arbeiten fort, wobei Wegener bei seiner Erforschung des Landes zwischen Wood- und Wijde-Fjord die beachtliche Strecke von 320 km zurücklegte.

Wertvolle Ergänzung fanden diese Tätigkeiten durch Untersuchungen, die im Dienste der Eroberung des Nordpols standen. Der Plan, von Spitzbergen aus zum Nordpol vorzustoßen, war bereits 1827 von Parry aufgegriffen worden und hatte die Polarforschung immer wieder beschäftigt. 1926 erreichten Amundsen und Nobile mit einem Luftschiff den Pol und brachten damit eine höchst abenteuerliche und dramatische Reihe von Versuchen zum Abschluß.

Nach dem ersten Weltkrieg spezialisierte sich die wissenschaftliche Erschließung immer mehr. Hatte man die Untersuchungen bis zu diesem Zeitpunkt großzügig und im Sinne einer Gesamtschau geführt, so wurde jetzt Mosaikarbeit im Dienste der Naturwissenschaft geleistet. Die Expeditionen arbeiteten zumeist den ganzen Sommer über auf engstem Raume. Sie waren bergsteigerisch jedoch ohne Bedeutung. Seit 1921 verging kaum ein Jahr, in dem nicht die Universitäten Oxford und Cambridge Wissenschaftler nach Spitzbergen geschickt hätten. Auch Norweger, Polen und Dänen schlossen sich den Untersuchungen an. Von deutscher Seite waren vor allem Dr. Sorge und Wilhelm Dege an den Forschungsarbeiten beteiligt. Dabei gelang Dege 1936 die erste Durchquerung des Andréelandes vom Wood- zum Wijde-Fjord. Die einleitenden Worte zu seinem Buche „Im Vorfeld des Nordpols" charakterisieren alle diese Untersuchungen: „Wir kleinen Nachfolger der Männer aus der großen Forschergeneration müssen heute wissenschaftliche Kleinarbeit leisten, der Rausch der großen Entdeckungen ist vorbei." [1]

Die eigentliche bergsteigerische Erschließung begann 1931 mit der österreichischen Spitzbergenfahrt. Die unter der Leitung von R. Untersteiner durchgeführte Expedition hatte sich mit der Reusch-Halbinsel — diese liegt zwischen dem Magdalenen- und Smeerenburg-Fjord — ein geschlossenes Arbeitsgebiet gewählt. Eine nahezu lückenlose Ersteigung der wichtigsten Gipfel war das erfreuliche Ergebnis. Wenige Jahre später, im Sommer 1937, berichteten die Münchner Karl Schmitt und Rudolf Eidenschink von ihren Erlebnissen im arktischen Bergland. Ihr Unternehmen ist bezeichnend für die Bergvagabundenzeit der dreißiger Jahre. Es war riskant, als Zweierseilschaft zu arbeiten; dafür aber waren sie um vieles beweglicher und unabhängiger von komplizierten Expeditionsapparaten. Die beiden hatten in der Möllerbucht, im Inneren des Cross-Fjords, ihr Hauptlager aufgeschlagen und waren in Richtung Liefde-Fjord bis zu den bizarren Bergen der Lapparent-Gruppe

[1] Dege Wilhelm, Im Vorfeld des Nordpols, S. 1.

vorgestoßen. Die Ersteigung des Moine (1222 m), eines der markantesten Gipfel im Nordwesten, war wohl ihr schönster Erfolg. Im gleichen Jahr und im Sommer darauf arbeitete eine weitere deutsche Expedition in Spitzbergen. Herbert Rieche führte seine Männer in das Südkap-Land, ein Gebiet, dessen Erschließung infolge der ungünstigen Eisverhältnisse im Horn-Sund bislang vernachlässigt worden war. Die Kundfahrten ergaben wissenschaftlich und bergsteigerisch hervorragende Ergebnisse. Es wurden unter anderem der Horn-Sund-Tind (1413 m) und die drei Gipfel des Mehesten-Grates (1367 m) bestiegen. Bergfahrten im Drei-Kronen-Gebiet östlich des Kings-Fjords schlossen das Unternehmen, an dessen Erfolgen maßgeblich R. Bardodej und Dr. Pillewizer beteiligt waren, ab.

An der Ostseite des inneren Wijde-Fjords erhebt sich ein hochalpines Gebirge, die Stubendorff-Kette. Aemilius Hacker und Freiherr von Saar hatten 1905 anläßlich ihrer Besteigung des Mt. Terrier an der Klaas-Billen-Bay davon berichtet: „Da türmen sich Berge, felsig, gewaltig, gigantisch, daß man an Schweizer Formen gemahnt wird."[2] Der Wijde-Fjord bildet den natürlichen Zugang zu diesen Bergen. Der dichte und recht beständige Treibeisgürtel am Eingang des Fjords hatte bislang eine Erforschung dieses Gebietes verhindert. 1955 versuchten Salzburger Bergsteiger unter der Führung von Walter Frauenberger vom Bille-Fjord aus das Stubendorff-Gebirge zu erreichen. An die 60 km wurden die Lager nach Norden vorgeschoben. Ebenso bewunderswert waren die Ergebnisse: über 70 Gipfel wurden von dieser Expedition zum Teil über recht schwierige Routen erstiegen. Das Unternehmen stellt bis zu diesem Zeitpunkt ein Novum dar. Zum ersten Male wurde auf die übliche Bindung an ein besetztes Basislager in Küstennähe verzichtet, um mit der ganzen Mannschaft und der gesamten Ausrüstung für längere Zeit weit im Inland zu operieren. Auch die Durchquerungen in den letzten 60 Jahren müssen anders bewertet werden. Sie waren mit relativ leichtem Gepäck und unter Verzicht auf größere Bergfahrten durchgeführt worden.

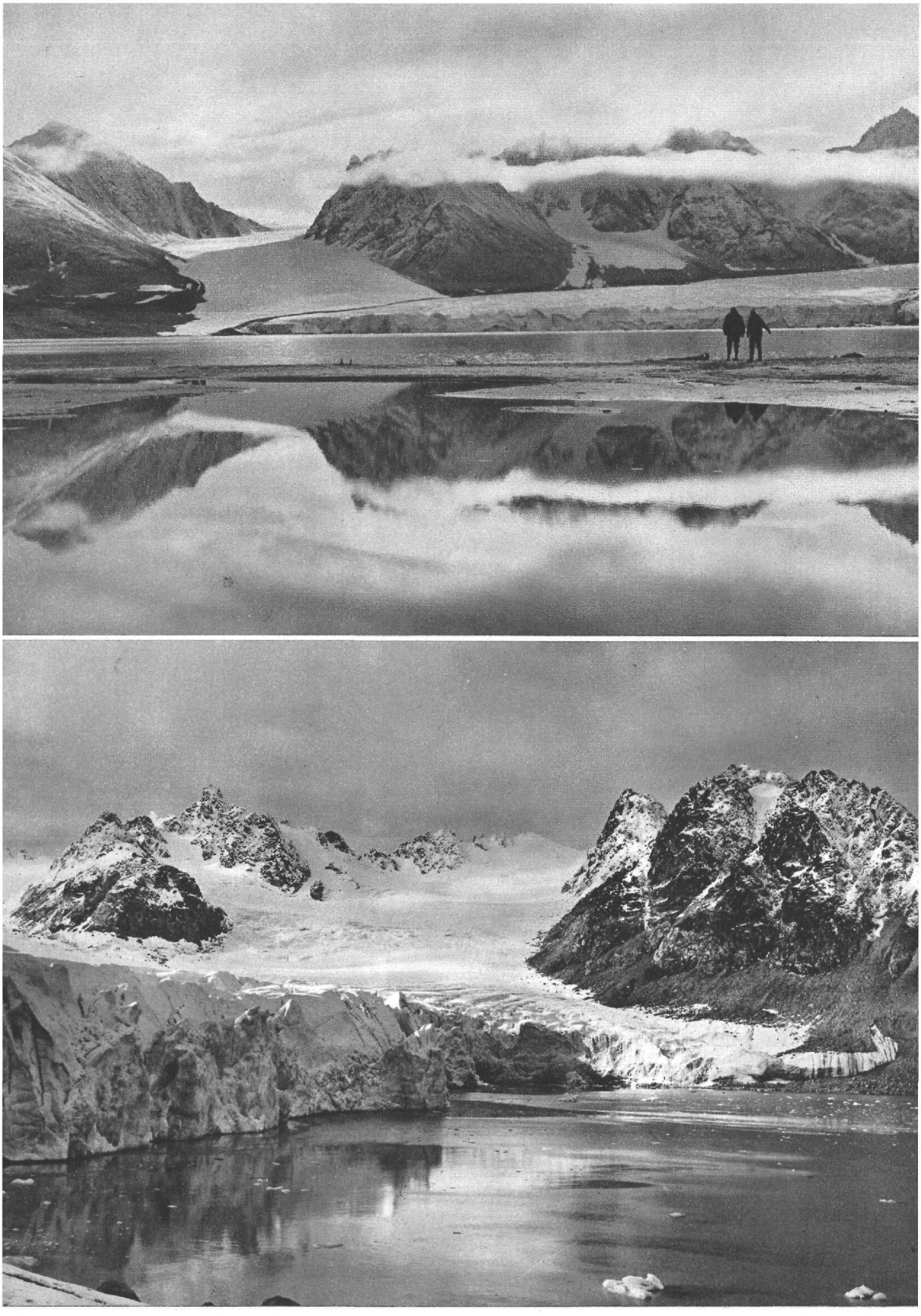
Im Jahre 1960 nahm die Erschließung Spitzbergens einen großen Aufschwung. Neben zahlreichen Wissenschaftlern waren auch drei Bergsteigergruppen im Nordwesten des Landes tätig. Im Magdalenen-Fjord standen die Zelte der englischen Midland-Expedition und des Alpenclubs Bern. Während die Engländer vor allem Berge rund um den Magdalenen-Fjord bestiegen, stießen die Schweizer in einzelnen Seilschaften weit nach Osten in das Inland vor. Sie wiederholten die Ersteigung des Moine, errichteten ihre Steinmänner auf den Gipfeln westlich des Liefde-Fjords und trafen im Hornemann-Gebiet auf die Spuren einer kleineren österreichischen Kundfahrt aus dem Jahre 1957. Die dritte Expedition dieses Jahres, eine Bergsteigergruppe aus der DAV-Sektion Amberg, ergänzte die Erschließung der Berge um den Cross-Fjord. Sie hatte nordöstlich des Fjords, am Fuße des Bouvier, ihr Ausgangslager und konnte von erfolgreichen Bergfahrten im Bereich des Koller-Gletschers berichten. Die Besteigungen der Chaîne Michelsen (844 m), der Dents de Scie (1100 m), der Crête Drygalski (1300 m) und der Vorstoß zum Colosse und zum Frederik-Olsen-Gebirge an der Westküste des Wood-Fjords setzten die deutsche Bergsteigertradition in Spitzbergen würdig fort.

Aus dem Jahre 1962 liegen neben dem Bericht der Münchner Kundfahrt die Ergebnisse einer Schweizer Expedition unter der Leitung von Hanspeter Jennig vor. Das zentrale Arbeitsgebiet der Eidgenossen deckte sich völlig mit dem Erschließungsraum der Sektion Amberg. Wertvolle Erstbesteigungen waren demnach nur in den östlichen Randbergen der Lapparent-Gruppe (Ardennen- und Chabaud-Kette) sowie im Bereich nördlich des Kings-Fjords (Heiberg-Gruppe) zu verzeichnen.

Eine genaue Chronik wird auch die Durchquerungen des Landes in der jüngsten Zeit erwähnen müssen. Diese Unternehmungen wurden ganz im Stile der klassischen Fahrten Conways durchgeführt und hatten überwiegend touristischen Charakter. Das Nonplus-

[2] Hacker Aemilius, Saar Günther, Die Berge um die Klaas-Billen-Bay, Zeitschrift des DuOeAV, Jahrgang 1909, S. 125.

Oben: Das Arbeitsgebiet der Münchner Spitzbergen-Kundfahrt 1962. Im Vordergrund der Magdalenen-Gletscher (Aufn. Polarinstitut). Unten: Die Stortin-Gruppe von P. 1003 (Aufn. O. Schwarz) Tafel XIII



Oben: Magdalenen-Fjord mit Losvik-Gruppe. Unten: Abbruch des Gully-Gletschers im Magdalenen-Fjord mit Blick auf die Halbinsel Hoel (Aufn. J. Bohus)

Tafel XIV

ultra erreichte dabei 1936 der polnische Polarforscher Stefan Bernardziekiewicz durch seine Längsdurchquerung Spitzbergens. Es wurden in 56 Tagen 850 km zurückgelegt! In den Jahren 1958 und 1960 machte Fritz Moravec durch seine Märsche vom Nordkap zum Eis-Fjord von sich reden, und 1962 durchquerte Leipold mit drei Gefährten vom Smeerenburg-Fjord aus den Nordwestteil der Hauptinsel. Ny-Alesund war die Endstation des 200 km langen Marsches.

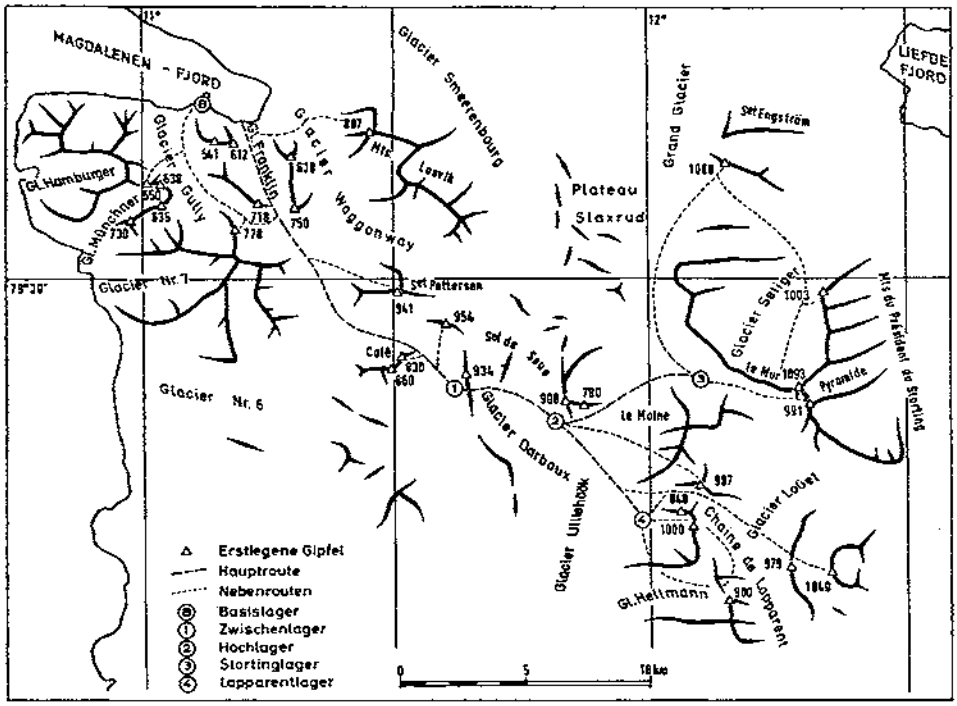
Zielsetzung der Münchner Kundfahrt 1962

Eine abschließende Bewertung der bergsteigerischen Forschungsarbeit in Spitzbergen ergibt für die Vorbereitung und Planung neuer Kundfahrten entscheidende Ergebnisse. Die küstennahen Gebirge sind heute weitgehendst erschlossen. Die Besteigungen im Inland wurden zumeist nur im Rahmen von kurzfristigen Vorstößen einzelner Seilschaften oder als günstige Gelegenheit anläßlich größerer Durchquerungen durchgeführt. Eine Ausnahme stellt die Tätigkeit der Salzburger Expedition im Stubendorff-Gebirge dar. In allen anderen Fällen kann trotz der Vielzahl an bereits erstiegenen Inlandgipfeln nicht von einer systematischen Erschließungsarbeit gesprochen werden. Die Ursache für diesen Mangel ist in den beträchtlichen Strapazen bei der Überwindung des Inlandeises zu suchen. Sie belasten die Teilnehmer bereits vor den eigentlichen Bergfahrten auf das äußerste und belegen einen guten Teil der Zeitspanne zwischen den recht häufigen Schlechtwetterperioden. Diese Gegebenheiten und die Tatsache, daß sich das Risiko der alpinen Gefahren durch die völlige Abgeschiedenheit wesentlich erhöht, erklären auch den Verzicht auf die Duchführung von Fahrten mit höheren Schwierigkeitsgraden. Auch in diesem Falle stellt die Salzburger Expedition eine rühmliche Ausnahme dar.

Aus diesen Überlegungen entwickelte sich die Zielsetzung der Münchner Spitzbergen-Kundfahrt 1962. Als Arbeitsgebiet waren die im Inland zwischen Magdalenen-Fjord und Liefde-Fjord gelegenen Berge der Lapparent- und President du Storting-Kette gewählt worden. Entsprechend der Organisation des Salzburger Unternehmens war eine eindeutige Schwerpunktsbildung im eigentlichen Erschließungsraum beabsichtigt. Die Ausgangsbasis sollte vom Küstenabschnitt in eine zentrale Position zwischen den beiden Gebirgsgruppen verlagert werden. Bergbesteigungen im Bereich der Küste und längs des Anmarschweges durften nur dort durchgeführt werden, wo sie sich ohne größeren Zeitverlust anboten. Großzügig angelegte Erkundigungsfahrten sollten einen möglichst umfassenden Eindruck von der Struktur der Gebirge vermitteln. Es war geplant, die Gipfel auch über schwierige und technisch interessante Routen zu erreichen. Die Ergebnisse der Kundfahrt waren schließlich in einer objektiven Form und im Sinne einer Grundlage für spätere Expeditionen zu veröffentlichen. Gerade in dieser Hinsicht wurde bei früheren Unternehmungen viel versäumt.

Der Verlauf der Kundfahrt

Am 4. August errichtet die Expedition nach einer zwölftägigen Anreise auf einer Halbinsel im Magdalenen-Fjord das Basislager. Die Schönheit der Landschaft übertrifft alle Erwartung. Wir stehen am Meer und bestaunen das Spiegelbild der Gletscher, der firnbedeckten Gipfel und der wildgezackten Grate, die unsere Bucht umrahmen. In der Nacht vom 5. auf 6. August werden die drei Gletscherströme im Südosten des Fjords nach einem geeigneten Übergang in das Inlandeis erkundet. Zur mitternächtlichen Stunde stehen wir auf dem Gipfel der Franklin-Spitze (P. 750) und erleben zum ersten Male den Zauber der Mitternachtssonne in der Weite des arktischen Raumes. Wo das bläulich schimmernde Eis mit schroffen Kanten endet, breitet sich wie eine träge dunkle Masse das Meer. Im Süden und Osten aber zieht ein glitzernder Firnteppich bis zum Horizont. Die langen Schatten der Berge zeichnen bizarre Konturen auf das leuchtende Weiß. Vom Nordgrat des Gully-



Horns (P. 778) trägt uns der Wind die Seilkommandos der Kameraden zu. Als wir gegen Morgen im Schlauchboot zum Lager rudern, liegen die Pläne für die erste Etappe der Inlandfahrt bereits fest. Da sich der Gully-Gletscher und der Waggonway-Gletscher wegen ihres Spaltenreichtums für den Schlittentransport als ungeeignet erwiesen haben, wird der Anmarsch über den zwischen P. 718 und P. 750 liegenden Franklin-Paß erfolgen. Schon am 6. August abends bricht die Seilschaft Jacobi-Gottwald als Vortrupp in das Inland auf. Ihre Aufgaben sind die Erkundung eines Übergangs über die westliche Seue-Kette zum Darboux-Gletscher und die Errichtung eines Zwischenlagers südlich von P. 934. Gleichzeitig werden von den restlichen Teilnehmern Proviant und Ausrüstung in mühsamer Arbeit etappenweise über den Fjord und den Franklin-Gletscher zum Franklin-Paß transportiert. Noch am 7. August verläßt der Haupttrupp endgültig das Basislager. Als wir in der großen Firnmulde zwischen Café- und Pettersenspitze nach einem fünfzehnstündigen Marsch unser Zelt aufschlagen, sind wir am Ende unserer Kräfte. Die schwerbeladenen Schlitten — es wurde die etwas umgebaute große Skiverschraubung der Bergwacht verwendet — hatten uns im sulzigen Firn und im Spaltensystem des Gletschers sehr zu schaffen gemacht. Der Vortrupp ist bereits wieder auf dem Rückzug zum Basislager, um den restlichen Proviant zu holen. Ihr Bericht bestätigte die Durchführbarkeit unseres Planes. Am 9. August beginnt der zweite und entscheidende Abschnitt des Anmarsches. Harte Arbeit steht uns bevor. Es gilt, den Aufstieg zum bereits eingerichteten Zwischenlager in der Scharte südlich von P. 934 (Paß Darboux) zu bewältigen. Über den Steilhang oberhalb des Lagers werden die Schlitten einzeln und unter Einsatz aller verfügbaren Kräfte hochgezogen. Acht Stunden später errichten wir am Südpfeiler des östlichen Seue-Kammes das Hochlager. Der große Sprung von der Küste in das Inland ist geglückt. Nur der breite Eisstrom des Lilliehöök-Gletschers trennt uns noch von den Gipfeln der Storting- und Lapparent-Kette. Vor uns erhebt sich eine hochalpine Bergwelt mit Hängegletschern, Eiswänden und Türmen aus Granit und Gneis.

Am 10. August versammeln sich alle Teilnehmer im Hochlager. Es werden die Ersteigungen von Bergen längs des Anmarschweges aufgezeichnet, P. 830 und P. 860 im Café-Massiv, P. 954 und P. 934 in der Seue-Gruppe, und die Pläne für den eigentlichen Erschließungsraum besprochen. Die drei Seilschaften sollen völlig unabhängig voneinander und in geschlossenen Arbeitsgebieten Kundfahrten durchführen. Noch in der Nacht zum 11. August errichtet die Mannschaft Mayer, Schwarz und Heizer in der Senke zwischen Le Moine und Le Mur das Storting-Lager; Karl Jacobi und Hannes Gottwald ziehen in die Lapperent-Gruppe, während meine Seilschaft vom Hochlager aus Fahrten im Seue- und Moine-Gebiet unternehmen wird. Am folgenden Tag erreiche ich mit meinen Gefährten Bärbel Brehmer und Werner Seufert in schwieriger Kletterei über den Ostgrat den Gipfel von P. 908. Seit dem Aufbruch der Kameraden verstärkt sich das Gefühl der Exponiertheit immer mehr. Auch die ersten bergsteigerischen Erfolge vermögen uns nicht über den Ernst der Lage hinwegzutäuschen. Da wir aus transporttechnischen Gründen im Inland auf das Funkgerät verzichten mußten, ist jegliche Verbindung mit der Umwelt auf längere Zeit abgebrochen. Eigenartige Wolkenbildungen, aufkommender Wind und das Sinken der Temperatur bereiten schon seit Tagen einen Wetterumschlag vor. Unser Unternehmen wird zum Wettlauf mit dem Einbruch des herbstlichen Tiefs. Am 12. August gelingt uns ein Vorstoß in das nördliche Lapparent-Gebiet. Wir erkunden die Aufstiegsmöglichkeiten zum P. 1140 und besteigen von Norden über eine steile Eisflanke und den anschließenden Firngrat den Dom de Lapparent (P. 987). Am Morgen des 14. August schiebt sich über den Lilliehöök-Gletscher vom Cross-Fjord her eine dunkle Wolkenwand. Die Schlechtwetterfront überrascht uns bei der zweiten Tour in die Lapparent-Gruppe. Bei Nebel und Wind erreichen wir mit Mühe unser Lager. Tagelang sitzen wir frierend im Zelt und warten mit bangen Gefühlen auf die Freunde. Es schneit unaufhörlich, und das Land ist zu einer unbarmherzigen, weißen Wüste geworden. Dennoch gelingt den beiden anderen Seilschaften bis zum Abend des 16. August die Rückkehr ins Hochlager. Die ausgezeichneten Ergebnisse ihrer Kundfahrten lassen für kurze Zeit unsere mißliche Lage vergessen. In der Storting-Gruppe wurden die Pyramide (P. 1093) über die extreme Südwand, die Gipfel von P. 991 und P. 1003 sowie im Rahmen einer großen Rundtour die Eismeerspitze (P. 1080) erstiegen. Die Mannschaft Jacobi-Gottwald berichtet aus der Lapparent-Kette über die Besteigung von P. 840, P. 1000 und P. 900. Von ihrem Vorstoß über den Loüet-Gletscher zu den östlichen Lapparent-Bergen konnten wir zwei weitere Gipfelerfolge eintragen (P. 979 und P. 1040).

Als sich am Abend des 17. August das Wetter immer noch hoffnungslos zeigt, entschließen wir uns zum Rückzug. Das nahezu Unmögliche gelingt. Wir finden uns im Nebel und Sturm zurecht, erreichen das Zwischenlager und schleppen unsere Schlitten durch tiefen Schnee über Steilhänge und Spaltenzonen in einem einzigen Anlauf bis zu den Westabbrüchen der Pettersenspitze. Dort verbringen wir die letzte Nacht im Inland. Am Abend des 19. August tragen wir müde und zerschlagen unser Gepäck über Moränen der Küste entlang zum Basislager. Später trifft auch Hans Mayer mit seinen Gefährten ein. Sie haben eine kurze Wetterbesserung ausgenützt und die Pettersenspitze über ihre Nordwestwand erstiegen. Ihr Bericht ist nicht allzu ermutigend. Der bodenlose Neuschnee dürfte noch längere Zeit die Durchführung von schwierigen Felsfahrten unmöglich machen.

Sechs Tage verbleiben uns noch bis zur Ankunft des Schiffes. Die Zeit ist ausgefüllt durch Transportunternehmungen im Schlauchboot, durch Packarbeiten und durch eine Reihe von Gipfelbesteigungen im Gebirge der Halbinsel Hoel. Die letzte Fahrt unseres Aufenthaltes in Spitzbergen schenkt uns noch einen schönen Erfolg. Zwei Seilschaften gelingt die Erschließung der gesamten Umrahmung eines in Richtung Hauptküste geöffneten Firnbeckens. Die Formen der Gruppe erinnern an die Aiguilles von Chamonix. Vom zentral gelegenen Gletscher aus werden durch Firnrinnen die Scharten zwischen den einzelnen Türmen erreicht und diese über ihre Grate erstiegen. Die tief verschneiten und teilweise

stark vereisten Felsen zwingen zu Hakenarbeit und exponierten Klettereien. Es ist empfindlich kalt, die Sonne berührt um Mitternacht mit ihrer riesigen, roten Scheibe bereits die Fluten des Meeres. Auf Spitzbergen ist es schon Herbst geworden. Später benannten wir diese Berge und den Gletscher nach unserer Heimatstadt München.

Wie vereinbart, läuft am frühen Morgen des 26. August unser Schiff in den Fjord. Auch unser arktischer Sommer geht zu Ende.

Die Ergebnisse der Kundfahrt

Der Rahmen dieser Arbeit gestattet nicht die vollständige Darlegung der gesamten Aufzeichnungen. Es soll jedoch abschließend unter Vermeidung von Einzelheiten versucht werden, das Gesamtergebnis im Sinne einer Grundlage für spätere Unternehmungen zusammenzufassen.

Die Teilnehmer konnten umfangreiche Erfahrungen über die Verhältnisse in Spitzbergen und deren Folgerungen für die Durchführung von Kundfahrten sammeln. Diese Ergebnisse wurden in den vorausgehenden Kapiteln bereits aufgezeigt. Die Expedition hat sich im Rahmen ihrer Erschließungsarbeit eine genaue Kenntnis der geographischen Struktur der von ihr besuchten Gebiete erworben. Dabei wurden neunundzwanzig Gipfel erstiegen. Achtzehn davon sind als Erstbesteigungen anzuführen. Vier Gipfel wurden über eine neue, schwierigere Route erreicht. Eine Skizzierung der geographischen Verhältnisse der einzelnen Gebirge ergibt folgendes Bild:

Halbinsel Hoel und Losvik-Gruppe

Die Berge südlich und östlich des Magdalenen-Fjords erscheinen bei einer Durchschnittshöhe von 700 m als zusammenhängende, netzartig gegliederte Kämme. Diese werden durch Pässe, die den Übergang von den relativ steilen und oft stark zerklüfteten Küstengletschern zum Inlandeis darstellen, in einer Höhe von 400 bis 600 m unterbrochen. Die Grate steigen in extremen Formen häufig unmittelbar aus dem Meer auf. Die Struktur des Gebirges drängt zu einem Vergleich mit den Stubaier Alpen. Das blockige Granitgestein ist zumeist mit Flechten überzogen. Trotz einer nahezu vollständigen Ersteigung sämtlicher Gipfel liegt kein systematischer Erschließungsbericht vor. Kleinere Lücken konnten von uns durch die Erstbegehung der Punkte 612 und 778 über deren Nordgrate und durch die Besteigung von fünf Gipfeln einer schroffen, hufeisenförmig angeordneten Kette westlich des inneren Gully-Gletschers geschlossen werden (Münchner-Gruppe).

Das Gebiet zwischen Gletscher Nr. 6 und Lilliehöök-Gletscher

Zwischen den Bergen der Halbinsel Hoel und den hohen Kämmen der Lapparent- und Storting-Gruppe liegen inselartig im Gletschermeer verstreute Gebirge. Sie ergeben das typische Bild des arktischen Inlands. Im Westen dominieren die beiden Stöcke des Cafés (P.945) und der Pettersenspitze (P. 941). Die steilen Firnhänge ziehen häufig bis zu den Graten hinauf. Die höchsten Erhebungen waren längst erstiegen. Unsere erste Begehung der Pettersenspitze-Nordwestwand (reine Eisfahrt) und die Erstersteigung (Überschreitung Nord—Süd) der beiden Nebengipfel P. 830 und P. 860 im Café-Massiv sind dennoch als Erfolg zu bewerten.

Die Seue-Gruppe war infolge ihrer aufgelockerten Struktur das natürliche Durchzugsgebiet früherer Expeditionen. Auch ihre Berge, die eine Durchschnittshöhe von 900 m aufweisen, sind daher weitgehendst erstiegen. Soweit sich die Gipfel nicht als Firnerhebungen

zeigen, brechen sie in sehr steilen, bis zu 400 m hohen Granitwänden ab. Mit der Erstbegehung der Südwand von P. 954 (Schwierigkeit IV), der Erstersteigung von P. 934 über den Südgrat (Schwierigkeit III) und der Kletterei am Ostgrat von P. 908 (Schwierigkeit IV) konnten wir wertvolle Fahrten durchführen.

Die Lapparent-Gruppe

Der etwa 12 km lange Hauptkamm der Lapparent-Gruppe bildet die östliche Begrenzung des oberen Lilliehöök-Gletschers. Er stößt im Norden an den La Tente-Paß und wird im Süden durch den Penck-Gletscher abgeschlossen. Zwei Senken, der Hellmann-Paß nördlich vom P. 900 und der Lapparent-Paß südlich von P. 987, unterbrechen die Kette. Sie bilden einen günstigen Übergang vom Lilliehöök- zum Loüet-Gletscher. Das Landschaftsbild vermittelt einen hochalpinen Eindruck. Eisflanken, extreme Wände aus grauem Granit, Firngrate und Hängegletscher wechseln sich ab. Höhenunterschiede von 700 und 800 m sind durchaus häufig. Die Lapparent-Gruppe ist zum Großteil erschlossen. Ausnahmen bilden noch einige Gipfel im Moine-Massiv. Diese liegen auf den Kämmen, die vom Moine als Ausläufer nach Osten und Südwesten ziehen. Sie haben jedoch nur untergeordnete Bedeutung. Ein lohnendes Ziel würde noch der dem Moine südlich vorgelagerte P. 1140 darstellen. Eine Begehung seiner Grate und Kanten ließe sich durchaus mit den ganz großen Westalpenfahrten vergleichen. Die Schwierigkeiten dürften zwischen dem IV. und VI. Grad festzulegen sein. Die Aufstiegsmöglichkeiten wurden von uns zwar eingehendst erkundet, auf eine Besteigung mußte jedoch wegen des Wettersturzes verzichtet werden. Den günstigsten Anstieg bietet die Nordflanke des Ostgrats aus dem nördlichen Becken des Loüet-Gletschers. Unsere Expedition konnte den P. 987 über die Nordflanke, den P. 840 über den Westgrat (Schwierigkeit III), den P. 1000 über seine nördliche Firnschneide und den Gipfel von P. 900 über die Nordflanke ersteigen. Die östlich des Lapparent-Hauptkammes gelegenen und von diesem durch den Loüet-Gletscher getrennten kleineren Gebirgsstöcke bestehen aus einer Reihe von hohen Firngipfeln. Anläßlich einer Erkundungsfahrt wurden auch in diesem Gebiet ohne nennenswerte Schwierigkeiten die Höhen der P. 1040 und P. 979 erreicht.

Die President du Storting-Gruppe

Diese Gruppe baut sich mit geringen Ausnahmen aus mächtigen, bis über 1000 m hohen Granittürmen auf, die von allen Seiten nur unter schwierigen Klettereien in festem Gestein zu bezwingen sind. Das Gebirge hat einen ypsilonähnlichen Grundriß und umrahmt den nahezu spaltenlosen Seligergletscher. Die Reihe der Hauptgipfel bildet den östlichen Ast. Die Erstersteigung der Pyramide (P. 1093) über ihre Südwand (Schwierigkeit IV—V) stellt den bedeutendsten bergsteigerischen Erfolg unserer Kundfahrt dar. Mit dem P. 1003 (Westwand) wurde der nördliche Eckpfeiler des Hauptkammes bezwungen. An weiteren Erstbesteigungen sind der P. 991 (Nordgrat) und der P. 1080 (Südgrat) anzuführen. Eine vollständige Erschließung dieses bislang noch unerforschten Gebirges war auf Grund der Witterungsverhältnisse nicht möglich. Im Hauptkamm sind noch sämtliche Gipfel zwischen der Pyramide und P. 1003 unerstiegen. Späteren Expeditionen bietet sich demnach noch eine Fülle von Möglichkeiten.

Literaturhinweise:

Conway Martin: With ski and sledge over artic glaciers; (Dent) London, 1898.
Conway Martin: The first crossing of Spitzbergen; (Dent) London, 1897.

Hackeer Aemilius und *Saar Günther:* Die Berge um die Klaas-Billen-Bay; Zeitschrift des DuOeAV, Bd. 40, Jg. 1909, S. 109—135; (DuOeAV) München, 1909.
Isachsen Gunnar: Exploration du Nord-Oest du Spitsberg entre prisl sous les ausp. de S. A. C. le Prince de Monaco par la mission Isachsen (5 Bde.); (Impr. de Monaco) Monaco, 1912, 1913.
Untersteiner Richard: Bergland in der Arktis; („Das Bergland-Buch") Graz, 1932.
Schmitt Karl: Gipfelfahrten in der Arktis; Zeitschrift des DAV, Bd. 69, Jg. 1938, S. 202—208; (Bruckmann) München, 1938.
Rieche Herbert: Deutsche Spitzbergen-Expedition 1937 und 1938; Zeitschrift des DAV, Bd. 73, Jg. 1942, S. 1—10; (Bruckmann) München, 1942.
Dege Wilhelm: Im Vorfeld des Nordpols; (Herder) Freiburg, 1954.
Frauenberger Walter: Spitzbergen-Kundfahrt 1955 des Edelweißklubs Salzburg; in: 75 Jahre — die Berge unser Leben (Festschrift); (Edelweißklub Salzburg) Salzburg, 1956.
Moser Bernardo: Spitzbergen; in: 55. Jahresbericht des Akademischen Alpenclubs Bern; (Akademischer Alpenclub Bern) Bern, 1960.
Moravec Fritz: Gefahren und Gefährten; Abenteuer auf Spitzbergen; (Österr. Bundesverlag) Wien, 1961.
Nünlist Hugo: Spitzbergen; (Füssli) Zürich, 1963.

Anschrift des Verfassers: Julius Bohus, München 13, Görresstraße 7.

Alaska-Kundfahrt 1962

der Jungmannschaft der Sektion Bayerland

VON HELLMUT RAITHEL

(Mit 6 Bildern, Tafel XV, XVI, XVII)

Alaska ist ein Land am Rande der Zivilisation. Rund siebenmal so groß als die Bundesrepublik Deutschland einschließlich der von Eskimos besiedelten Teile an den Küsten der Beringstraße und auf den Aleuten und der Indianer, deren größter Teil in der Yukon-Reservation lebt, ist es nur von rund einer Viertelmillion Menschen bewohnt. Etwa die Hälfte des Landes ist gebirgig. Auf 6193 Meter erhebt sich der Mt. MacKinley, Nordamerikas höchster Berg. Er trägt einen der wenigen über die Grenzen der Vereinigten Staaten hinaus bekannten Namen. Etwa tausend Kilometer weit spannt sich der Halbbogen des Alaska-Range vom St.-Elias-Gebirge mit dem 6054 Meter hohen Mt. Logan an der kanadischen Grenze über Wrangell-Mountains, Hayes-Mountains, Mount-MacKinley-Gruppe bis zu den Chigmit-Mountains, deren höchste Gipfel mit mehr als 3000 Meter Höhe bereits vulkanischen Ursprungs sind, ebenso wie alle bedeutenderen Erhebungen im Aleuten-Range. Als Bogensehne ziehen sich die Chougach-Mountains vom St.-Elias-Gebirge, etwa fünfhundert Kilometer lang dem Verlauf der pazifischen Küste folgend, bis vor Anchorage, die mit 60.000 Einwohnern größte Ansiedlung Alaskas. Über 4000 Meter hoch ist deren Hauptgipfel, der Mount Marcus Baker, nur etwa hundert Kilometer vom Stadtrand entfernt. Große Teile dieser Gebirge sind noch nicht kartiert, viele Tausende ihrer Berge sind namenlos. Pelztierjäger, Fischer, Goldsucher und selten genug Bergsteiger haben sie je geschaut; meist nur aus dem Flugzeug konnte bisher der Mensch Einzelheiten ihrer Struktur aufnehmen.

Idee und Vorbereitung

Auch mir gaben Luftbilder erste Eindrücke von dieser Bergwelt. Mein alter Hausatlas zeigte nur wenig, aber ich las Mt. Foraker (5181 m), Mt. MacKinley (6193 m), Mt. Hayes (4250 m), Mt. Sanford (4943 m), Mt. Wrangell (5390 m), Mt. Blackburn (5040 m), Mt. Bona (5008 m) und schließlich Mt. St. Elias (5492 m) und Mt. Logan (6054 m), gewaltige Berge offenbar, deren Namen mir fast alle bisher unbekannt waren.

Die Bücherei des Deutschen Alpenvereins besaß an Literatur darüber wenig, an Karten nichts. Die Bibliothek des Münchner Amerikahauses konnte mir ebenfalls kaum helfen, immerhin erfuhr ich dort eine wichtige Adresse: State of Alaska, Department of Natural Resources, Division of Lands, 344 Sixth Avenue, Anchorage/Alaska. Von dort erhielt ich eine Übersichtskarte von Alaska mit Index aller vorhandenen Landeskarten und kurz darauf einen Brief von Frau Helga Bading, einer in Alaska lebenden Amerikanerin deutscher Abstammung.

Sie hatte wohl über das Department of Natural Resources von unseren Absichten gehört. Ihr verdanke ich es, daß ich sehr bald größere Klarheit über die wichtigsten bergsteigerischen Probleme Alaskas gewinnen konnte. Die zum eigenen Studium ihrer Vorschläge erforderlichen Karten im Maßstab 1:250.000 übersandte jeweils in kürzester Frist

das Department of Natural Resources. Sie zeigten noch zahlreiche weiße Flecken, aus denen nur grob der Verlauf der wichtigsten Kämme und die Lage und Ausdehnung der Hauptgletscherströme hervorging. Uns brachten sie den Beweis, daß wir wirkliches Neuland würden betreten können.

Die Wahl fiel auf den Mt.-MacKinley-Nationalpark, nachdem Frau Bading geschrieben hatte, daß Gletscherflieger die Transportfrage im Mt.-MacKinley-Gebiet verhältnismäßig günstig würden lösen können.

Der in Deutschland stationierte amerikanische Major Hakett und Heinrich Harrer legten mir einen Versuch am Mt. Russell nahe, der als das Matterhorn des Mt.-MacKinley-Nationalparks gelte.

Für die Einreise in den Mt.-MacKinley-Nationalpark ist eine Genehmigung der Parkverwaltung erforderlich. Hierzu sind notwendig für jeden Teilnehmer Bergfahrtennachweis, Ausrüstungsliste, Gesundheitszeugnis, Verpflegungsliste mit Rationseinteilung und das „Stand-by party agreement", nämlich die Erklärung einer Bergsteigergruppe, im Notfall der im Nationalpark tätigen Expedition zu Hilfe zu kommen.

Um bei Bergnot, Flugzeug- oder Jagdunfällen in diesem menschenarmen Land helfen zu können, hat sich auf freiwilliger Basis die Alaska Rescue Group gebildet. Sie gab die Zusage für eine Hilfeleistung im Notfall.

Zu unserer Freude sagten auf meine über Frau Bading ergangene Einladung an den Mountaineering Club of Alaska dessen Mitglieder Bob Goodwin und John Dillmann ihre Teilnahme zu. Bob Goodwin war bereits an einigen bergsteigerischen Expeditionen beteiligt und außerdem bei Gletscherforschungen in den verschiedenen Gebirgen seiner Heimat und in der Antarktis tätig gewesen, John Dillmann, Abiturient der High-School, ist ein junger, begabter Bergsteiger aus Anchorage. Aus der Jungmannschaft der Sektion Bayerland waren ausgewählt Dr. Klaus Ekkerlein, Siegfried Gebel, Peter Hennig und Toni Reiter.

Besondere Sorgfalt hatten wir auf die Zusammenstellung unserer Ausrüstung verwendet. Aus Dr. Bradford Washburns Monographie über den Mt. MacKinley, die im 11. Band 1956/57 von „Berge der Welt" erschienen ist, wußten wir, daß nach seiner Meinung der Mt. MacKinley als einer der im Jahresdurchschnitt kältesten Punkte unserer Erde gelten kann. Frau Bading wies mich in ihren Briefen immer wieder darauf hin, daß erfahrungsgemäß ausländische Expeditionen die ungeheure Gewalt der Stürme im Alaska-Range und die Schnelligkeit ihres Aufkommens zu unterschätzen pflegen. Außer einer erstklassigen winddichten Daunenbekleidung sei vor allen Dingen gutes Schuhwerk wichtig, weil bisher alle nicht aus Alaska stammenden Bergsteigergruppen starke Erfrierungen an den Füßen erlitten hätten. Die empfohlenen sogenannten „Korean boots", amerikanische, sehr gut isolierte, halbhohe Gummistiefel, sind leider etwas unförmig und nicht steigeisenfest. Wir wählten deshalb ein Spezial-Expeditionsmodell mit herausnehmbarem Innenschuh aus Leder. Infolge der ausgezeichneten Paßform und Isolierung haben sich diese Stiefel hervorragend bewährt.

Von der Nationalparkverwaltung werden in der Ausrüstungsliste Schneereifen gefordert. Die kanadischen Schneereifen, die wir in Anchorage kauften, bewährten sich sehr gut. Auf ebenen Gletschern liefen wir bis zu sechs Kilometern in der Stunde mit diesen Schneereifen an den Füßen.

In den bei uns üblichen Hochtourenzelten, auch den doppelwandigen, brachen durch die dauernde Vibration infolge der Stürme die Leichtmetallzeltstäbe mehrfach ab; die Reißverschlüsse vereisten. Das amerikanische Loganzelt scheint mir für die Stürme in Alaska besser geeignet zu sein. Auf Photographien von einer japanischen Expedition am Mt. MacKinley sah ich ein igluförmiges Rundzelt. Es erschien auf den Bildern so straff gespannt, als ob es von innen mit einer Konstruktion versehen wäre, ähnlich der Spannvorrichtung eines Regenschirms. Ich schätze, daß es für vier Mann Platz bot. Der Zelt-

frage wird also bei späteren Unternehmungen in Alaska besondere Aufmerksamkeit zu schenken sein.

Da es Träger in Alaska nicht gibt, müssen alle Lasten selbst getragen werden. Für den Transport von Schwerlasten schien mir der Rucksack, den Bob Goodwin und John Dillmann hatten, besser geeignet als der bei uns übliche. Er ist kraxenartig aus Leichtmetall konstruiert und hat zur Aufnahme von verschiedenartigen kleineren Gepäckstücken einen geräumigen Mittelsack mit großen Seitentaschen aus Nylonstoff. Sperrige Transportgüter, wie Zelte oder ähnliches, lassen sich auf einem Bügel unter dem Sack quer festschnallen, leichtere Gegenstände, wie z. B. Schlafsäcke, können am Traggestell oberhalb des Nylonsackes befestigt werden. Er hat eine ausgezeichnete Lastverteilung und eine sehr gute Durchlüftung der Rückenpartie. Für schwierige Fels- und Eiskletterei en oberhalb der Hochlager muß allerdings ein Kletterrucksack, wie er bei uns üblich ist, zusätzlich mitgeführt werden.

Sehr gute Erfahrungen konnten wir mit den von uns aus Deutschland mitgebrachten Gaskochgeräten machen. Das von uns mitgeführte Gas — drei Gefäße à 2 Kilogramm und 25 Kartuschen zu 200 Gramm — reichte für unsern 35tägigen Aufenthalt auf dem Gletscher nicht nur aus, wir konnten sogar bei unserm Abschied der Rescue Group of Alaska übriggebliebene Kartuschen zum Geschenk machen. Vor allem hatten die Kartuschen entgegen den Angaben des Herstellers statt zwei Stunden stets etwa drei bis vier Stunden Brenndauer. Schwierigkeiten mit der Düsenöffnung bei verändertem Luftdruck hatten wir nicht. Zur besseren Ausnützung der Flamme erwies es sich als wesentlich, im Zelt zu kochen, was bei diesen Geräten völlig ungefährlich ist.

Zusammenfassend können wir feststellen, daß unsere Ausrüstung und vor allem unsere Sturmbekleidung den Anforderungen sehr gut entsprach.

Sowohl aus Transportgründen als auch wegen der amerikanischen Einfuhrbestimmungen brachten wir aus Deutschland nur die bei uns üblichen Stärkungsmittel mit, wie Traubenzucker, Sanddornsaft, Ovomaltine und sonstige konzentrierte Hochtourenverpflegung. Den gesamten Tagesproviant kauften wir in Alaska in einem der riesigen Shops, möglichst kochfertige Ware, die als Hochtourenproviant sehr zweckmäßig war. Die Tagesration kostete rund 1,75 Dollar pro Kopf, wobei wir uns Brot, das frisch nachgeliefert werden sollte, sowie Käse und die ausgezeichneten Marmeladen, die mehr Zuspruch als erwartet fanden, von unserem Gletscherflieger mehrmals zubringen ließen.

Da die wirtschaftliche Entwicklung Alaskas erst seit dem zweiten Weltkrieg und der wachsenden strategischen Bedeutung des Landes stärkeren Aufschwung nahm, ist die Verkehrserschließung des riesigen Raumes gekennzeichnet von der Verwendung des Motors auf der Straße und in der Luft. Alaska Highway und einige andere breite, vorzüglich angelegte Autostraßen erschließen den Süden und Südosten, Anchorage und Fairbanks verbindet die einzige Eisenbahnlinie des Landes, die Alaska-Railroad, mit 750 Kilometer Länge.

In keinem Ort der Vereinigten Staaten und vielleicht auf der ganzen Welt gibt es auf die Bevölkerungszahl umgerechnet soviel Privatflugzeuge wie in Anchorage. Farmer, Fischer und Jäger haben ihr Flugzeug auf einem kleinen Landefeld oder, mit Schwimmern versehen, an einem der vielen Seen stehen. Ihre gegenseitigen Sonntagsbesuche machen sie, wo die Straßen fehlen, mit der ganzen Familie im Flugzeug. Das Flugzeug ist an die Stelle der Hundeschlitten getreten. In allen größeren Orten Alaskas gibt es heute ein oder mehrere Air-Services, die die Beförderung von Gepäck und Personen in den Busch zum Jagen und Fischen oder auch von Bergsteigern bis hoch in die Gletscherregion hinauf übernehmen.

Träger anzuwerben ist in dem menschenarmen Riesenland unmöglich. Das Flugzeug ist ungleich günstiger. Die hauptsächlich verwendeten Flugzeugtypen sind die kleine Piper oder die größere Cessna. Diese kann etwa 200 bis 250 Kilogramm Nutzlast befördern, je nach Höhe des Gebirges, das überflogen werden muß.

Die Preise liegen bei etwa 25 bis 35 US-Dollar für die Flugstunde mit der Piper, bei ca. 30 bis 55 US-Dollar für die Cessna. Wir haben bei unserer Kundfahrt für den Anflug einschließlich des gesamten Gepäcks und des Proviants zum ersten Basislager am Chedotlothnagletscher, für das Umsetzen von dort zum zweiten Hauptlager am Kahiltnagletscher und schließlich für den Abflug nach Talkeetna pro Kopf 244 US-Dollar bezahlt. Dabei flog uns Don Sheldon anläßlich anderer Flüge, die er für weitere im Alaska-Range tätige Expeditionen machte, mehrmals ohne Verrechnung an und brachte Post und Verpflegung.

Und da bin ich bei Don Sheldon. Er gilt als der beste Gletscherflieger Alaskas. Er ist ein hervorragender Pilot, der das Gebirge kennt wie kein zweiter, im Herzen ein fröhlicher Junge, der uns allen schon nach wenigen Tagen ein guter Kamerad geworden ist.

Nur einen Nachteil hatte für uns der Gletscherflug. Der Gletscherflieger ist ebenso wie der Bergsteiger vom Wetter abhängig. Es kann deshalb vorkommen, daß man bei schönem Wetter seine Pläne dem erwarteten Anflug anpassen muß. Bei größeren Expeditionen ist darum die Mitnahme eines geeigneten Funk- oder Sprechgerätes, mit dem man die Verbindung mit einer der vielen Bodenstationen in Alaska halten kann, empfehlenswert. Eine behördliche Genehmigung ist dazu jedoch erforderlich.

Lage und Struktur des Arbeitsgebietes

(Geographisches, Meteorologisches, Geologisches)

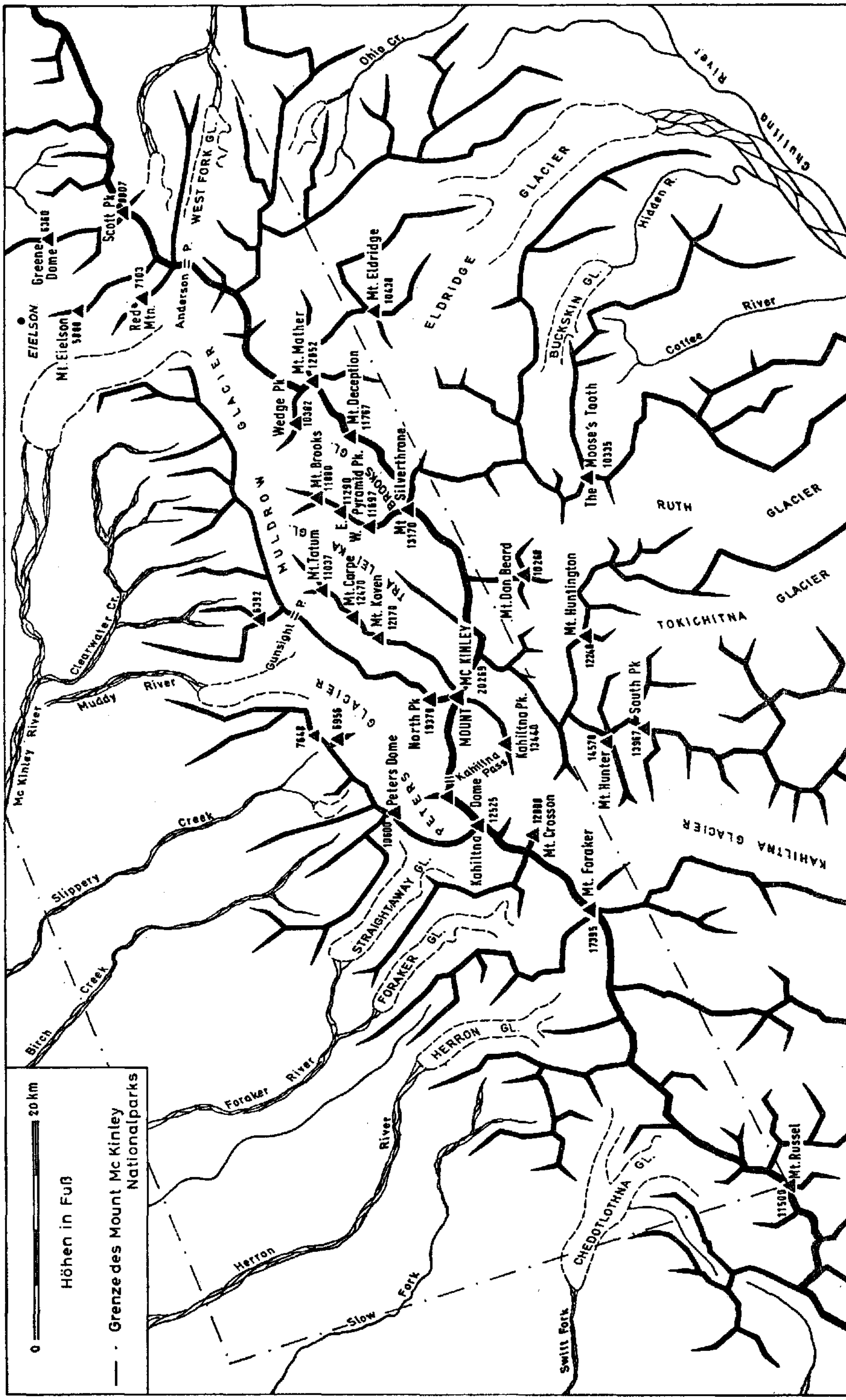
Alaska ist ein subarktisches Gebiet, dessen Hauptlandmasse zwischen dem 60. und 71. Grad nördlicher Breite liegt. Der Nördliche Polarkreis läuft durch das Herz Alaskas. Etwa auf dem 63. Breitengrad liegt der Mt. MacKinley. Während der Kuro Schio als warme Meeresströmung von Japans Ostküste bis in den Golf von Alaska hinaufreicht und die Südküste eisfrei hält, weist das Innere des Landes kontinentales Klima auf, das wesentlich mitbestimmt ist vom ewigen Eis der Polkappe. Als wir auf der Polroute den Nordrand Alaskas überflogen, reichte Mitte Mai die geschlossene Eisdecke des Nördlichen Eismeeres noch bis an die Küste heran.

Zwischen diesen beiden riesigen Klimazonen steigt die Mt.-MacKinley-Gruppe als gewaltiges Riff vom Mt. Russell als südwestlichem Eckpfeiler bis zum Andersonpaß im Nordosten in 100 Kilometer Länge fast übergangslos unmittelbar aus der Ebene empor, mit ihren Hauptgipfeln diese um 3000 bis nahezu 6000 Meter überragend. Der Mt. MacKinley selbst, der seinen nächsten Nachbarn, den Mt. Foraker, seinerseits noch um rund 900 Meter an Höhe übertrifft, dürfte damit wohl den größten relativen Höhenunterschied unserer Erde aufweisen; denn aus der Ebene im Nordwesten mit ca. 600 Meter Meereshöhe erhebt er sich auf kaum 30 Kilometer Horizontalentfernung auf 6193 Meter, von dem 115 Meter hoch gelegenen Talkeetna in weniger als 100 Kilometer Luftlinie beträgt der Höhenunterschied demnach 6080 Meter, vom Gebirgsrand im Südosten, der am Tokichitnariver nur 50 Kilometer vom Gipfel entfernt ist, etwa 5900 Meter.

Dieser riesige Wall wehrt dem feuchtwarmen Klima an den Küsten des Pazifischen Ozeans den Eintritt in das Innere Alaskas. Nach Dr. Washburn beträgt die durchschnittliche jährliche Regenmenge in Talkeetna 750 bis 850 Millimeter, während sie sich am Minchuminasee, der etwa ebenso weit im Nordosten vom Gebirge entfernt ist wie Talkeetna im Süden, nur auf 300 Millimeter beläuft.

Alle großen Gletscher, den Muldrowgletscher mit 66 Kilometer Länge ausgenommen, fließen deshalb nach Süden, und zwar, in der Reihenfolge ihrer Größe genannt, der Kahiltna- (73 km), der Ruth- (60 km), ein unbenannter südlich des Mt. Foraker (54 km), der Eldrige- (54 km) und der Tokichitnagletscher (41 km).

Jeder Luftdruckunterschied zwischen Küstengebiet und Landesinnerem gleicht sich mit ungeheurer Heftigkeit aus, die feuchtigkeitsgesättigte Luft vom Pazifik her baut offenbar


Ohio Cr.
River
Chulitna
WEST FORK GL.
Scott Pk 9907
Greene Dome 6388
EIELSON
Mt. Eielson 5800
Red Mtn. 7103
Anderson P.
GLACIER
ELDRIDGE GLACIER
Mt. Eldridge 10438
Hidden R.
BUCKSKIN GL.
Coffee River
Mt. Mather 12852
Wedge Pk 10382
Mt. Deception 11767
Mt. Brooks 11880
BROOKS GL.
Silverthrone
Mt 13170
E. 11290
W. 11697
Pyramid Pk.
The Moose's Tooth 10335
RUTH GLACIER
MULDROW
Mt. Tatum 11037
TRALEIKA GL.
Mt. Carpe 12470
Mt. Koven 12170
Mt. Dan Beard 10260
Mt. Huntington 12240
TOKICHITNA GLACIER
MOUNT MC KINLEY 20269
6232
Gunsight P.
Clearwater Cr.
Muddy River
Mc Kinley River
GLACIER
7648
6956
North Pk 19370
Kahiltna Pk. 13440
South Pk 13967
Mt. Hunter 14570
Peters Dome 10600
PETERS
Kahiltna Pass
Kahiltna Dome 12525
12800 Mt. Crosson
Mt. Foraker 17395
KAHILTNA GLACIER
Slippery Creek
Birch Creek
STRAIGHTAWAY GL.
FORAKER GL.
HERRON GL.
Foraker River
River
Herron
Slow Fork
Swift Fork
CHEDOTLOTHNA GL.
Mt. Russel 11500
0 20 km
Höhen in Fuß
Grenze des Mount Mc Kinley Nationalparks

besonders in Höhen zwischen 2000 und 4000 Metern auf den Graten und Gipfeln bizarre Eisgebilde und gewaltige Wächtenbalkone. Infolge des großen Zuwachses in den Höhen sind die Gletscher auch in sehr starker Bewegung. Tag und Nacht stürzten über die Nordwestwand des Mt. Russell die Eislawinen in die Tiefe. Nach einer einzigen Sturmnacht waren in einer Höhe von nur 9000 Fuß, also etwa 2700 Meter, Pickel und Zeltschnüre mit armdickem Rauhreif überzogen.

Besonders gefährlich ist die unglaubliche Schnelligkeit, mit der die Stürme im Alaska-Range auftreten können. Als ich am 14. Mai, morgens 8 Uhr, am oberen Chedotlothnagletscher landete, saß ich bei Windstille in der warmen Frühjahrssonne, betrachtete den Berg, der unser Ziel war, und nur um die Grate spielten Schneefahnen, ähnlich wie in den Alpen bei beginnendem Föhn. Zwei Stunden später konnte Don Sheldon beim zweiten Anflug bereits nicht mehr landen. Als ich eilends begann, mein Zelt aufzubauen, riß mir der Wind schon fast die Zeltschnüre aus der Hand, und ich erlebte vierundzwanzig Stunden lang einen Sturm wie bisher noch nie in meinem Leben. Und dies auf der Nordseite des Berges, in seinem Windschatten also und bei einer Höhe des Basislagers von nur 1350 Meter. Am Mt. Russell selbst muß bei diesem Sturm die Hölle los gewesen sein.

Dr. Bradford Washburn ist nach seinen Messungen der Meinung, daß das Klima auf der Höhe des Mt. MacKinley selbst das strengste sein dürfte, das im Jahresdurchschnitt auf der Erde überhaupt vorkommt. Ein Berg von 2000 Meter Höhe ist im Alaska-Range ein wilder Eisberg, dessen Gipfel von einer gewaltigen, nach allen Seiten in Überhängen abbrechenden Eiskalotte bedeckt ist. Leicht zu ersteigen ist deshalb keiner von ihnen; denn entweder bieten diese Eisbarrieren erhebliche Schwierigkeiten, oder seine Wände sind von so steilen Granitplatten gebildet, daß sich das Eis dort nicht halten kann.

Man kann in Alaska — den Monat März, währenddessen meist eine gewisse Ausgeglichenheit der meteorologischen Verhältnisse im Süden und Norden zu beobachten ist, vielleicht ausgenommen — selten eine mehrtägige Schönwetterperiode wie in unsern Alpen erwarten. Man muß deshalb die kurzen Zeiträume zwischen den Stürmen sofort ausnutzen und in dieser Zeit die Hochlager vortreiben, um dort wieder die Möglichkeiten zum weiteren Angriff abzuwarten. Eine gute Portion Glück gehört freilich dazu. Uns war dieses Glück nur wenig beschieden; denn allzuoft, wenn uns Don Sheldon anflog, mußte er uns wieder sagen: „Big storm is coming." Bod Goodwin, John Dillmann und andere erfahrene Bergsteiger aus Alaska meinten sogar, uns sei der Wettergott besonders abhold gewesen.

Dr. Washburn schreibt, daß die Zeit von Mai bis Ende Juli die günstigste für eine Ersteigung des Mt. MacKinley wäre. Ich möchte das dahingehend einschränken, daß allgemein die beste Zeit wohl der Mai ist; denn wir konnten beobachten, daß durch einen Einbruch feuchtwarmer Luft Mitte Juni — es regnete an unserm Hauptlager am Kahiltnagletscher in zirka 2000 Meter Höhe heftig — der Firn ungewöhnlich tief wurde, während er bis dahin, nachdem bislang die Temperaturen auch bei Tage kaum über null Grad angestiegen waren, mit unsern Schneereifen völlig ungefährlich begangen werden konnte. Wir verlegten deshalb unsere Hauptgehzeiten Ende Mai und im Juni stets in die Nachtstunden, während deren die Temperaturen auch am wesentlich tiefer gelegenen Chedotlothnagletscher immer unter die Frostgrenze sanken. Es mag sein, daß in den großen Höhen des Mt. MacKinley selbst, wo die Temperaturen immer erheblich unter 0 Grad liegen, der Juli als günstigster Monat angesehen werden kann. Für Berge unter 4000 Meter halte ich den Mai für günstiger, und ich neige eher dazu, auch den April noch für geeigneter zu halten als die Zeit im Juni nach dem Mittsommer.

Geologisch bildet den Hauptkamm der Mt.-MacKinley-Gruppe ein Granitkern, während die übrigen Berge des Alaska-Range von vermutlich aus dem Paläozoikum stammenden und später umgeprägten Ablagerungsgesteinen gebildet sind. Die bedeutendsten Granitgipfel — Mt. MacKinley, Mt. Foraker, Mt. Hunter, Mt. Huntington, Mt. Russell und the Moose's Tooth — sind dort, wo ihr Eispanzer nicht die Struktur ihres Felskernes

verbirgt, häufig von außerordentlicher Schroffheit und bilden besonders am Moose's Tooth, am Huntington und am Hunter Wandfluchten von ungewöhnlicher Geschlossenheit. Der Granit ist äußerst fest und bietet wohl überall sicheren Halt. Dagegen sind die Ablagerungsgesteine im Alaska-Range durchwegs sehr brüchig, es sei denn, der Frost hielte sie zusammen. Die großen Gletscher tragen deshalb ungeheure Schuttmassen auf ihrem Rücken talwärts. Die Gletscherzungen sind auf viele Kilometer Länge chaotische Schuttlandschaften, deren Eiskern aus der Luft lediglich noch daran erkennbar ist, daß an den Rändern der in sie eingebetteten Gletscherseen das lichte Blau des Eises sichtbar ist.

Oft sind diese sogenannten „Rock-Glacier" bereits von der Tundrenvegetation überwachsen, so daß sich die Frage erhebt, ob die von ihnen begrabenen Eismassen nicht letzte Überbleibsel der Eiszeitgletscher sind. Diese Gletscher im späten Frühjahr oder im Sommer, aus dem Busch kommend, zu Fuß hinaufmarschieren zu wollen, dürfte ungeheuer mühevoll sein. Bei allen Fahrten, die lange Anmärsche erfordern, ist deshalb wohl der Spätwinter die beste Zeit, wenn die Schneelage noch die Benützung der Schier zuläßt. Die Schneeschmelze um die Mittsommerzeit ist in Alaska ein Naturereignis ohnegleichen. Chulitna- und Talkeetnariver, die sich nächst Talkeetna zum Susitnariver vereinigen, waren Mitte Mai bei unserer Ankunft anmutige Bächlein mit glasklarem Wasser, fünf Wochen später hatten sie sich zu reißenden, lehmgrauen Strömen entwickelt. Nach der Vereinigung von Chulitna- und Talkeetna- ist der Susitnariver teilweise über zwei Kilometer breit und kann bis tief in den Sommer hinein nur noch im Flugzeug überquert werden. Der Busch bei Talkeetna ist eine einzigartige Moränenlandschaft, deren Schuttmassen in größerer Tiefe auch im Sommer gefroren sind, so daß nur wenig Wasser vom Boden aufgenommen wird, das deshalb auf tausend Wegen an der Oberfläche dem Meere zuströmt.

Leider bringt der Sommer in Alaska auch die große Plage des Landes mit sich, die Mücken. Abwehr und Schutz gegen die Mücken müssen stets dann bedacht werden, wenn es gilt, in dieser Jahreszeit längere Zeit im Busch zu verbringen.

Zeitfolge und Ziele

Am 8. Mai 1962 flogen wir mit der Lufthansa von München-Riem über Düsseldorf nach Hamburg, von wo aus wir mit der Air France über den Pol im Nonstopflug Anchorage erreichten. In vier Tagen hatten wir sämtliche noch erforderlichen Formalitäten, den Einkauf der Verpflegung, die Einteilung der Rationen und das Umpacken des auf dem Seeweg über Panama-Seattle pünktlich eingetroffenen großen Gepäcks, erledigt. Bei einem Besuch beim Department of Natural Resources in Anchorage erfuhren wir, daß die Kartierung photogrammetrischer Aufnahmen des Mt.-MacKinley-Nationalparkes, etwa unsern Meßtischblättern entsprechend, so weit gediehen sei, daß beim amerikanischen Innenministerium Blaupausen davon hergestellt werden könnten. Bob Goodwin telegraphierte daraufhin an das U. S. Department of the Interior Geological Survey, Topographic Division, Rocky Mountains 5 Area, Bldg. 25 Federal Center, Denver, 25/Colorado.

Am 16. Mai, als John Dillmann, der erst noch seine Reifeprüfung an der High-School ablegen mußte, nachkam, brachte er die mit Luftpost umgehend übersandten drei Kartenblätter bereits mit. Sie sind ausgezeichnet, wenn man sich beim Lesen erst daran gewöhnt hat, daß auf diesen Vorabzügen lediglich die Schichtlinien sowie Lage und Verlauf der größten Spaltenzonen eingetragen sind.

Wir waren inzwischen am 12. Mai mit der Alaska-Railroad nach Talkeetna gereist. Der Ort hat zwei Landefelder, ein kleineres unmittelbar vor Don Sheldons Hangar und ein großes, von der Air Force gebautes, mit einer ständig besetzten Wetterstation und ausreichenden Landemöglichkeiten für Flugzeuge mit Kolbenmotoren aller Art.

Don Sheldon hatte auf dem oberen Chedotlothnagletscher noch nie eine Landung versucht, so daß wir den ersten Anflug mit der wendigeren Piper machten. Am 14. Mai, morgens 8 Uhr, setzte mich Don Sheldon (nach einem wegen mangelnder Bodensicht vergeblichen Versuch am vorhergehenden Abend) auf der Nordseite des Gebirges auf dem hier fast ebenen Gletscher dicht unter der 2300 Meter hohen Nordwestwand des Mount Russell ab. Erst am Abend des 15. Mai kam er wieder und brachte Toni Reiter, wobei er weit unterhalb von mir, im Windschutz des Berges, den wir später Point Munich nannten, landete. Don Sheldon hatte den Umweg nördlich um das Gebirge herum gemacht und war von Norden her den Chedotlothnagletscher heraufgeflogen, weil er mich am Tage vorher ohne Verpflegung am Base-Camp zurückgelassen hatte. Unbemerkt von mir, hatte er meine für eine Woche bemessene Ration aus der Maschine genommen, weil ihm diese bei unserm Anflugversuch am 13. Mai als zu schwer beladen erschienen war. Erst am 17. Mai war das Wetter wieder so, daß Don auf direktem Wege über den Hauptkamm das Lager anfliegen konnte, und bis zum Abend hatte er die ganze Mannschaft mit dem Gepäck abgesetzt sowie als Gast für eine Woche einen jungen Deutschen, der in Anchorage lebt. In der Nacht kam neuerdings der Sturm auf, und wir mußten den ganzen folgenden Tag damit verbringen, unser Lager mit Schneewällen einigermaßen sturmsicher auszubauen.

Da am Vormittag des 19. Mai der Wind auf Nord drehte — Bob Goodwin hatte es schon sehnsüchtig erwartet, weil im Alaska-Range der Nordwind schönes Wetter bringt —, brachen wir zu Mittag zum vorgesehenen Lager I auf. Bob kannte Platz und Weg dorthin von einem Versuch, den er im Jahre 1961 mit drei amerikanischen Gefährten bereits unternommen hatte. In sieben Stunden bewältigten wir den infolge tiefen Schnees und schweren Gepäcks sehr mühevollen, wenn auch technisch wenig schwierigen und objektiv ungefährlichen Aufstieg. Dr. Ekkerlein, Toni Reiter, Peter Hennig und Bob Goodwin blieben im Lager I. Wir andern drei stiegen zum Basislager ab, das wir erst gegen 21 Uhr wieder erreichten.

Vom 20. bis 24. Mai versorgten wir das Lager I mit allem noch Notwendigen. Toni Reiter mußte leider wegen einer schweren Magenverstimmung am 21. Mai mit uns wieder absteigen. Der Sturm, der in unverminderter Wucht Tag und Nacht über den Zeltplatz peitschte, hielt die Mannschaft im Lager I ständig in den Zelten fest. Der Platz des Lagers bestand aus einem überraschend großen, fast ebenen Schneeplateau in etwa 2200 Meter Höhe. Er schien aber gerade die Grenzzone der nun seit Tagen wieder um den Gipfel tobenden Südstürme zu sein; denn während der Wind am Hauptlager nur noch verhältnismäßig wenig spürbar war und selbst im Aufstieg zum Lager I erträglich blieb, faßte er einen, sobald man das Plateau erreichte, mit wilden Wirbeln. Hexentanzplatz (witches' dancing) nannten wir deshalb später die Stelle.

Nachdem der Sturm am Hauptkamm nicht nachzulassen schien, während das Basislager außerhalb dieser Zone lag und sogar, wenn auch meist etwas verschleiert, Sonne hatte, brachen Toni Reiter, Sigi Gebel und ich am 24. Mai, morgens gegen 3 Uhr, auf, um einen etwa 2300 Meter hohen Gipfel unweit des Lagers zu ersteigen. Wir erreichten ihn nach fünfstündigem Aufstieg über den Westgrat, der infolge unerwartet starker Überwächtung mehr Schwierigkeiten bot, als vorauszusehen war. Point Munich nannten wir ihn mit dem Recht der ersten, die ihn betreten hatten. Vom Gipfel aus konnten wir gegen 8.30 Uhr unsere Gefährten vom Lager I den Weiterweg zum Lager II, das in der 2700 Meter hohen Scharte südwestlich des Gipfels errichtet werden sollte, antreten sehen. Während wir eilig über die Südwestflanke abstiegen, überquerten Klaus Ekkerlein, Peter Hennig und Bob Goodwin, wohlbehalten und zunächst verhältnismäßig rasch vorankommend, die äußerst eisfallgefährdete Zone unter dem Mandlgrat, dem wir diesen Namen wegen der bizarren, an Malaienkrise erinnernden, nach beiden Seiten überhängenden Wächtenbildungen gaben, und verschwanden dann aus unsern Augen in dem stark zerklüfteten Eisbruch unter dem Westsporn des Mt. Russell. Sie berichteten später, daß sie

vom Lager I, auf dem Wege Bob Goodwins vom Vorjahre zunächst absteigend, in äußerster Eile die mit Eislawinentrümmern angefüllte Mulde unter dem Mandlgrat gequert und in fünf Stunden die Scharte zwischen Mt.-Russel-Südgrat und dem Mandlgrat erreicht hätten. Dort hüllte sie wieder der Nebel ein, und der neu aufkommende Südsturm hielt sie abermals im Zelt fest, das sie dicht unter dem flachen Eisrücken des Sattels, den wir mit Bob Goodwins Einverständnis „Bayerländer-notch" (Bayerländerscharte) nannten, errichtet hatten.

Am 25. Mai brachen im Laufe des Vormittags wir vier aus dem Hauptlager zum Lager I auf. Da wir unser Gepäck gleichmäßig aufgeteilt hatten, brauchten wir dieses Mal nur drei Stunden zum Hexentanzplatz, der wiederum seinem Namen durchaus gerecht wurde. Während Toni Reiter und ich, um besseres Wetter abzuwarten, im Zelt Schutz suchten, stiegen Sigi Gebel und John Dillmann zum Hauptlager ab.

Obwohl von uns kaum erhofft, geschah am Abend dieses Tages das Unerwartete. Es trat völlige Windstille ein. Fast erschreckend war diese plötzliche Ruhe um uns. Eiligst krochen wir aus dem Zelt. Erstmals seit dem 17. Mai war der Gipfel des Mt. Russell frei und der Himmel über uns glasklar. Es war 7 Uhr abends, zwei Stunden später marschierten Toni und ich, nur mit dem Nötigsten versehen und mit Verpflegungsnachschub für die Kameraden, zum Lager II ab. Die Verhältnisse waren großartig. Fast im Laufschritt überquerten wir die Eisfallmulde bis zum Point 8008 (feet), durchstiegen bei windgepreßtem Schnee in kürzester Zeit den Eisbruch unter dem Westsporn des Mt. Russell und trafen schon nach zweistündigem Anstieg, den noch schwach sichtbaren Spuren der Kameraden folgend, an der Bayerländerscharte ein. Dort fanden wir die Gefährten in tiefem Schlaf. Sie hatten von dem plötzlichen Wetterwechsel noch nichts gemerkt.

Erstmals konnte man auch von hier aus den Weiterweg zum Südgrat des Mt. Russell sehen. Eine steile Eisrampe schien gut gangbar, lediglich der Bergschrund unter dem Grat und der darüberliegende Wulst dünkten uns problematisch zu sein. Ekkerlein, Hennig und Goodwin machten sich eilig fertig. Es war Mitternacht, aber trotzdem hell genug, als Toni Reiter und ich inzwischen zur Erkundung den Anstieg über die Eisrampe fortsetzten. Die schon vom Lager II aus als möglicher Übergang über den Bergschrund in Aussicht genommene Stelle erwies sich als gangbar. Der Eiswulst darüber, zwar etwa 65 bis 70 Grad geneigt, war infolge des rauhreifartigen Firneises besser als erwartet ersteigbar. Während wir dies feststellten, konnten wir, da sich auch die tief unter uns liegenden Täler langsam wieder zu erhellen begannen und die ersten Sonnenstrahlen den Gipfel des Mandlgrates in ein wäßriges, rosarotes Licht tauchten, erkennen, daß das gute Wetter nicht von Dauer sein würde.

Nachdem wir für einen Gipfelangriff nicht ausgerüstet waren, kehrten Toni und ich um. Inzwischen waren auch die Gefährten vom Lager II nachgekommen. Bob Goodwin meinte, daß das Wetter sicher noch fünf Stunden halten würde, und so stiegen die Kameraden entgegen meinen Warnungen an uns vorbei. Da ich wußte, daß Bob Goodwins Urlaub begrenzt war und der Tatendurst der drei in den Hochlagern verbliebenen Gefährten nach der langen Untätigkeit kaum zu bändigen sein würde, unterließ ich es, eine strikte Anweisung zur allgemeinen Umkehr zu geben. Wir ahnten damals nicht, daß der Weg zum Gipfel und zurück mehr als das Zehnfache der angenommenen Zeit dauern würde. Fünf Stunden später schon hüllten die Wolken den Südgrat des Mt. Russel wieder ein und entzogen Peter, Klaus und Bob unsern Blicken.

Um 10 Uhr, acht Stunden nach ihrem Aufbruch vom Lager II, war der Sturm so stark geworden, daß die Seilschaft ein Freibiwak beziehen mußte, in dem sie bis zum nächsten Morgen um 4 Uhr festgehalten war. Klaus Ekkerlein berichtete später von diesem Freilager, daß er geglaubt hätte, es würde sein letztes werden.

Wiederum überraschend war am Morgen des 27. Mai das Wetter über 10.000 Fuß Höhe gut. Während unterhalb des Biwaks der Gipfelmannschaft eine geschlossene Wolkendecke lag, war der Himmel darüber klar, und erst als Peter, Klaus und Bob mittags

den Gipfel erreichten, verschleierte sich die Sonne wieder etwas. Um 4.30 Uhr waren sie aus ihrem Notlager aufgebrochen, hatten in teilweise äußerst schwieriger Eisarbeit, bei der Peter Hennig als Führender ging, um 12.30 Uhr den Gipfel erreicht, von wo sie nach einstündiger Rast um 13.30 Uhr den Abstieg antraten. Als sie gegen 23 Uhr in die unter ihnen liegende Wolkendecke eintraten, konnten sie, nachdem der Sturm die Markierungsfahnen weggerissen hatte, den Einstieg in die Rampe nicht mehr finden und wurden abermals in ein Freibiwak gezwungen, aus dem sie am 28. Mai um 4 Uhr bei klarer Sicht wieder aufbrachen, um gegen 10 Uhr das Lager II in der Bayerländerscharte zu erreichen.

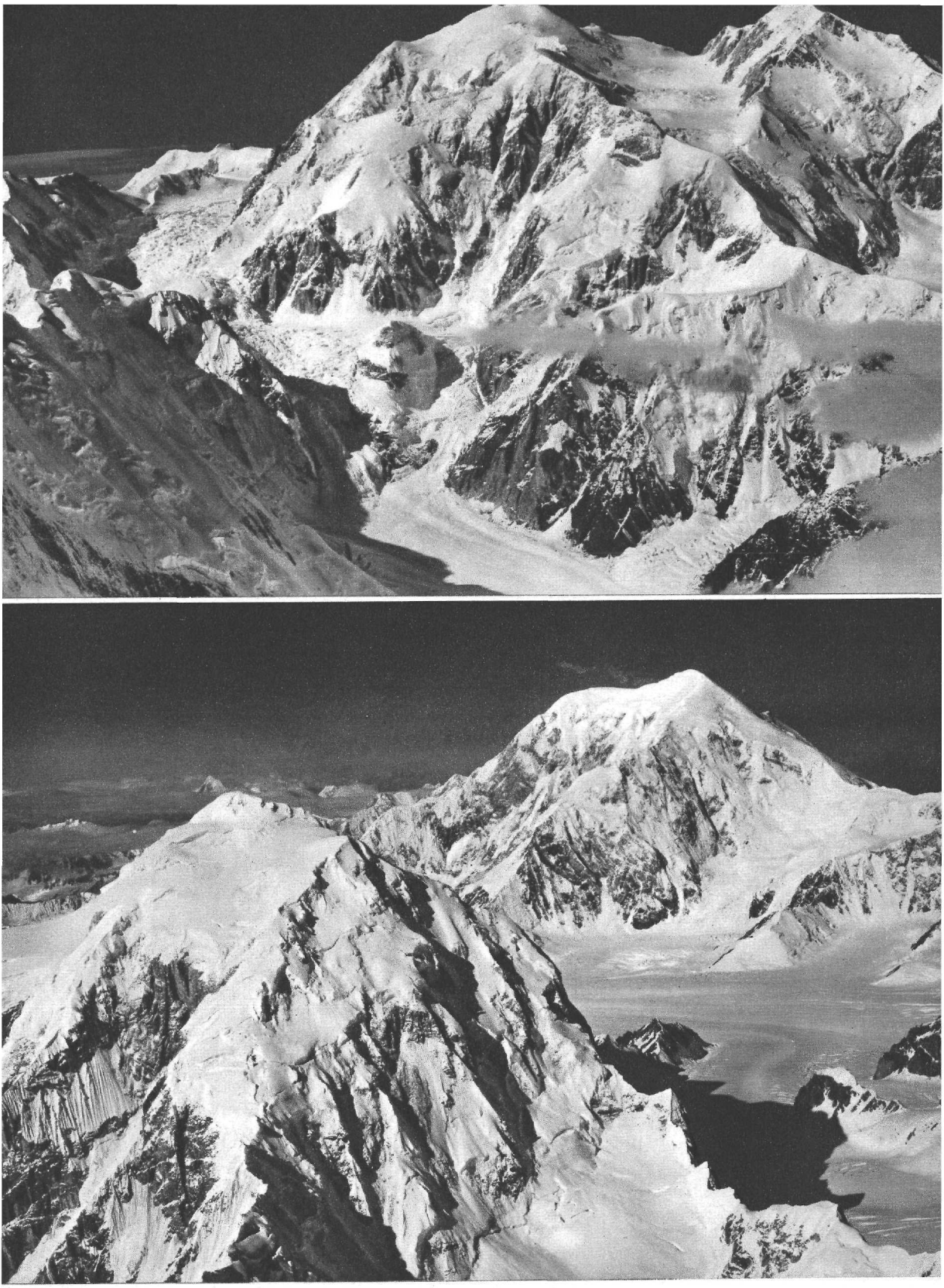
Toni Reiter und ich waren bereits am 26. Mai zum Lager I abgestiegen und noch am Abend des gleichen Tages zum Basislager gegangen. Nebel und Schneefall hielten uns im Lager fest. Erst in der Nacht zum 29. Mai wurde der Himmel wieder klar, so daß Toni Reiter, John Dillmann und ich aufbrechen konnten, in der Absicht, über Lager I zum Lager II aufzusteigen. Während wir bei einer Rast am Hexentanzplatz mit der Zubereitung einer Suppe begannen, tauchten plötzlich an der Bayerländerscharte die Kameraden auf und stiegen zwar langsam aber stetig ab. Toni Reiter und ich gingen ihnen entgegen, während John Dillmann Schnee einzuschmelzen begann für ein Festmahl und einen Willkommenstrunk. Zwei Stunden später saßen wir glücklich am Lager I beisammen.

Noch am Abend stiegen wir gemeinsam unter Mitnahme fast der ganzen Ausstattung des Lagers I zum Basislager ab. Den Rest holten Toni Reiter und John Dillmann am nächsten Tage.

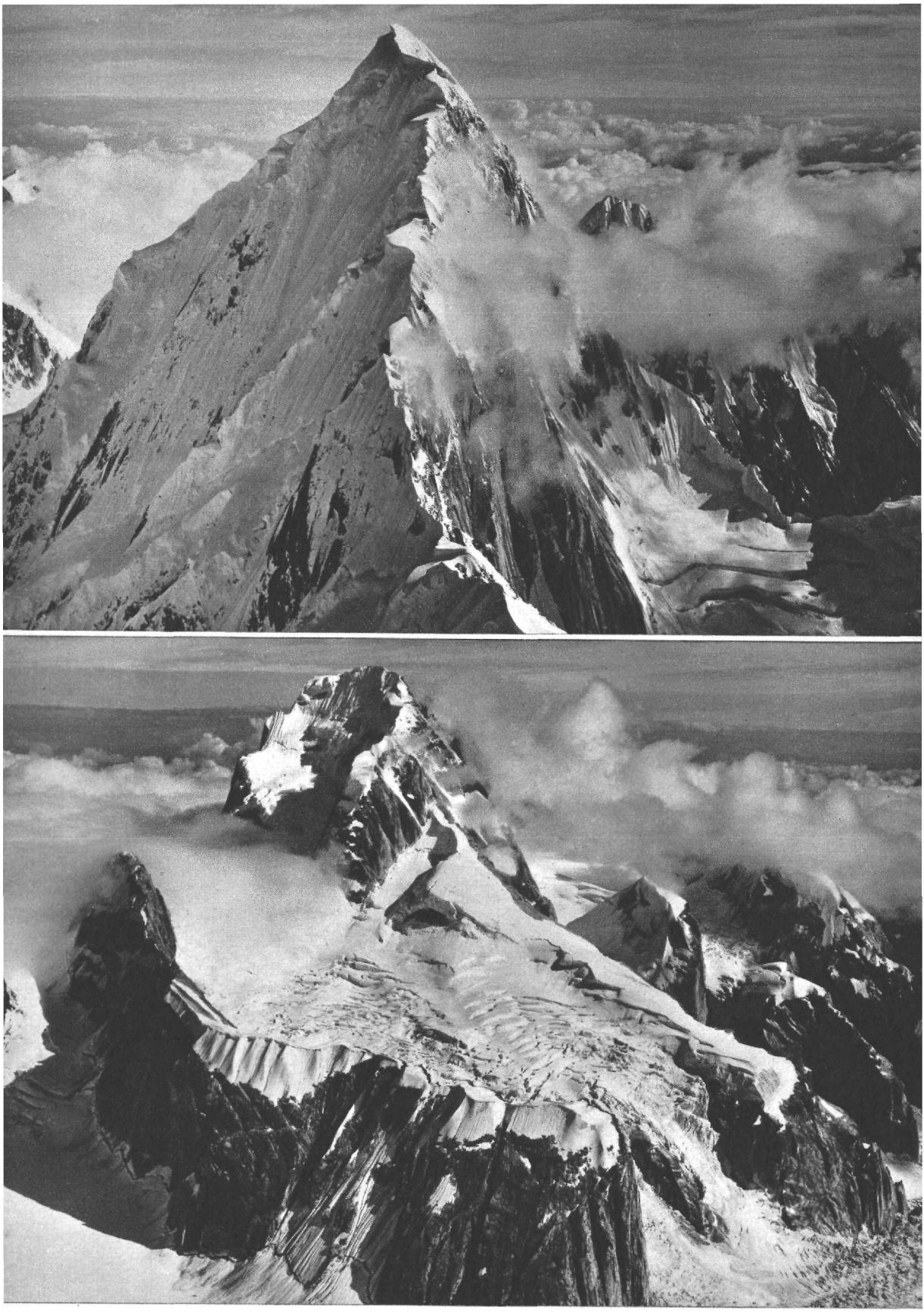
Das Wetter an diesem 30. Mai war ebenso schön wie am Tag vorher, nur unternehmen konnten wir nichts, da wir auf Don Sheldon warten mußten, weil Bob Goodwins Urlaub nun zu Ende war und auch wir noch zum Kahiltnagletscher umsetzen wollten.

Aber erst am Abend des 31. Mai hörten wir Motorengeräusch, und wenig später kurvte Don Sheldon zur Landung ein, um Bob Goodwin nach Talkeetna zu entführen. Wir hörten von Don, daß wieder ein großer Sturm im Anzug sei, er meinte aber, das Wetter würde noch bis zum nächsten Tag halten. Wir sollten das Lager auf den Hauptstrom des Chedotlothnagletschers umbauen, von wo er uns am nächsten Morgen besser abholen könnte als von dem Seitenarm des Gletschers, so dicht unter der Mt.-Russel-Wand mit ihren heftigen Fallböen. Die ganze Nacht über schleppten wir Zelte und Ausrüstung in mehreren Märschen zwei Kilometer den Gletscher hinunter, aber als wir am Morgen in die Zelte gingen, da sahen wir schon, daß Don Sheldon nicht mehr würde kommen können. Die Sturmwolkenmauer lag bereits wieder auf dem Hauptkamm, und der Wind riß heftig an unsern Zelten. Fünf Tage saßen wir im Lager, auch dann, wenn das Wetter sich zu bessern schien, keine größeren Unternehmungen wagend in der Sorge, daß inzwischen Don Sheldon anfliegen könnte.

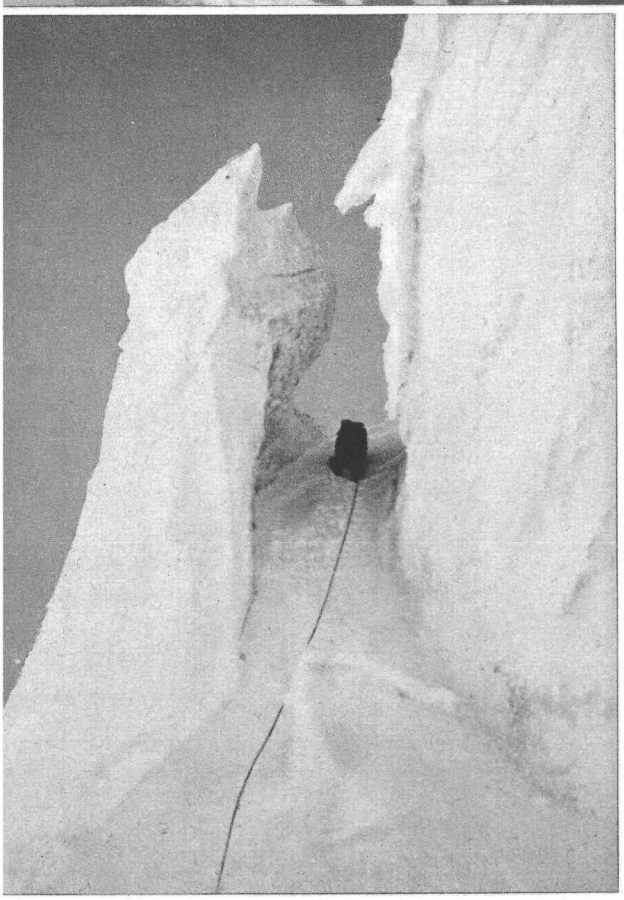
Sehnlichst erwartet und doch überraschend landete er am Morgen des 6. Juni direkt vor unsern Zelten. Bis zum Nachmittag hatte er uns alle zum Kahiltnagletscher umgesetzt, obwohl er gegen Mittag noch einmal zum Tanken nach Talkeetna abgeflogen war und von dort zwei Engländer einer neunköpfigen britischen Expedition, die zum Mt. MacKinley wollte, mitgebracht hatte. Unser Lager errichteten wir südlich des Harrergrates zum Mt. Hunter auf einem von diesem herabziehenden Seitenarm des Kahiltnagletschers. Da das Wetter zusehends besser geworden war und Don Sheldon nach dem Bericht der Wetterstation von Talkeetna uns eine mindestens dreitägige Schönwetterperiode glaubte voraussagen zu können, brachen wir noch am gleichen Abend mit der ganzen Mannschaft auf, um das Lager I für den Angriff auf unser neues Ziel, die Ersteigung des Mt. Foraker erstmals von Osten her, zu errichten. Mit dem Glas hatten wir bei zunehmender Aufklarung schon den möglichen Aufstiegsweg studiert. Unsere Absicht war, durch die Gletschermulde östlich des Massivs den Point 11.840 (feet) im NO-Grat des Mt. Foraker zu erreichen und über diesen den Gipfel zu gewinnen. Aus einer Über-

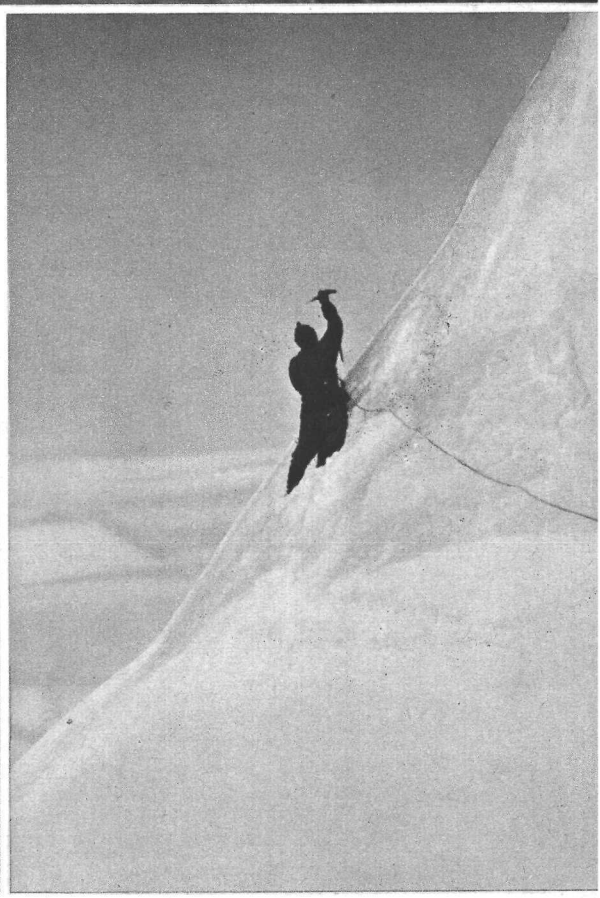


Oben: Ostflanke des Mt. MacKinley. Blick über den Westarm des Traleika-Gletschers. Unten: Mt. Hunter und Mt. Foraker von Osten (Aufn. B. Washburn)



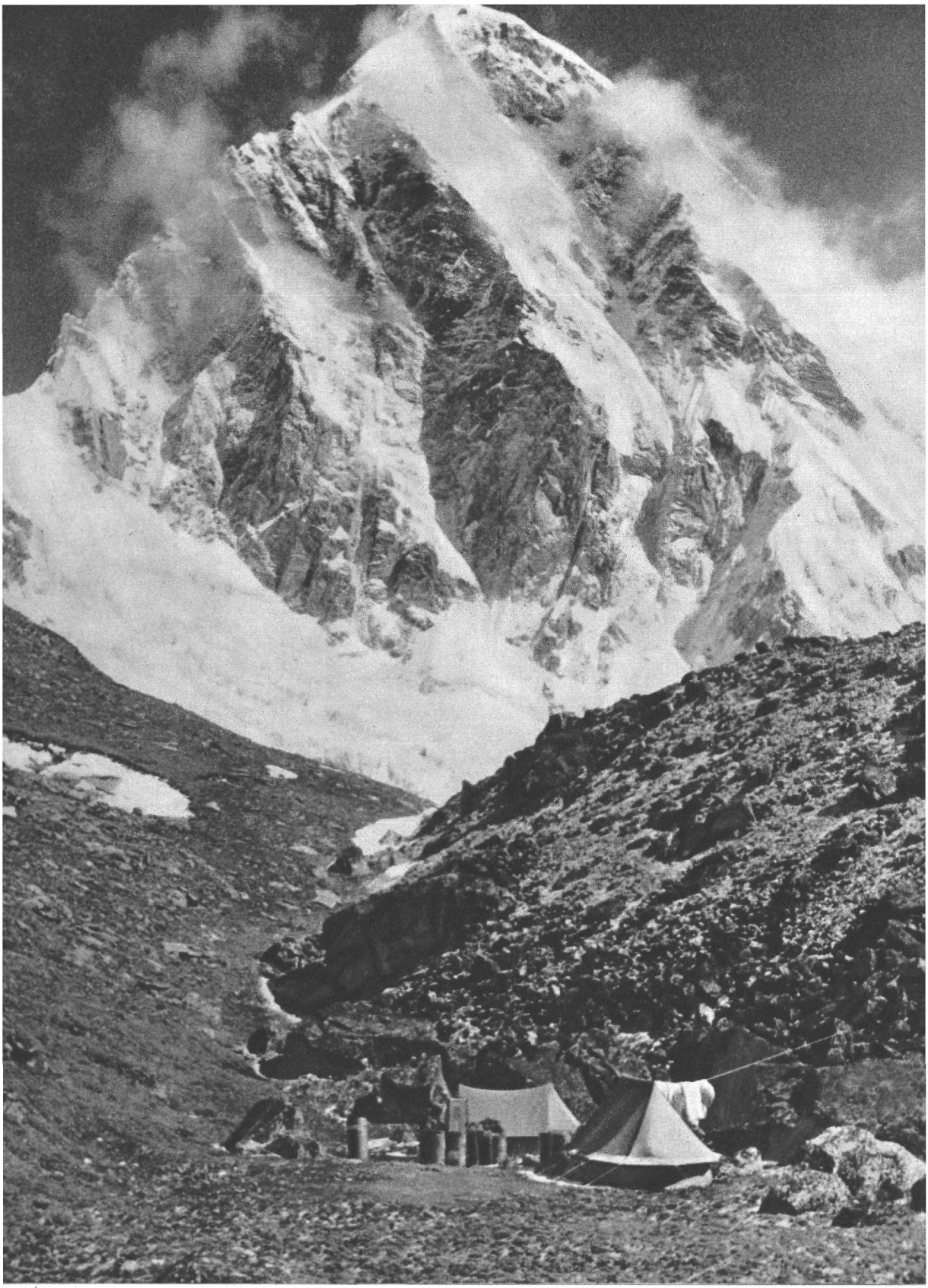
Oben: Nordwand des Mt. Huntington (3730 m) Unten: Moose's Tooth von WNW (Aufn. B. Washburn)
Tafel XVI





Oben: Gipfelpyramide des Mt. Russell mit dem oberen Teil der Nordwestwand (Aufn. B. Goodwin)
Unten: Am Gipfelgrat des Mt. Russell (Aufn. H. Raithel)

Tafel XVII



Das Basislager der Expedition auf ca. 5300 m unter der Südwand des Pumo Ri
Tafel XVIII (Aufn. Deutsch-Schweizerische Nepal-Expedition)

fliegung am Morgen des 14. Mai wußte ich, daß er wesentliche Schwierigkeiten wohl kaum mehr bieten würde. Problematisch war nur die Erreichung des Point 11.840. Unserer Beobachtung nach glaubten wir, daß dabei die Hauptschwierigkeiten in der Durchsteigung des untersten, sehr zerrissenen Eisbruches bestünden. Diesen Bruch wollten wir noch in der gleichen Nacht genauer erkunden und möglichst hoch schon ein Lager errichten. Toni Reiter und Peter Hennig sollten dort zurückbleiben. In der nächsten Nacht wollten wir andern vier mit weiteren Zelten und der restlichen Ausrüstung zurückkommen, um dann mit zwei Seilschaften den Weg zum Point 11.840 zu machen.

In knapp zwei Stunden — wir waren alle in bester Form — überquerten wir auf unsern Schneereifen trotz schweren Gepäcks den hier sieben Kilometer breiten Kahiltnagletscher. Der Eisbruch erwies sich als verhältnismäßig gut begehbar, weil infolge seiner Steilheit die nachstürzenden Eismassen und der häufige Schneefall der letzten Wochen die Spalten immer wieder zugeschüttet hatten. Schon gegen 1 Uhr nachts hatten wir in etwa 2750 Meter Höhe einen geeigneten Zeltplatz unter einer schützenden mächtigen Eisnase für das Lager gefunden, so daß wir kurze Zeit später die Kameraden gut aufgehoben wußten und den Rückweg antraten. Leider mußten wir schon im Abstieg feststellen, daß das Wetter sich wieder zu verschlechtern begann, und als wir um 6 Uhr früh im Hauptlager zur Ruhe übergingen, begann es bereits leicht zu schneien. Erst nach dreißig Stunden klarte das Wetter auf. Während wir uns am Nachmittag des 8. Juni fertigmachten, um abermals im Nachtmarsch zum Lager I hinaufzugehen, sahen wir Toni Reiter und Peter Hennig schon, wie sie, nach unserer Annahme, von dort aus den Weiterweg erkundeten und etwa zu der Zeit, als wir gegen 19 Uhr aufbrachen, zum Lager zurückkehrten. Zu unserer Überraschung konnten wir sie aber etwa eine Stunde später in weiterem Abstieg beobachten. Am Fuße des Eisbruches trafen wir uns. Sie berichteten, daß während des Schneefalles vom 7. und 8. Juni etwa 70 Zentimeter Schnee im Lager I gefallen seien, die ganze Nacht über seien Lawinen über die hier 2500 Meter hohe Ostwand des Foraker herabgerauscht, so daß sie den Luftdruck im Zelt gespürt hätten. Es sei deshalb völlig unmöglich gewesen, in der Mulde dicht unter der Wand, vom Lager aus nach Westen ausholend, weiterzugehen. Sie hätten es daraufhin im Aufstiegssinne rechts herum probiert. Aber dort sperrten in dem flachen Gletscherstück oberhalb des Lagers bis zu 50 Meter breite und sehr tiefe Spalten den Weiterweg, so daß mit unsern Mitteln auch hier keine Möglichkeit bestünde. Wir entschlossen uns deshalb, zum Hauptlager zurückzukehren.

Mißmutig über den notwendigen Rückzug ließen wir leider den 9. Juni, einen herrlichen Sonnentag, ungenützt verstreichen. In der Nacht zum 10. Juni begleiteten Peter Hennig und Sigi Gebel den englischen Expeditionsleiter, der mit zwei Seilschaften einem bereits vorausgegangenen Vortrupp folgen wollte, den Kahiltnagletscher hinauf zum Basislager, das, unter dem Kahiltnapaß liegend, wegen der günstigen Möglichkeit zu Abwürfen aus dem Flugzeug allen Mt.-MacKinley-Expeditionen auf dem Normalweg von Westen her über Windy Corner als Nachschubstützpunkt dient. Als sie gegen Morgen zurückkehrten, herrschte dichter Nebel. Die Nacht war ungewöhnlich warm, der Gletscher so weich, daß man ohne Schneereifen bis zum Bauch einbrach. Leider schien das feuchtwarme Wetter anzuhalten, so daß uns allen klar wurde, daß wir eine größere Unternehmung in Anbetracht des bevorstehenden Termins, zu dem uns Don Sheldon ausfliegen sollte, kaum noch machen könnten. Infolge des sehr tiefen Schnees mußten wir den Engländern, die Verpflegungsnachschub zum Basislager bringen mußten, unsere kanadischen Schneereifen leihen. Mit Schiern oder bei uns üblichen Schneereifen brach man bereits bis zu den Knien ein. Als John Dillmann, der die Engländer begleitete, nach zwölfstündigem Hin- und Rückmarsch gegen 7 Uhr morgens zurückkehrte, schneite es, wenige Stunden später ging der Schnee in Regen über. Erst in der Nacht zum 14. Juni begannen die Wolken sich wieder zu lichten. Es blieb aber immer noch so warm, daß wir auch nachts die Lawinen über die Wände des Mt. Hunter herabstürzen hörten.

Am Abend des 14. Juni traf völlig erschöpft eine amerikanische Bergsteigergruppe mit zwei Führern und sieben weiteren Teilnehmern bei uns ein, die, immer wieder in Spalten einbrechend, für den Weg vom Basislager am Mt. MacKinley bis zum Landeplatz Don Sheldons den ganzen Tag gebraucht hatten.

Wir freuten uns deshalb, als der für den Rückflug bestimmte 15. Juni so herrlich klar anbrach, so daß wir die Gewißheit hatten, nicht vergeblich auf Don warten zu müssen.

Bis zum Abend hatte er dann uns und auch die neun Amerikaner wohlbehalten nach Talkeetna gebracht, wo wir mit unsern neuen dortigen Freunden die glückliche Rückkehr feiern mußten.

Ausblick

In der im 11. Band von „Berge der Welt" erschienenen Monographie des Mount MacKinley von Dr. Bradford Washburn zählt der Verfasser die einundzwanzig bedeutendsten Gipfel der Mt.-MacKinley-Gruppe auf. Außer dem Mt. MacKinley selbst, der bis 1956 zwölf Ersteigungen des Südgipfels und vier Ersteigungen des Nordgipfels aufweist, ist nur der Mt. Brooks zweimal erstiegen. Alle übrigen Berge über 3000 Meter Meereshöhe sind noch unerstiegen oder nur einmal begangen. Von den zehn durch den Verfasser genannten unerstiegenen Bergen sind inzwischen der Mount Crosson durch eine britische Partie und der Mt. Russel durch uns erstmals erstiegen worden. Als noch von keines Menschen Fuß betreten nennt Dr. Washburn:

Mt.-Hunter-Südgipfel	4256 m
Mt. Carpé	3825 m
Mt. Huntington	3730 m
Mt. Koven	3721 m
Mt. Tatum	3395 m
Mt. Eldridge	3209 m
The Moose's Tooth	3150 m
Mt. Dan Beard	3127 m

Der Mt. MacKinley erhielt inzwischen alljährlich mehrfach Besuch auf dem jetzt üblichen Normalweg vom Kahiltnapaß her. Die Italiener unter Comici lösten 1961 mit der Begehung der 3000 Meter hohen Südwand das größte Problem an diesem Berg. Im April 1962 erstieg eine Expedition deutscher und österreichischer, in Alaska tätiger Schilehrer den Mt. MacKinley erstmals auf Schiern. Einer amerikanischen Gruppe gelang 1962 der erste Aufstieg vom Ruthgletscher über den Südostsporn. Und sicher werden neue Versuche bald weiteren Aufstiegsmöglichkeiten auf diesen höchsten Berg der Vereinigten Staaten gelten. Der Riese überragt seine Trabanten so bedeutend, daß er immer neue Bergsteigergruppen aus aller Herren Ländern fast ausschließlich in seinen Bann zu ziehen scheint. Dabei sind unter ihnen Berge, die an Großartigkeit und wilder Schönheit auf der Welt jeden Vergleich aushalten können.

In Don Sheldons Piper umflog ich die klassisch schöne granitene Pyramide des Mount Huntington. Seine Wände und Grate erscheinen von allen Seiten so abweisend, daß man sich fragen muß, ob über sie überhaupt ein Weg zu finden ist. Ihm gegenüber, auf der Ostseite des Ruthgletschers, ragt eine pralle 1000 Meter hohe Granitwand wirklich wie ein Zahn aus den steilen Gletscherbrüchen zu ihren Füßen, the Moose's Tooth. Seine Südwände sind so geschlossen und steil, daß nicht einmal die ihresgleichen suchende Vergletscherung in Alaska an ihnen ein kleines Fleckchen Eis ansetzen konnte. Alle Versuche, diesen Zahn zu ersteigen, sind bisher gescheitert. Zu extremem technischen Können wird sich an diesen beiden Torwächtern des Eingangs zum Ruth-Amphitheater wohl vor allem ungewöhnliches Wetterglück für die Seilschaft gesellen müssen, der an diesen beiden

Bergen Erfolg beschieden sein soll. Ein herrlicher Berg ist auch der Südgipfel des Mount Hunter. Gewinnt man aus dem Flugzeug Einblick in die Südwände und die Ostabstürze dieses Berges, so fragt man sich, ob es zu diesem Ziele noch einen anderen Weg geben wird als den Heinrich Harrers, um das riesige Plateau in ca. 4000 Meter Höhe zu erreichen, dessen Nordrand und dessen Südrand vom Nordgipfel und vom Südgipfel gekrönt werden. Gegenüber den Problemen, welche diese großartigen Gipfel stellen, erscheinen die Schwierigkeiten am Mt. Koven, Mt. Carpé und am Mt. Tatum wesentlich geringer. Diese drei Gipfel, in dem vom Mt. MacKinley nach Nordosten streichenden Gebirgskamm liegend, trennen Muldrowgletscher auf ihrer NW-Seite und Traleikagletscher auf ihrer Südostseite, bis sich nordöstlich des Mt. Tatum beide Gletscher vereinigen. Eine Ersteigung dieser Gipfel scheint von beiden Seiten möglich, leicht ist keine von ihnen.

In der Schwierigkeit zwischen den erstgenannten extrem schwierigen und den drei obengenannten Bergen dürften die Verhältnisse bei Mt. Eldridge und Mt. Dan Beard liegen.

Und wie viele Berge von wilder Schönheit und Großartigkeit gibt es dazwischen noch — betrachten wir nur Dr. Washburns neue, in der Schweiz kartierte Mt.-MacKinley-Karte, die keinen Namen tragen? Jeder von ihnen wäre für sich wert, in einem Atem mit den großartigsten Gipfeln unserer Westalpen genannt zu werden.

Es werden noch viele Jahre vergehen, bis die letzten Hochziele in diesem bisher am besten erschlossenen Gebirgszug Alaskas erreicht sein werden.

Im Auftrag des Bayerischen Fernsehens flogen Dr. Ekkerlein und ich am 16. Juni von Talkeetna nach Kanada zu einer Erkundung. Dabei hielten wir uns während des Hinfluges am Südrand des Hayesgebirges. Um die Mittagszeit waren seine großen Gipfel hinter weißen Wolkenkämmen verborgen, so daß wir nur an den darunter sichtbaren Gletscherströmen erkannten, welch gewaltiger, fast unbetretener Gebirgszug dahinterliegen mußte. Auf dem Rückflug, der uns am Nordrand der Wrangell-Mountains entlangführte, klarte es etwas auf, und wir sahen etwa 50 Kilometer von uns entfernt den Eiskoloß des Mt. Sanford und den Mt. Drum, den Heinrich Harrer erstmals erstieg, vor uns aufragen. Es bedürfte eines eingehenden Studiums, die bergsteigerischen Möglichkeiten im Wrangellgebirge im einzelnen festzustellen, das an Ausdehnung die Mt.-MacKinley-Gruppe erheblich übertrifft.

Als wir am späten Abend, von Gulkana kommend und dem Glenn-Highway folgend, auf Anchorage zuflogen, leuchteten im Süden die zahllosen Berge der Chougach-Mountains in den letzten Sonnenstrahlen, ein Meer von Gipfeln, unbenannt und fast unbetreten.

Mit den North-West Airlines flogen wir einige Tage später über New York nach Hause. Dabei sahen wir unter uns als letztes Stück Alaskas die schier unermeßlichen Eisfelder des St.-Elias-Gebirges.

Der Wunsch, in dieses herrliche Bergsteigerland zurückzukehren, ist in allen von uns mächtig geblieben.

Literatur:

Berge der Welt, Elfter Band, 1956/57; Mt. MacKinley (Alaska) von *Bradford Washburn.*
The American Alpine Journal 1962.
Fritz Bartz: Alaska.

Anschrift des Verfassers: Hellmut Raithel, 8 München 9, Bruggspergerstraße 13.

Die Erstbesteigung des Pumo Ri

Deutsch-Schweizerische Nepal-Himalaja-Expedition 1962

VON GERHARD LENSER

(Mit 4 Bildern, Tafel XVIII, XIX)

Eigentlich gehört das Geschick eines Zauberkünstlers dazu, um ein Unternehmen wie eine Himalajaexpedition in Marsch zu setzen. Um eine Einreisegenehmigung der örtlichen Behörden zu bekommen, muß man den Nachweis der soliden finanziellen Grundlage erbringen; um die notwendigen Gelder in die Expeditionskasse zu bekommen, muß die Einreisegenehmigung vorliegen. Ebenso ist der Nachweis einer geeigneten Mannschaft notwendig, die aber wiederum nur zusammenkommt, wenn eine Einreisegenehmigung vorliegt und Geld vorhanden ist. Wer verschwendet schon seine Zeit für die Vorbereitungsarbeit für eine zweifelhafte Expedition?

Das Mühlrad dreht sich also eine Weile fröhlich weiter, und der einigermaßen naive Organisator gerät unversehens in den Zustand hochgradiger Nervosität.

Hierher gehört auch, daß es, zumal in alpinen Kreisen, eine Reihe edler und einleuchtender Regeln gibt, nach denen Expeditionskameradschaften zu begründen sind. Es gehört jedoch zu vielen Tausenden von Jahren menschlicher Gesellschaftspraktik, daß solche Regeln bei Belastungsproben zu zerbrechen drohen. Im Verlauf einer solchen Reise entsteht so etwas wie eine „-U-Boot-Psychose", die Edles und Unedles offenbar werden läßt. Immerwährende Freundschaft und Totschlag sind die extremen Folgen und was dazwischenliegt an Kleinem und Großem.

Ich habe mich getraut, dieses ebenso wesentliche wie heikle Thema an diesem Platz anzuführen, weil ich voll Stolz auf das Ausbleiben ernsthafter Probleme dieser Art während unserer Expedition hinweisen kann. Unsere sechsmonatige Fahrt verlief ohne den geringsten Schaden, ohne jeden Unfall. Das war für uns das Zweiterfreulichste überhaupt, denn das Bestehen in einer Gefahr ist immer nur zu einem kleinen Teil vom Zufall abhängig.

Das Geschick eines Zauberkünstlers also, sagte ich, gehöre dazu, um eine Expedition zu „machen". Das klingt vielleicht nicht eben sachlich. Und doch, man sollte einmal darauf hinweisen; besonders dann, wenn von den „reichen Expeditionen" die Rede ist, deren Möglichkeiten der gewöhnliche Reisende oder Tourist sich wünscht, deren Möglichkeiten er beneidet und darum abschätzig beurteilt, und die aber nur durch ein dem Außenstehenden unglaubliches Maß an Arbeit erkämpft werden können.

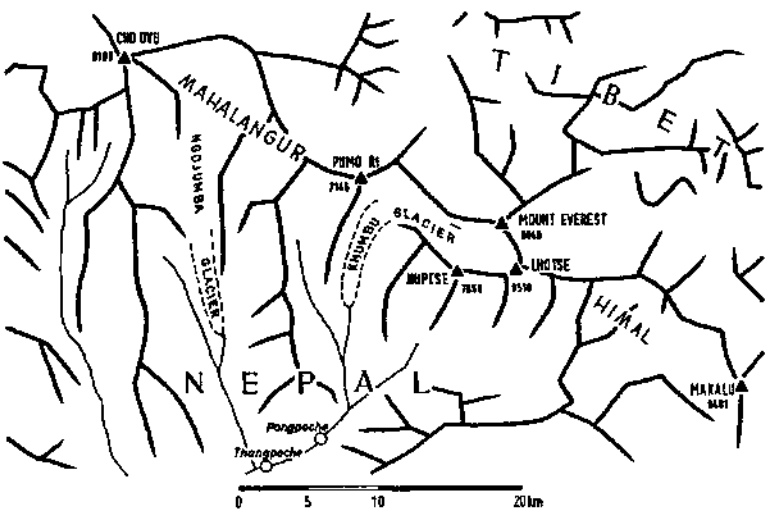
Pläne und Ziele

Die „Deutsche Nepal-Himalaja-Expedition 1962", die erst kurz vor ihrer Ausreise zu einer „Deutsch-Schweizerischen" Expedition wurde durch die Teilnahme von Ernst Forrer (Erstbesteigung des 8222 Meter hohen Dhaulagiri, 1960) und Ueli Hürlemann, wurde in Freiburg im Breisgau vorbereitet und von dort aus gestartet. Vierter Teilnehmer außer den Genannten und dem Verfasser war Hans Rützel aus Hannover.

Die Unternehmung hatte sich zwei Aufgaben gestellt; als bergsteigerisches Ziel die erste Besteigung des „schönsten Berges der Erde", des *Pumo Ri*[1] (7145 m).

Der Pumo Ri liegt nur zehn Kilometer westlich des Mount Everest. Der Expeditionsplan sah deshalb vor, auch einen neuen Weg auf den höchsten Berg der Erde zu erkunden, nämlich den noch unbegangenen Westgrat. Für beide Vorhaben wurde eine Genehmigung der Regierung in Kathmandu erteilt. Ein Besteigungsversuch des Mount Everest über den Westgrat und, wenn möglich, eine Überschreitung des Everest durch eine deutsche Mount-Everest-Expedition waren für 1964 vorgesehen, und auch hierfür wurde die Genehmigung der nepalesischen Regierung gegeben. (Nachdem dieses Vorhaben bekannt wurde, änderte die Amerikanische Mount-Everest-Expedition 1963 ihre Ziele, Zweit- bzw. Drittbesteigung des Nuptse, des Lhotse und des Mount Everest, und verwirklichte dieses großartige Unternehmen.)

Das wissenschaftliche Vorhaben bestand darin, völkerkundliche Dokumentationen von Bewegungsvorgängen im Auftrag des Instituts für den Wissenschaftlichen Film, Göttingen (IWF), in Indien bzw. in Nepal mit dem Mittel des Films herzustellen und mitzubringen.



Eine genaue Festlegung der wissenschaftlichen Vorhaben im voraus war nicht möglich, denn es war das erstemal, daß ein solches in Nepal in Angriff genommen werden sollte. Nepal ist völkerkundlich nur stellenweise und dort auch nur nach verhältnismäßig kurzen Aufenthalten von Ethnologen erforscht. Seine Bevölkerung lebt zumeist in großer Abgeschlossenheit von der Welt, und die Zugänglichkeit des Landes ist noch heute weitgehend eingeschränkt. Die Tätigkeit der Himalajaexpeditionen, die seit 1950 nach Nepal kamen, beschränkte sich hauptsächlich auf die alpinistische Erschließung, Erforschung und Vermessung des Ödlandes des Hochhimalaja.

[1] Tibetisch = Tochterberg. Auch die Schreibweise Pumori dürfte richtig sein. Die getrennte Schreibweise hält sich an die Alpenvereinskarte von 1955 und ist vorzuziehen. Auch alle Höhenangaben sind der Karte Mahalangur-Himal nach den neuesten Meßergebnissen von E. Schneider entnommen.

Vorbereitungen

Eine wesentliche Unterstützung der Vorarbeiten gewährte der damalige Oberbürgermeister der Stadt Freiburg im Breisgau, Dr. Josef Brandel, durch die Übernahme der Schirmherrschaft über die Expedition sowie durch die Gewährung eines finanziellen Beitrages der Stadt. Die wissenschaftlichen Vorhaben wurden vom Regierungspräsidium Südbaden und vom Bundesministerium des Innern gefördert. Auch der Deutsche Alpenverein versagte seine Förderung und Unterstützung nicht.

Seit Mai 1959 sind von der nepalesischen Regierung Bestimmungen und Bedingungen für die Durchführung von Himalajaexpeditionen erlassen worden, die zwar eine Reihe von Unklarheiten beseitigt, jedoch andererseits neue Erschwerungen gebracht haben. So wurde die Frage von Entschädigungen und Lebensversicherung bei Schäden oder Tod des Verbindungsmannes, eines Sherpas oder anderer Hilfskräfte während der Expeditionsteilnahme geregelt. Ebenso wurden die Bedingungen für Veröffentlichung von in Nepal aufgenommenen Filmen und Photos und sonstiger Meldungen in Presse und Funk geklärt sowie die Verpflichtung der Expeditionen zur Entlohnung (Gehalt, Reisekosten) und Ausstattung des Verbindungsmannes (Liaison Officer, was oft fälschlich mit Verbindungsoffizier übersetzt wird. Es handelt sich zumeist um Schüler oder Studenten).

Die Entlohnung und Ausstattung der Sherpas wurde durch die 1957 gegründete Himalayan Society in Kathmandu, die der Regierung untersteht, festgelegt; gleichfalls die der Kulis.

Da die Expeditionen ihren Sherpas aber nicht nur die gesamte Ausrüstung, Kleidung und sämtliche Dinge des täglichen Bedarfs mitzubringen haben, sondern ihnen diese Gegenstände auch zu „schenken" verpflichtet sind, vermodern in den Truhen der Sherpahäuser im Khumbugebiet Werte an modernster, bester Bergsteigerausrüstung, wie sie sich ein mitteleuropäischer Durchschnittsalpinist nicht zu erträumen vermag. Zehn nagelneue Daunenschlafsäcke, dazu ein rundes Dutzend Daunenjacken und Bergstiefel, muffig, aber ungebraucht, sind dort zu finden, und die frisch erworbene Ausstattung einer neuen Expedition wandert sofort dazu, während die alten Sachen der vorletzten Unternehmung aufgetragen werden.

Allgemein bedauerlich ist es auch, daß sich die Partner der neuen Bedingungen selten an die Vorschriften halten. Die Wege einer Expedition müssen genau vorher festgelegt werden und dürfen nicht verlassen werden, was bei den heiklen politischen Umständen des kleinen Landes zwischen den Riesen Indien und China und aus der Tatsache, daß das Land bis vor einigen Jahren grundsätzlich für Fremde verschlossen war, verständlich ist und beachtet werden sollte. Die Nichtbeachtung der nepalesischen Bestimmungen haben denn auch dazu geführt, daß die Bedingungen und die Gebühren nochmals geändert, verschärft und ganz erheblich erhöht wurden. Die Gebühren für eine Expedition zu einem Achttausender betrugen bis 1962 3000 ind. Rupien[2], heute 4800, also zirka 4300 DM. Die Gebühr für einen über 25.000 Fuß hohen Berg in Nepal betrug 2000 Rupien, heute 3200 und für Berge geringerer Höhe 1000, heute 1600 Rupien.

Da die genannten Währungen international nicht gehandelt werden, müssen die Beträge in „harter Währung", also Dollar oder Pfund Sterling, bezahlt werden. Mag es im ersten Moment kurios klingen, daß der Bergsteiger Gebühren für Berge bezahlen soll, so hat diese Regelung doch auch Vorteile. Eine Expedition muß von langer Hand vorbereitet werden, und es ist gut, wenn man dazu die Garantie in der Hand hat, daß man den betreffenden, manchmal stark umworbenen Berg auch tatsächlich „bekommt". Die Gebühr ist jedenfalls das geringere Übel gegenüber den Opfern an Geld, Zeit usw. während einer Expeditionsvorbereitung, wenn der Berg inzwischen durch anderweitige Begehung uninteressant geworden ist.

[2] 1 ind. Rupie = 1.60 nepal. Rupie = ca. 0.88 DM.

Leider setzen sich aber alljährlich wieder Expeditionen in unfairer Weise über alles hinweg und schädigen den Konkurrenten auch um die verfallene Gebühr, den Ruf, das Ansehen und die Vertragswürdigkeit der nachfolgenden ausländischen Expeditionen.

Nepal ist ein mittelalterliches Land, und seine Bevölkerung scheint von den Zeitläuften unberührt dahinzudämmern. Nur in der Hauptstadt dringt die Jetztzeit mit Elan ins Gefüge des alten Staates.

Aus dem Expeditionstagebuch

Die Mannschaft schiffte sich am 30. Jänner 1962 in Genua ein und erreichte Bombay am 13. Februar. Auf dem gleichen Schiff begleiteten drei Angehörige der zweiten Französischen Jannu-Expedition, Bertrand, Paragot und Ravier, das Gepäck dieser großen Unternehmung, was der Kurzweiligkeit der Seereise zuträglich war. Eine alpine Zeitschrift machte aus unserer Expedition nun sogar eine Deutsch-Schweizerisch-Französische.

Leider hatten wir nach der Ankunft in Indien den üblichen und anscheinend immer komplizierter werdenden Zollkrieg zu bestehen. Das hielt die Expedition trotz bestmöglicher Vorbereitung einige Wochen (!) in Atem; man tut gut daran, diese allfälligen Schwierigkeiten zeitlich und finanziell hoch einzukalkulieren.

Ein Papier war irgendwo im indischen Außenministerium in Delhi unauffindbar geworden, und es bestand wegen des gänzlichen Fehlens einer Registratur keine Hoffnung, die Freigabe und den Transit des Expeditionsgepäcks zu erreichen. Ernst Forrer und dem Verfasser blieb keine andere Wahl, als die 1400 Kilometer nach Delhi zu fahren und mit der freundlichen Unterstützung durch die deutsche Botschaft das Verlorene neu ausstellen zu lassen.

Am 27. Februar endlich meldete die Gepäckmannschaft aus Bombay, daß die Weiterfahrt per Bahn angetreten werden könne. Gleichzeitig fuhren der Verfasser und Ernst Forrer mit dem Wagen von Delhi ab. Das nächste Zusammentreffen wurde in Raxaul, an der nepalesisch-indischen Grenze, vereinbart.

Am 3. März 1962 trafen alle Expeditionsteilnehmer in der nepalesischen Hauptstadt Kathmandu wieder zusammen.

Durch freundliche Vermittlung des schweizerischen Molkereifachmannes Jean-Jacques Roussi, Kathmandu, der leider im letzten Augenblick von der Teilnahme zurücktreten mußte, standen bereits die Sherpas bereit, die nun in den Dienst der Pumo-Ri-Expedition traten. Als Sirdar (Obmann) fungierte Ang Dawa aus Marlung, als Hochträger und Expeditionskoch Nima Dorje aus Khumjung (er hatte zwei Jahre vorher zusammen mit Forrer, Diener, Diemberger, Schelbert und Nawang Dorje auf dem Dhaulagiri gestanden). Nima Tensing und Urkien II aus Phurte bzw. Namche Bazar kamen dazu, sowie Ang Themba, der Bruder Ang Dawas, als Postläufer und Mr. Shiva Prasad Nepali, ein junger Student aus Kathmandu, als Verbindungsmann zum Außenministerium.

Am 13. März setzte sich die Expedition mit ihren 57 Kulis in Marsch. Man benützte den üblichen Anmarschweg der meisten Mount-Everest-Expeditionen über Jiri, Those, Junbesi und durch die mächtige Schlucht des Dudh Kosi hinauf bis ins Khumbugebiet, das Hauptwohnrevier der Sherpas. Der herrliche Wanderweg durch Nepal verlief ohne Zwischenfälle, und zum erstenmal konnte ein vorher eingeplanter Termin eingehalten werden. Am 28. März bezog die Mannschaft ein Sherpahaus in der Nähe von Namche Bazar. Die Kathmandukulis wurden entlohnt und entlassen. Für den restlichen Reiseweg zum Khumbugletscher am Fuße des Mount Everest und des Pumo Ri wurden die Lasten von Einheimischen, Sherpas und Tibetern übernommen.

Während des kurzen Aufenthalts in Namche Bazar besuchte der Verfasser mit Ueli Hürlemann verschiedene Dörfer und Klöster der Umgebung, um die späteren Ziele der Expedition festzulegen. Dann aber mußte auf dem schnellsten Weg das Ausgangslager

erreicht werden, das in der Nähe der höchsten Sommerweide der Sherpabauern, Gorak Shep (5300 m) genannt, bezogen werden sollte.

Mittwoch, 4. April 1962: Gegen Mittag verlassen die letzten Kulis nach umständlichen und für die Expeditionskasse ungünstigen Feilschereien die Mulde, die fortan als Ausgangslagerplatz dienen soll. Wegen des spürbaren Sauerstoffmangels benimmt man sich betont reserviert. Die Zelte werden errichtet und die Lasten zugänglich aufgereiht.

Freitag, 6. April: Die Folgen des Sauerstoffmangels machen sich mehr und mehr bemerkbar. Ang Dawa, der Sherpaobmann, und unser Verbinder kommen kaum noch zum Zelt heraus. Auch Ueli Hürlemann geht es nicht besonders gut. Alle klagen über mehr oder weniger starke Kopfschmerzen. Das Basislager liegt aber auch außergewöhnlich hoch, und der Sprung in diese Höhe ist besonders schnell erfolgt. Es schneit manchmal leicht. Ang Dawa und Mr. Shiva Prasad steigen schließlich nach Namche Bazar ab.

Sonntag, 8. April: Nun geht auch Ueli Hürlemann für einige Tage in das nächste Dorf hinunter. Er ist sehr nervös, was bei seiner sonstigen ruhigen und ausgeglichenen Art besonders erstaunlich wirkt. Auf alle Fälle soll er einige Tage unter viertausend Meter bleiben.

Dienstag, 10. April: Zum erstenmal kommt der Postläufer aus Kathmandu. Da wird die Stimmung erheblich angehoben. Durch die Lagermulde fegt pausenlos der Wind vom Khumbugletscher herauf. Morgens mißt man minus 15 Grad im Zelt, um die Mittagszeit plus 35!

Donnerstag, 12. April: Gestern ist Ueli wieder heraufgekommen. Viel zu früh, natürlich! Zum erstenmal ist es schön windstill und warm. Die Höhenschwierigkeiten scheinen einigermaßen überwunden zu sein, und so gehen wir auf den ersten Erkundungsgang, um endlich die Diskussionen über den Aufstieg entweder abzubrechen oder mit neuen Argumenten zu beleben. Die lange Ruhezeit wird unheimlich. (Man kann es aber auch gute Anpassungszeit nennen, und das sollte sich später als unbezahlbar wertvoll erweisen.) Wir kommen bis ca. 5640 Meter am Südsporn. Dann brechen wir ab. Der Westwind heult um die Felsen, und der Weiterweg sieht schlimm aus.

Freitag, 13. April: Trotz des ungünstigen Datums geht es bis ca. 5500 Meter in die Südostflanke hinein. Der zweite Diskussionspunkt fällt nun aus. Die Südostwand des Pumo Ri unter der „Schulter" ist technisch möglich, aber viel zu gefährlich. Eisschlag!

Samstag, 14. April: Die dritte Erkundung führt auf die Westflanke des Berges, auf den Changri-Shar-Gletscher. Man sieht nun zum erstenmal den Zugang zum West-Col ein, aber auch diese Seite ist völlig hoffnungslos und lawinengefährdet. Nun bleibt noch die zuerst ins Auge gefaßte Möglichkeit an einem der Sporne, die im östlichsten Teil der Südostwand herabziehen. Die ganze Mannschaft geht darum am nächsten Tag unter die Wand hinauf, um einen Platz für ein Lager I zu suchen. Hürlemann und Forrer bleiben in dem mitgenommenen Zelt oben. Das Wetter verschlechtert sich nun so sehr, daß man geneigt ist, alle Aktionen vorerst wieder abzubrechen. Wo bleibt die vielgepriesene Schönwetterzeit im April und Mai?

Mittwoch, 18. April: Nachdem es vorgestern die ganze Nacht geschneit hat und das Basislager unter einer tiefen Schneedecke vergraben liegt, ist die Sonne kurz durchgekommen, und wir gehen über die unendlichen Schuttmoränen hinauf zum ersten Etappenzelt. Während Forrer und Hürlemann wieder absteigen, bleiben wir zu zweit oben. Nach sehr kalter Nacht siedeln wir um zu einem von Forrer gefundenen Platz auf einem kleinen Felsturm unter der Südostwand. Das kleine Zelt wird aufgebaut, und Rützel geht am Nachmittag wieder ins Basislager zurück. Der Sturm vom Tal herauf bläst immer stärker. Trotzdem taucht Forrer plötzlich am Zelt auf. Es wird eine Sturmnacht, wie wir sie noch nicht erlebt haben. Jeden Moment scheint das Zelt mit uns von einer der rasenden Böen davongehoben zu werden.

Nun ist heute wieder das gleiche trostlose Wetter. Nima Tensing und Nima Dorje

bringen zwar wieder einige Lasten herauf, aber dann steigen alle wieder zum Basislager hinunter. Vorerst ist am Berg nicht weiterzukommen.

Freitag, 20. April: Hürlemann und Nima Tensing haben das Sturmzelt oben unter der Wand wieder umgebaut und weitere Lasten dorthin bringen lassen. Der Karfreitag sieht zunächst nach Besserung aus, aber es trübt sich schnell wieder ein. Ich gehe nun mit den Sherpas zum Zwischenlager und übernachte dort mit Ueli Hürlemann.

Ostermontag, 23. April: Zum erstenmal sind wir richtig am Berg. Vorgestern bauten wir das endgültige Lager I in einer windgeschützten Mulde auf dem Schutt. Dann gingen wir, zuletzt in dichtem Schneetreiben, zum vorgesehenen Einstieg. Die Wände sehen schlimm und abschreckend aus, aber unter einem mächtigen Überhang könnte man ein Depot einrichten und von dort aus einsteigen. Gestern saß ich allein im Lager I, und heute nun steige ich mit den beiden Nimas in die Wand ein. Nach einem schwierigen Überhang gelangen wir auf den Aufstiegsrücken und kommen recht gut vorwärts. Erst eine senkrechte brüchige Verschneidung hält auf. Man kann sie schließlich aber links umgehen. Bis 15 Uhr kommen wir zu einem Schneefeld, das wir von unten für einen Platz zum Zeltbau angesehen hatten. Es läßt sich jedoch nicht dazu ausbauen, und im wilden Schneegestöber steigen wir schließlich wieder zum Lager I hinunter.

Dienstag, 24. April: Hans Rütze1 und Ernst Forrer sind nun auch heraufgekommen, und mit ihnen geht es schnell bis zum Umkehrpunkt des Vortages. Über Eiswülste und Couloirs geht es in einem großen trichterförmigen Einschnitt höher. Bei ca. 5990 Meter stehen wir unter einem gewaltigen Überhang. Vielleicht führt ein vereister Kamin hinauf, vielleicht leitet die Wand rechts zu einem Absatz. Im kalten Wind und heftigen Schneetreiben steigen wir an den Geländerseilen zurück zum Lager I.

Donnerstag, 26. April: Wir haben einen Ruhetag eingeschaltet und steigen alle wieder zum Umkehrpunkt vom 24. Nach einigem Zögern versuche ich nun den Kamin, komme in eine üble Lage und bin froh, schließlich wieder bei den völlig eingeschneiten Gefährten anzulangen. In schlechter Stimmung und ohne viel Hoffnung geht es bald zurück zu den Zelten.

Samstag, 28. April: Nun haben wir einen wichtigen Teil des Aufstieges erreicht. Bei ungefähr 6050 Meter konnten wir unser kleinstes Zelt auf einem freigehackten Eisabsatz befestigen. Forrer und ich bleiben in der nebligen Wand im Zelt. Die anderen machen, daß sie die Zelte des Lagers I wieder vor Dunkelheit erreichen. Lager II müßte man diesen Platz hier nennen, aber er hat nichts mit einem Lagerplatz einer Himalajaexpedition zu tun. Ein winziger Biwakplatz in den Alpen sieht nicht abenteuerlicher aus. Von hier aus hoffen wir nun bald in leichteres Gelände im oberen Wandteil zu kommen.

Donnerstag, 3. Mai: Noch fünf Tage waren nötig, um in dieser endlosen Wand hinaufzukommen. Nun sitzen wir bei sehr großer Kälte in unserm Nylonzelt bei zirka 6220 Meter etwas oberhalb des großen Cols zwischen Pumo Ri und Lingtren und hoffen, daß die Sherpas, Hürlemann und Rütze1 bald mit Nachschub an den von uns errichteten Seilversicherungen heraufkommen können.

Zuerst waren wir bei stürmischem Wetter nur wenig in der Wand weitergekommen. Ein mächtiger Felsaufschwung mußte überwunden werden, dann durchquerte man die „Spinne", ein großes Eisfeld, um dann über fast weiße Gneiswände, kraftraubende große Überhänge und sehr steile Schneefelder zum über hundert Meter langen Abschlußquergang aus der Südostwand herauszukommen. Schneesturm und Hagelschauer blieben die ständigen Begleiter bis hier herauf.

Nun schweift der Blick weit über die braunen Berge Tibets, hinunter auf die Eisbrüche des Rongphu-(auch Rongbuk-)gletschers.

Sonntag, 6. Mai: Heute gingen Forrer und ich ein Stück zum Lingtren hinüber und hinunter auf den Rongphugletscher. Damit haben wir den Col zwischen Lingtren und Pumo Ri wohl zum höchsten Paß der Erde gemacht. Wir erkunden die Nordflanke des Berges. Der geplante Nordostgrat, der am Zelt des Lagers III ansetzt, hat uns zu unserer

größten Enttäuschung gleich beim ersten Versuch abgewiesen. Eine solche Steilheit der Flanke zu beiden Seiten des Grates haben wir noch nicht gesehen und für möglich gehalten. Die fast senkrechte Sonneneinstrahlung scheint dabei mitgewirkt zu haben. Schon am ersten Felsaufschwung mußten wir umkehren und suchen nun nach einem neuen Weg. Eine Eiskante in der Nordwand scheint gangbar. Im tiefen Schnee des weiten Gletscherbeckens spuren wir mühsam wieder zurück.

Mittwoch, 9. Mai: Forrer und ich sind ins Basislager abgestiegen! Beim Versuch in der Nordwand kamen wir mit viel zu schweren Rucksäcken in unbeschreiblicher Anstrengung ca. hundert Meter in der Rillenfirnwand hinauf. Aber wir hatten uns in der Neigung getäuscht. In ganz schlechtem Eis mußte man in der fast senkrechten Eiswand wieder absteigen. Schon hüllte uns wieder der Nebel ein. Schnee fiel, und die ersten Lawinen rauschten über die mächtige Wand hinunter. Unten am Wandfuß rollten die größeren Lawinen mit mehr Druck zwischen uns über das Seil. Mit viel Glück kamen wir völlig erschöpft zum Lager III zurück.

Und nun sind wir abgestiegen. Wenn noch eine geringe Chance bestehen soll, auf den Gipfel zu kommen, dann müssen die anderen nun mit unverbrauchter Kraft sich versuchen. Wir haben unsern Teil getan und machen unten Pause. Nach elf Tagen Berg hat man die Ruhe hier unten nötig.

Dienstag, 15. Mai: Die große Entscheidung ist gefallen. Nachdem ich mit Ernst Forrer zwei Tage im Basislager ausgehalten hatte, hielt es uns nicht mehr. Wir stiegen wieder zum Lager I auf. Am Freitag kam überraschend Hürlemann vom Lager III herunter und berichtete über die Misere bei den beiden neuen Versuchen, die er mit Rützel am Nordostgrat erlebt hatte. Beide Male kamen sie nur wenig höher, mußten in sehr gefährlichem Gelände umkehren und zum Lager III absteigen. Sie hielten nichts mehr vom Weitermachen. Vor allem Hans Rützel war von der Erfolglosigkeit jedes weiteren Versuchs überzeugt. Er weilte zwar noch oben allein im Lager III, aber nur, um am nächsten Tag mit allen persönlichen Ausrüstungsstücken unwiderruflich abzusteigen.

Natürlich dachten wir nicht an dergleichen. Es würde noch schwer werden, vielleicht auch vergeblich, aber jetzt aufgeben? Nein, das kam uns nicht in den Sinn. Am Samstag kam Rützel mit allem herunter. Ein nächtliches Gewitter hatte seine Nerven da oben allein im Zelt wohl schwer erschüttert. Für den gleichen Weg, den Hürlemann an den Sicherungsseilen gestern in wenig mehr als einer Stunde gemacht hatte, brauchte er siebeneinhalb. So niedergeschlagen er bei seiner Ankunft im tiefverschneiten Lager I war, so groß war immer noch unser Auftrieb. Tags darauf ging's in knapp fünf Stunden bis zum Lager III durch die gut versicherte Wand. Die harte Arbeit hatte sich gelohnt — und auch die ausgiebige Akklimatisationszeit Anfang April.

Und nun, vom Col ab über den Grat, war es gelungen, die schwierige Gratstrecke in einem halben Tag zu überwinden. Das Wetter scheint dauerhaft zu sein. Jedenfalls hat es ganz anderen Charakter als in den Wochen vorher. Bei 6450 Meter, etwa auf der Hälfte des eineinhalb Kilometer langen Nordostgrates, findet sich eine Wächte, die groß genug ist für das kleine Zelt, in dem Forrer, Hürlemann und ich nun übernachten.

Mittwoch, 16. Mai: Unsere ernsteste Sorge gilt einem mächtigen Eisturm, der allseitig weit überhängt. Auch dieses Hindernis kostet wieder einen halben Tag, aber dann ist der Weg endgültig frei, wenn auch mühsam und streckenweise nicht ungefährlich. Gegen 16 Uhr stehen wir wie erlöst auf der Schulter des Berges (6650 m) unter der noch fünfhundert Meter hohen Gipfelwand des Pumo Ri.

Das Wetter bleibt weiterhin schön. Ein ebener Platz lädt zum Aufbau des kleinen Zeltes geradezu ein. Wir verkriechen uns früh darin, denn die Temperatur sinkt wieder tief, und schneidender Wind streicht über die hartgeblasene Schneefläche.

17. Mai: Um 4 Uhr beginnt die Kocharbeit im engen Zelt, in dem wir drei mehr übers nebeneinander liegen müssen. Um 6 Uhr sind die Vorarbeiten beendet, und die Steig-

eisenspitzen bohren sich in die Wand des Berges. Wir wissen, daß wir an diesem Tag auf den Gipfel, zum Ziel allen Kampfes und Hoffens, kommen werden.

Bald wachsen wir über die Berge Tibets hinaus. Der Everest, der Lhotse und die anderen ungeheuren Berge des Everestmassivs scheinen mit uns zu wachsen.

Um 11.07 Uhr reichen sich drei Freunde unbeholfen am Rande des umstürmten Gipfelplateaus die Hände und betreten den höchsten Punkt des Pumo Ri gemeinsam. Das unbeschreibbare Glück des Augenblicks umfängt uns. Der heftige Höhensturm kann uns nur schwer in die Wirklichkeit zurückführen.

Der Abstieg vollzieht sich unter Beachtung aller möglichen Sicherung. Um 14.30 Uhr stehen wir wieder auf der Schulter und kriechen froh und ermattet in das winzige Obdach.

*

Die Besteigung war gelungen. Nach dem restlichen Abstieg traten neue Aufgaben ins Gesichtsfeld. Es gelang, den Nordostgrat, dem die Mühe so vieler Tage gegolten hatte, unter Zurücklassung alles entbehrlichen Gepäcks in einem Tage bis zum Lager III zu überwinden. Rützel, den die voreilige Aufgabe des einmaligen Zieles nun doch hart ankam, erwartete uns mit den beiden Nimas im Lager III. Noch hielt das Wetter an, und das hieß, daß es zum unfallfreien Abstieg und Rücktransport des wertvollsten Materials genutzt werden mußte. Am 20. Mai, einem wolkigen Tag, der neuen Schnee ankündigte, trafen alle wieder im Basislager zusammen. Vier Tage später rückten wir mit 27 Kulis ab. Am 17. Juni traf die gesamte Expedition wieder in Kathmandu ein.

Am 2. Juli flog die Mannschaft bis auf den Verfasser nach Indien, um von Bombay aus die Heimreise mit dem Schiff anzutreten. Der Verfasser blieb indessen noch bis zum Ende der wissenschaftlichen Filmarbeit in Kathmandu. Die Aussicht auf bedeutenden Erfolg war durch den starken Monsunregen zwar sehr gering geworden, aber die im Khumbugebiet unter widrigen Umständen abgebrochene Tätigkeit konnte doch unter gewissen Einschränkungen zu Ende geführt werden. Das mitgebrachte Material wurde dem Institut für den Wissenschaftlichen Film übergeben, nachdem der Verfasser am 26. Juli 1962 auf dem Flugwege wieder in Deutschland eingetroffen war.

Allen Persönlichkeiten und Institutionen, die die so überaus glücklich verlaufene Expedition 1962 nach Nepal unterstützt und gefördert haben, sei an dieser Stelle nochmals der herzliche Dank der Teilnehmer ausgesprochen.

Anschrift des Verfassers: Gerhard Lenser, 78 Freiburg/Br., Kartäuserstraße 27 a.

Bamberger Hindukusch-Kundfahrt 1962

VON WALTER PATZELT UND JOSEF ZIEGLER

(Mit 6 Bildern, Tafel XX, XXI)

1. Der Hindukusch als Expeditionsziel

Obwohl der Hindukusch das vierthöchste Gebirge der Erde ist (Tirich Mir, 7700 m), führte er doch bis vor wenigen Jahren einen Dornröschenschlaf in bergsteigerischer und wissenschaftlicher Hinsicht. Vorwiegend waren es Kundfahrten deutscher Alpenvereinssektionen, die seit 1959 Fünf- und Sechstausender im zentralen Teil des afghanischen Hindukusch bestiegen. Eine kurze Chronik der bergsteigerischen Erschließung des Hindukusch brachte kürzlich Diemberger in der Zeitschrift „Der Bergkamerad" (*Diemberger*, 1963). Aber auch heute bietet der Hindukusch noch eine Fülle von unbekannten und unbestiegenen Gipfeln.

Als Anreiseweg kommen neben dem Luftweg (über Teheran oder über Moskau—Taschkent) der Seeweg über Karatschi (Pakistan) und vor allem der Landweg (Österreich—Jugoslawien—Griechenland bzw. Bulgarien—Türkei—Iran—Afghanistan) in Betracht. Letztere Strecke ist am preiswertesten und interessantesten und verdient daher den Vorzug. Wegen der teilweise sehr schlechten Straßen benötigt man für die rund 8000 Kilometer drei bis fünf Wochen Fahrzeit bis Kabul.

Nur wenige Stichstraßen führen ein kurzes Stück in den afghanischen Hindukusch hinein. Am bekanntesten sind das Panjirtal von Südwesten, das Pechtal von Süden und das Kokchatal von Norden. Noch wenig ist über das Ramgultal und die Täler der Kwaja-Muhammad-Kette bekannt. Haupttransportmittel im Gebirge sind das Pferd, der Esel und der Mensch. Die Saumpfade sind schmal und in sehr schlechtem Zustand; stellenweise fehlen Brücken, so daß die eiskalten, reißenden Gebirgsflüsse durchwatet werden müssen. Nahezu alle Pässe gehen über die Viertausendmetergrenze hinaus. Mit einer Tragtierkarawane können am Tag im Durchschnitt 25 bis 30 Kilometer zurückgelegt werden. Das gegenwärtig vorhandene Kartenmaterial reicht für die Anforderungen einer Expedition nicht aus. Von außerordentlich großem Nutzen haben sich jedoch die in Kabul mit besonderer Genehmigung einsehbaren Luftphotos erwiesen.

Den Proviant für die Hochregionen bringt man sich zweckmäßig aus Europa mit. Milcherzeugnisse und Mehl zur Zubereitung von Fladenbrot sind in fast allen Tälern erhältlich. Schwieriger steht es im Gebirge schon um den Einkauf von Reis, Zucker und Tee.

Für die Besteigung der Fünftausender und auch der meisten Sechstausender genügt eine gute Westalpenausrüstung. Selbstverständlich erfordern die einzelnen Ausgangs- und Hochlager eine größere Anzahl von Zelten, Kochgeräten usw.

Selbst wenn keine wissenschaftlichen Ziele verfolgt werden, empfiehlt es sich doch, einen einheimischen Dolmetscher mitzunehmen. Zu oft gibt es Schwierigkeiten mit Trägern und Tragtierführern; Übergänge und Namen von Dörfern oder Bergen müssen erfragt werden. Die Bevölkerung im Panjir- und Munjontal ist im allgemeinen gern zu Trägerdiensten bereit. Die Bergbewohner tragen 20 bis 25 Kilogramm. Dagegen erklären die Männer von Nuristan noch heute, sie seien freie Männer und trügen deshalb keine Lasten (so auch *Scheibe*, 1937). Das ist um so schwerwiegender, als in dieser Provinz wegen der schlechten Wegverhältnisse kaum Tragtiere gehalten werden.

Für die Zugänge zu den Bergen wirken sich die riesigen Block- und Schuttströme in den Hochtälern sehr erschwerend aus. Der Fels in den Hochregionen ist meist brüchig und vereist. Den geeignetsten Anstieg auf Gipfel und Grate stellen daher in der Regel die steilen Eisrinnen und Eiswände dar. Der knie- bis übermannshohe Büßerschnee wirkt sich dabei je nach Größe zum Vorteil oder erschwerend aus.

Das sommerliche Wetter ist beständiger als in den Alpen. Die Bamberger Kundfahrt beobachtete in der zweiten Julihälfte im mittleren Munjongebiet nur zwei Tage mit gelegentlichem Nieselregen und Neuschnee über 4500 Meter. In Nuristan dagegen stellten sich Anfang August an jedem Nachmittag regelmäßig kleinere Gewitter, Ausläufer des indischen Sommermonsuns, ein. Die Berliner Hindukusch-Kundfahrt 1960 berichtet von einigen spätsommerlichen Schlechtwettertagen am Koh-i-Bandakor. Die Rosenheimer Gruppe wurde im September 1962 im Anjumanquellgebiet von einem verfrühten Wintereinbruch überrascht. Die Monate Juli und August dürften wohl als günstigste Zeit für bergsteigerische Unternehmungen im Zentralhindukusch gelten. Im Juli und August sind Büßerschnee, schneebedeckte Schuttrinnen und Eiswände leichter begehbar; allerdings führen die Flüsse um diese Zeit noch viel Schmelzwasser.

Wenngleich im Hindukusch schon relativ viele Gipfel bestiegen sind, so bietet dieses Hochgebirge zukünftigen Expeditionen ein reiches Betätigungsfeld. Die Kwaja-Muhammed-Kette, über deren Höhe bisher nur Vermutungen angestellt werden können, ist 1963 erstmals Ziel einer Münchener Gruppe. Die rechten Seitentäler des Anjumanunterlaufs verbergen sicher noch manches lohnende Ziel. Luftphotos lassen in diesem Gebiet mehrere Gletscher erkennen. Im Bereich des Koh-i-Bandakor sollen sich noch einige unbestiegene Sechstausender befinden. Prachtvolle Eisberge über 5000 Meter stehen noch im Parschui- und im oberen Munjongebiet. Die in jeder Hinsicht interessantesten Ziele liegen jedoch im Wakhankorridor und im Gebiet nördlich des Shivasees. Leider waren Aufenthaltsgenehmigungen für diese Gebiete bisher nicht zu erhalten. Nur für am Eingang des Wakhanzipfels gelegene Berge erteilte die Regierung in Kabul Genehmigungen an polnische, japanische, französische und österreichische Expeditionen (vgl. *Diemberger*, 1963).

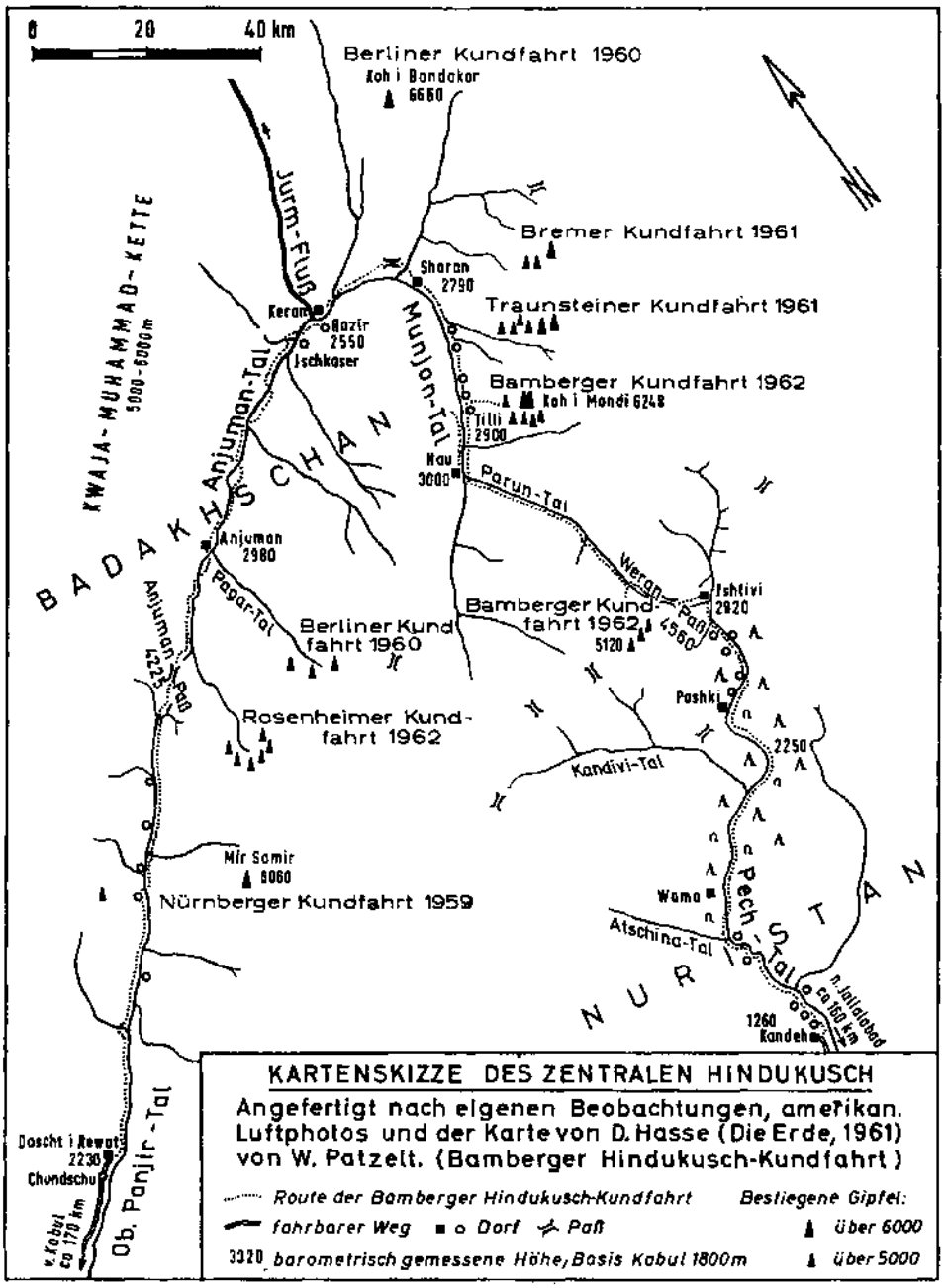
II. Die „Bamberger Hindukusch-Kundfahrt 1962"

1. Anreise und Anmarsch

Zum ersten Male schieben sich die Berge des Hindukusch-Hauptkammes in unser Blickfeld, als wir uns dem Scheitel des Padjukahpasses (3150 m) nähern. Wie all die Tage vorher, brennt die Sonne vom wolkenlosen Himmel. Völlig vegetationslos ist hier die Landschaft, und das rotgelbe, wie aus einem Schmelztiegel hingeschüttete Gestein läßt uns die Hitze nur noch drückender und unangenehmer empfinden. Erstmals auf unserem nun immerhin schon 150 Kilometer langen Anmarschweg durchs Panjir-, Anjuman- und untere Munjontal sind wir seit Stunden ohne Wasser, und mehlfeiner Staub hilft nicht gerade mit, den quälenden Durst zu lindern.

Aber was bedeutet das alles! Unmittelbar östlich vor uns, nur noch durch den tiefen Talkessel von Sharan getrennt, liegen aneinandergereiht die höchsten Erhebungen des zentralen Hindukusch. 5400 bis 5600 Meter mag ihre durchschnittliche Höhe sein, allerdings überragt von einzelnen Bergriesen, von denen wir wissen, daß sie die 6000-Meter-Grenze überschreiten und von deutschen Bergsteigern in den letzten Jahren erstmals bestiegen worden sind. Am weitesten entfernt aber, etwa 40 Kilometer südlich des Padjukahpasses, schiebt sich noch einmal ein wegen seiner kuppelartigen Gestalt besonders auffallender Berg weit über den allgemeinen Gipfelflor hinaus. Das ist der Punkt 6248 der Internationalen Weltkarte, unser bergsteigerisches Hauptziel. Noch kennen wir seinen Namen nicht!

Wir können es kaum glauben, daß wir trotz aller Schwierigkeiten und Rückschläge nun doch mitten im gelobten Lande stehen. Nahezu ein ganzes Jahr hatten die Vorbereitungen in Anspruch genommen, die wirklich nicht unter einem glücklichen Stern standen. Nach unvorhergesehenen Verzögerungen bei der Visabeschaffung traten dann schließlich am 3. Juni 1962 Dr. Rudolf Fürst, Walter Patzelt, Otto Reus, Hans Vogel, Sepp Ziegler



(alle Sektion Bamberg des DAV) und Karl Groß (Sektion Coburg) die große Reise auf dem für deutsche Hindukusch-Kundfahrten nun schon traditionellen Landweg über Istanbul—Teheran—Meschhed—Kandahar nach Kabul an.

Natürlich hatten wir mit Schwierigkeiten auf dieser Fahrt gerechnet, aber die Schäden an den Motoren und Getrieben der beiden Kombiwagen brachten uns in ihrer Anzahl und ihren Ausmaßen auf den Wüstenstrecken der Dasht-i-Kewir und der Dasht-i-Margo zur Verzweiflung. „Wir kommen nie nach Kabul" wurde zum geflügelten Wort.

Trotz allem, wir haben Kabul am 5. Juli erreicht. Es war kein triumphaler Einzug. Doch schon nach vier Tagen hatten wir alle ministeriellen Sondergenehmigungen beisammen, einen Dolmetscher angeworben und Luftaufnahmen von unserem Arbeitsgebiet eingesehen.

Einen Tag lang waren wir noch Gäste der lieben Familien Knösel und Müller in Gulbahar. Mit ihnen standen wir schon von der Heimat aus in brieflicher Verbindung, und ihren nützlichen Ratschlägen, Hinweisen und Empfehlungen verdankten wir viele Erleichterungen, verdankten ihnen zum Beispiel, daß in Chunddhu, einer kleinen Siedlung am Ende der Stichstraße in das Panjirtal, genügend Tragtiere mitsamt Führern bereitstanden.

Bereits am 14. Juli, also am dritten Marschtag, überschritten wir den 4225 Meter hohen Anjumanpaß und lagerten uns an seinem Nordfuß am Anjumanfluß, zufrieden mit dem bisherigen Fortkommen. Aber schon der nächste Tag brachte wieder einmal eine böse Überraschung. In der Nähe von Anjuman-Dorf weigerte sich nach der Mittagsrast die Hälfte der Tragtierführer, wieder aufzulasten und weiterzugehen. Sie streikten, ritten zurück in ihr Heimatdorf und ließen uns einfach sitzen.

In dieser Notlage bot uns Abdul Vagil, ein ehrwürdiger, alter Herr und Grundeigentümer weiter Ländereien im Anjumantal, seine Hilfe an. Er wollte uns neue Tragtiere besorgen und bat uns, bis dahin seine Gäste zu sein. In seinem Hofe baute er für uns ein Zelt auf, in dem er schon als parlamentarischer Vertreter weiter Hindukuschgebiete König Aman Ullah bewirtet hatte, der hier oft auf die Jagd ging. Durch die Gastfreundschaft dieses Mannes wandelte sich der unfreiwillige Aufenthalt in eines der schönsten und nachhaltigsten Erlebnisse der Kundfahrt.

Anjuman- und Munjonfluß fließen an ihren Mündungen direkt aufeinander zu, und ihre aufeinanderprallenden, strudelnden Wasser füllen einen riesigen, wohl im Laufe von Jahrtausenden ausgespülten Talkessel, aus dem sie dann gemeinsam durch eine enge Schlucht als Kokchafluß nordwärts abfließen. Die Durchquerung des Munjonunterlaufs, der hier mindestens 200 Meter breit ist, machte mit seinen eisigen Wassern alle Zähne mobil; sie klapperten noch, als wir anschließend mit dem Alakador von Keran um die Einreisegenehmigung ins eigentliche Munjongebiet verhandelten. Aber unsere Papiere waren in Ordnung, und außerdem war unser Schutzengel von Anjuman, Abdul Vagil, vorausgeritten, um etwa auftretende Hindernisse zu beseitigen. Wenig später waren wir dann einem anderen, entgegengesetzten Temperaturextrem ausgesetzt, der Hitze des Padjukahpasses.

Und auf dem Scheitel dieses Passes, einer Aussichtswarte vor einem ebenso einzigartigen Panorama, stehen wir nun und schauen! Vergessen sind alle Aufregungen der Vorbereitungszeit und alle Strapazen der Anreise und des Anmarsches. Greifbar nahe vor uns liegt „unser Berg".

2. Im Munjongebiet

Wir wandern durchs Munjontal. Es ist ein leichtes, erholsames Gehen, denn der teilweise über einen Kilometer breite Talgrund ist eben, und der Weg führt über weichen Wiesen- und Moosgrund. Um die zahlreichen Siedlungen gedeihen üppige Felder. Der Munjon selbst, wesentlich breiter als der Anjuman, fließt vergleichsweise gemächlich da-

hin. Die Farbe seines Wassers ist begeisternd. Wo um alles in der Welt nimmt dieser Fluß, der doch auch in der Hauptsache von Gletschern genährt wird, seine tiefblaue Färbung her? Ab und zu haben die Talbewohner aus losen Natursteinen schräg durch das Flußbett kleine Staumauern errichtet, um das Wasser in künstliche Bewässerungsgräben abzuleiten. Die dadurch entstehenden Wasserfälle lockern das blaue Band des Munjon als silberne Querstreifen farbenfreudig auf.

Weit im Südwesten wird das Tal von einer mächtigen Eispyramide, dem „Koh-i-Nau", und hinter uns, also im Norden, wieder vom „Koh-i-Bandakor" abgeschlossen. Immer und überall ist doch dieser wahrhaft königliche Berg zu sehen, während sich alle übrigen Sechstausender des Hauptkammes längst wieder hinter vorgeschobenen Erhebungen versteckt haben. Auch unser Punkt 6248 ist schon lange nicht mehr sichtbar. Aber wir haben erfahren, daß er von den Einheimischen „Koh-i-Mondi" genannt wird, und wir haben weiter erfahren, daß der vom Padjukahpaß und von Sharan aus als mächtige Kuppel erscheinende Berg in Wirklichkeit von zwei Gipfeln gebildet wird, die von dieser Perspektive aus ineinander verfließen.

In Kabul hatten wir an Hand von Luftaufnahmen festgestellt, daß der „Koh-i-Mondi" von zwei hufeisenförmigen Gletschern umringt ist. Unter dem Stereoskop konnten wir deutlich erkennen, daß die beste und wohl auch einzige Möglichkeit einer Besteigung vom kleineren, südlichen Gletscher aus besteht. Dieser Gletscher züngelt in ein zunächst breites Tal herunter, welches schluchtartig in das Munjontal mündet. Dem Schluchtausgang vorgelagert ist ein breiter, flacher Geröllkegel, der sich bis an den Fluß heranschiebt. An Hand dieser typischen Merkmale glaubten wir, in der Natur den richtigen Zugang zuverlässig und sicher erkennen zu können.

Mit einiger Enttäuschung müssen wir jetzt aber feststellen, daß fast alle Seitentäler des mittleren Munjon schluchtartig münden und daß allen ein breiter, flacher Geröllkegel vorgelagert ist. In der in Frage kommenden Zone stehen uns mindestens vier bis fünf Schluchten zur Verfügung, die ihrem Aussehen nach den richtigen Aufstieg vermitteln könnten. Es bleibt uns also nichts anderes übrig, als in der Nähe der Ortschaft Tilli vorläufig ein Lager zu errichten (19. Juli) und den richtigen Zugang zu erkunden.

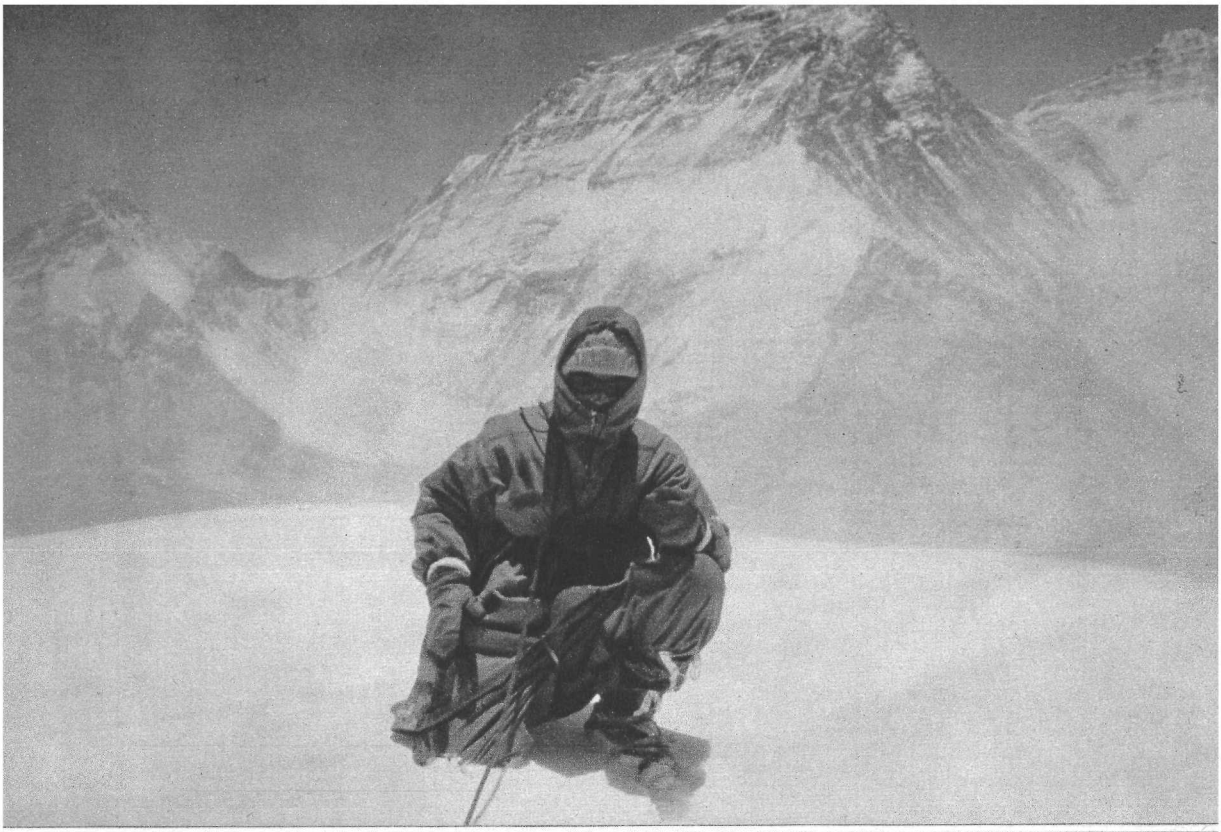
Bei diesen Erkundungen werden bereits Höhen von 4800 Metern erreicht, und alle drei Gruppen kommen zu dem übereinstimmenden Ergebnis: das Darrah-i-Chauir führt zum kleinen Hufeisengletscher.

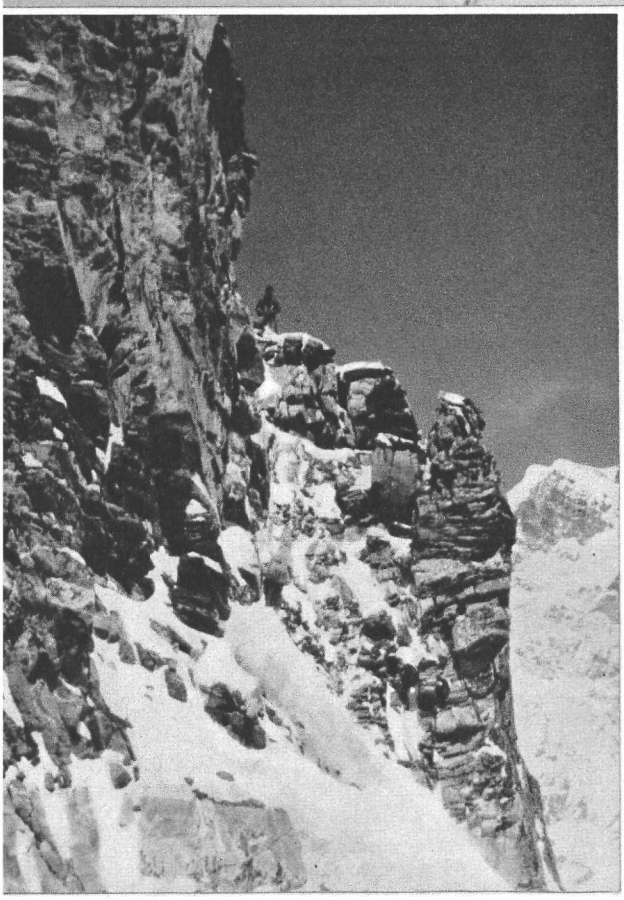
Weniger erfreulich ist die Tatsache, daß die Chauirschlucht mit Tragtieren nicht begehbar ist. Das vorläufige Lager bei Tilli wird deshalb zum Basislager (2900 m), und wir entlassen und entlohnen alle Tragtierführer bis auf vier.

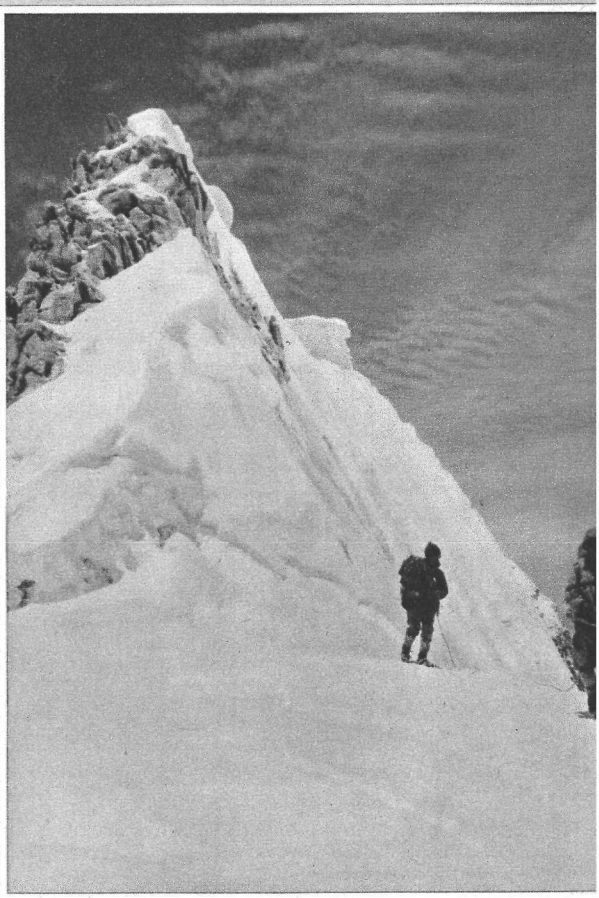
Am 29. Juli wird das Lager I errichtet. Unser Dolmetscher Gul Muhammad bleibt zurück und verwaltet das Basislager, während zwanzig Männer aus Tilli und die vier Tragtierführer aus Chundschu die Lasten durch die Chauirtalschlucht schleppen, die teilweise so eng ist, daß der durchfließende Bach ihre ganze Breite beansprucht. Weiter oben verbreitert sie sich zu einem weiten Tal, das von querliegenden, steilen Geröllriegeln terrassenförmig gegliedert ist. Es regnet während des Aufstiegs. Das ist der erste Regen seit unserer Abreise von Deutschland. Weiter oben fällt Neuschnee. In 4150 Meter Höhe entsteht das Hochlager I inmitten eines riesigen Blockfeldes. Offensichtlich ausgelöst durch Regen- und Schmelzwasser, gehen während der ganzen Nacht ungeheure Steinlawinen aus den umliegenden Wänden ab. Uns ist nicht ganz wohl zumute. Gegen Morgen hört es auf zu regnen.

Der Weiterweg führt uns bei etwa 4500 Metern an die steile Zunge des Chauirgletschers, und hier beginnt die eigentliche Schinderei. Das Eis ist vollkommen mit lockerem Schutt bedeckt.

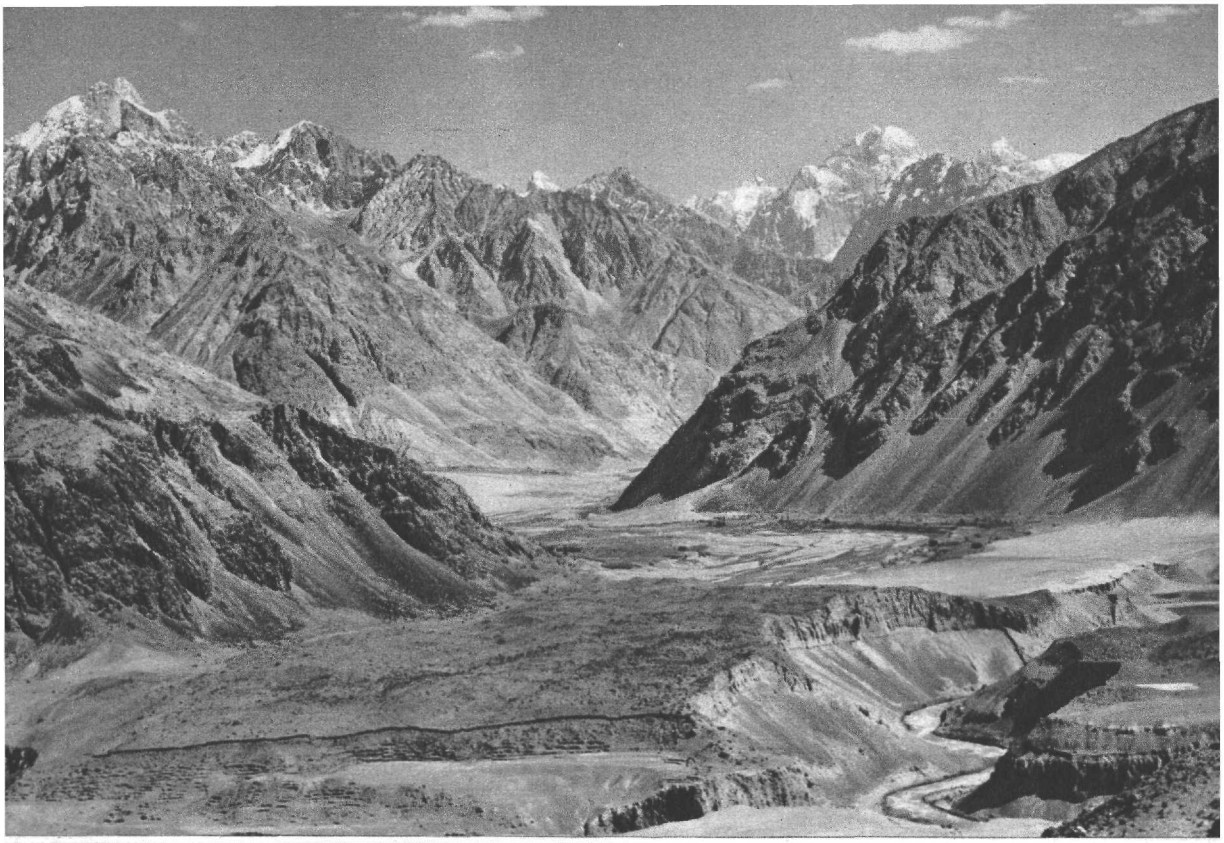
In 5000 Meter Höhe legt sich der Gletscher stark zurück. Seine Oberfläche ist hier mit unzähligen Rinnsalen durchzogen. Überall gurgelt und rauscht es unter der trügerischen, inzwischen geschlossenen Schneedecke. In einer kleinen Mulde mit einer wunderbar ebenen,

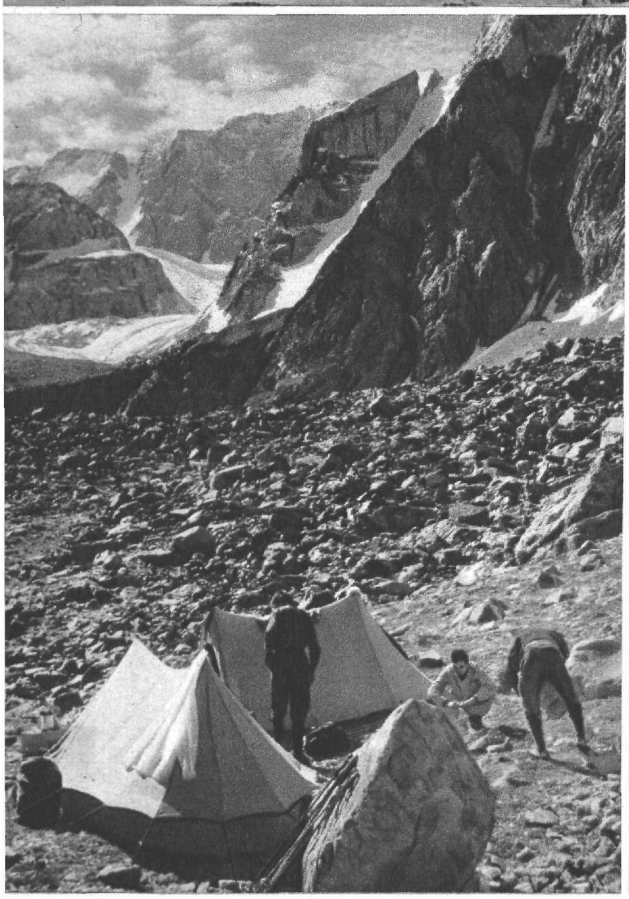


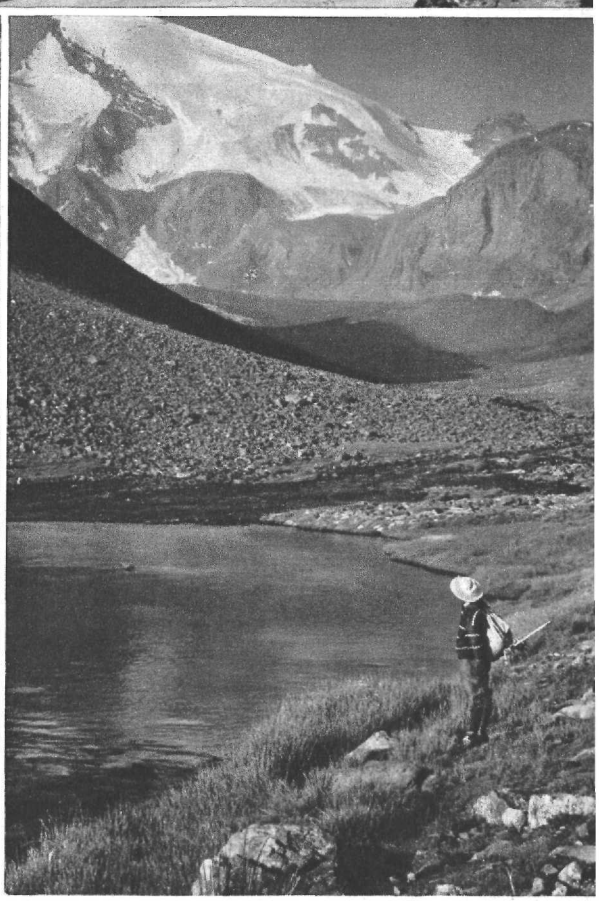




Oben: Am Pumo Ri (7145 m). Im Hintergrund Mount Everest und Lhotse. Unten links: Im mittleren Teil der Südostwand des Pumo Ri Unten rechts: Nordostgrat des Pumo Ri (Aufn. Deutsch-Schweizerische Nepal-Expedition) Tafel XIX

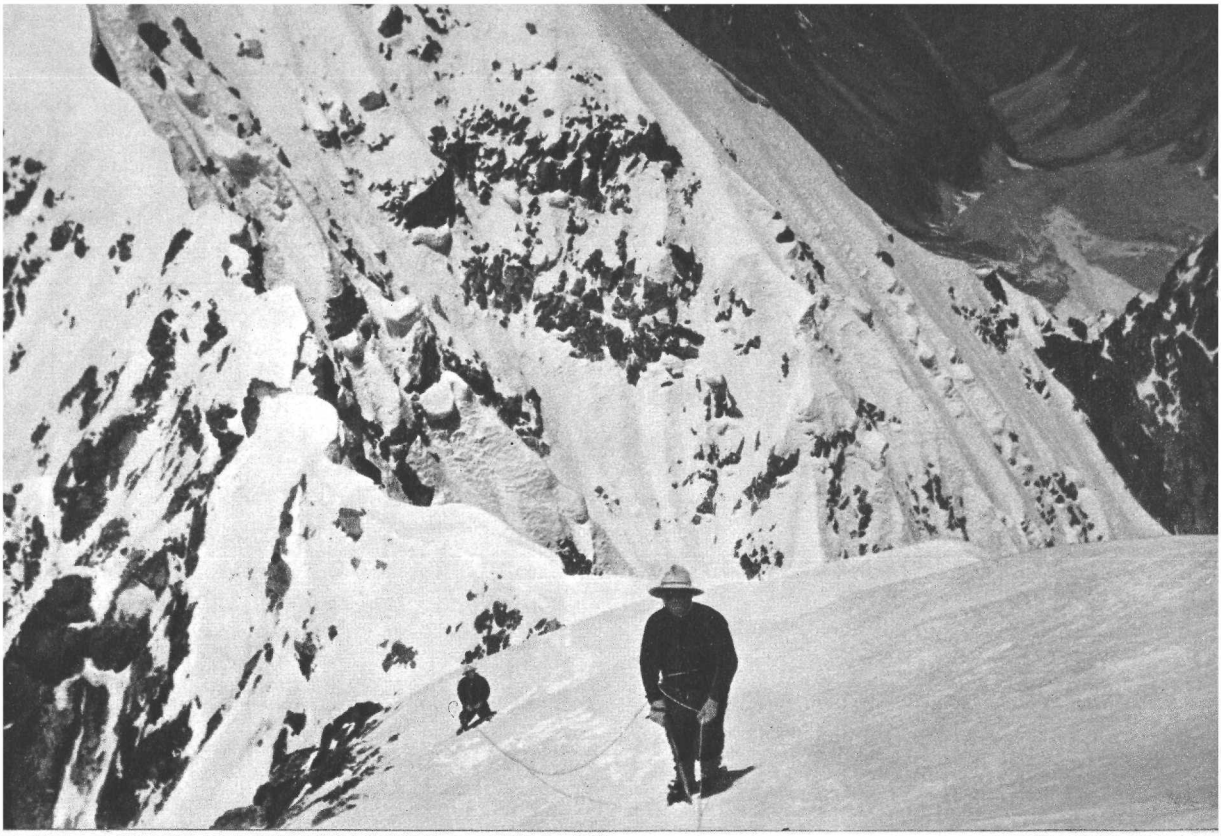


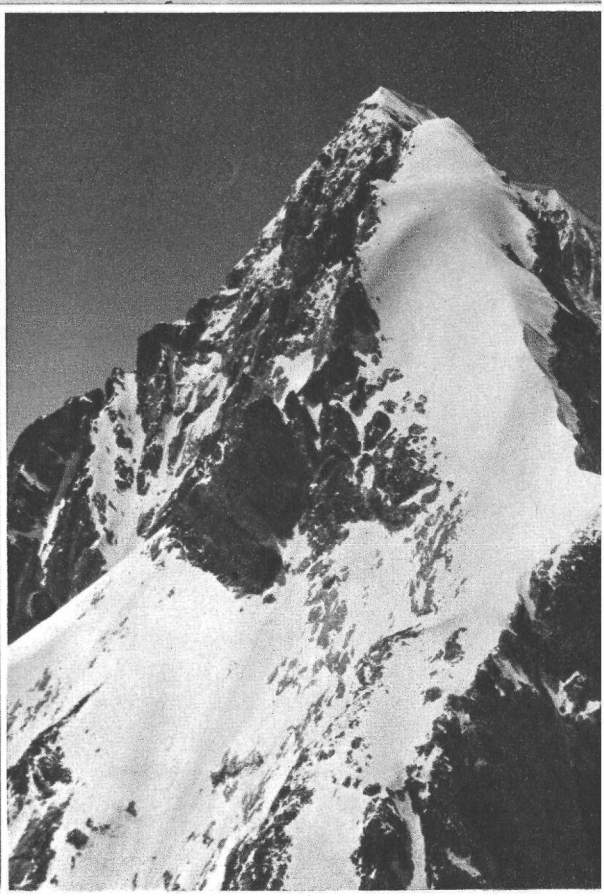




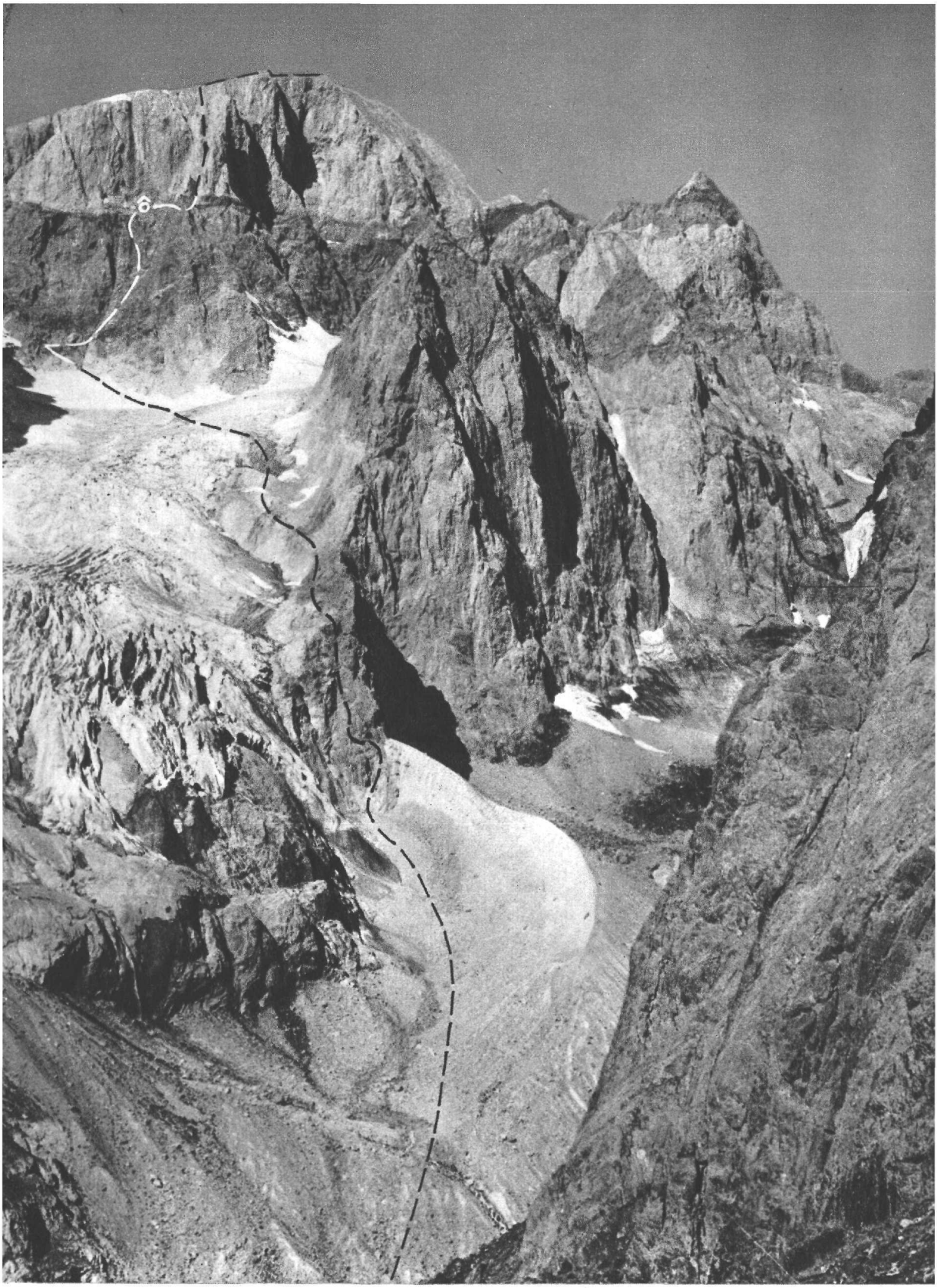
Oben: Blick vom Padjukah-Paß in den Talkessel von Sharan und zum Koh-i-Mondi (rechts) (Aufn. W. Patzelt). Unten links: Lager I im Darrah-i-Chauir (Aufn. Vogel). Unten rechts: Die Paruner Weißkugel (5120 m) (Aufn. W. Patzelt)

Tafel XX





Oben: Am NW-Grat des Koh-i-Mondi (Aufn. Vogel). Unten links: Koh-i-Jumi (6040 m) und Koh-i-Mondi (6248 m) (Aufn. W. Patzelt). Unten rechts: Koh-i-Mondi. Im Hintergrund rechts der NW-Grat (Aufn. Vogel)



Tafel XXII Der 600 m hohe Nordabsturz des Resko (4170 m) mit Durchstiegsroute. Rechts Berggeiststspitze (4050 m), im Mittelgrund die Schwarzspitze (3700 m) (Aufn. B. Maidl)

hartgefrorenen Schneefläche glauben wir einen idealen Platz für das Hochlager II gefunden zu haben, und bald rüttelt der Wind an den farbigen Perlonzelten (5050 m). Karl, Rudl und Walter steigen am gleichen Tag mit den Trägern wieder ab zum Lager I.

Hans, Otto und der Trägerobmann Habib Rahman bauen mit mir Lager II aus, das in einer phantastischen Umgebung liegt. Östlich und südlich wird der Chauirgletscher von einer Reihe formschöner Fünftausender umschlossen, während die nördliche Begrenzung der „Koh-i-Mondi" und der „Koh-i-Jumi" bilden. Von hier aus sind die beiden Sechstausendergipfel, getrennt durch eine tiefe Scharte, deutlich auszumachen. In diese Scharte mündet eine steile Eis- und Schneerinne, die unmittelbar herunter vor unser Lager II führt. Wir haben also eine ideale Basis für die Besteigung schaffen können; denn daß der Aufstieg nur durch diese Eisrinne führen kann, ist uns sofort klar. Jede weitere Wegsuche wird uns erspart bleiben.

Eigentlich soll dieser Tag (24. Juli) der Akklimatisierung dienen. Aber es hält uns nicht bei den Zelten; wir wollen uns wenigstens etwas umschauen. Langsam und ohne Ziel stapfen wir zu dritt den Chauirgletscher hinauf zu einem Joch, das einen einmaligen Ausblick in die Bergwelt Nuristans gewährt. Ein unübersehbares Meer von Gipfeln breitet sich vor uns aus.

Otto will einen südlich des Joches ansetzenden Schneegrat „so weit wie's geht" verfolgen, während Hans und ich unter der Westflanke des „Koh-i-Khaaik" zu einem anderen Joch hinüberqueren, das einerseits von dem fast tausend Meter hohen Ostgrat des „Koh-i-Mondi", andererseits vom „Koh-i-Khaaik" gebildet wird und nach den Luftaufnahmen einen Tiefblick in das „Drei-Seen-Tal" bieten muß.

Drei Stunden später stehen wir auf unserem ersten Fünftausender. Genau 5630 Meter ist der „Koh-i-Khaaik" hoch. Glücklich schütteln wir uns die Hände und sehen auf einmal vom nächsten, südlich gelegenen Gipfel jemand herüberwinken. Hat doch tatsächlich Otto alleine auch einen Gipfel erreicht! Der „Koh-i-Seh Bradar", wie dieser Berg von uns benannt wird, ist technisch wahrscheinlich der schwierigste aller von uns bestiegenen Berge.

Die beiden Gipfel sind uns wahrlich nicht leicht gefallen. Todmüde und zerschlagen schleppen wir uns zum Lager hinunter, wo uns eine nette Überraschung erwartet. Die schöne, ebene Schneefläche hat sich während des Tages zu einem Gletschersumpf verwandelt, und mitten drin stehen wie Pfahlbauten unsere Zelte. Erst in der Kälte des Abends wird die Umgebung der Zelte wieder fest.

Auch in Lager I ist dieser Tag ausgenützt worden. Die ganze Lagerbesatzung bestieg den „Koh-i-Tilli" (5260 m), einen markanten Gipfel im nördlichen Begrenzungskamm des mittleren Chauirtales. Ein Eiscouloir führte hinauf in eine Scharte, von der aus der Gipfel in reiner Felsarbeit erreicht wurde. Wer jemals im Hindukusch geklettert ist, weiß, wie liebevoll dort der „Bruch" behandelt werden will.

Der folgende Tag wird als Ruhetag eingeschoben. Wir haben ihn alle dringend nötig. Besonders der krasse Temperaturunterschied zwischen Tag und Nacht macht uns mürbe. Am frühen Morgen lesen wir 18 Grad minus ab, und schon wenige Stunden später hat die ungehinderte Sonneneinstrahlung in dem südseitigen Gletscherkessel die Quecksilbersäule auf über 40 Grad plus getrieben.

26. Juli 1962! Um 2 Uhr stehen wir auf und machen uns umständlich fertig für die große Tour. Nach unserem Plan wollen wir die steile Eisrinne, die in der Scharte zwischen „Koh-i-Mondi" und „Koh-i-Jumi" endet, zum Aufstieg benützen. Natürlich haben wir vollständige Biwakausrüstung dabei, aber wir beabsichtigen, wenn irgend möglich, ohne Freinacht davonzukommen.

Seilfrei, jeder seinen eigenen Weg suchend, steigen wir den Kegel der Eisrinne hinauf. Der sich gerade ausbildende Büßerschnee erleichtert das Höherkommen. Aber die Luft, die dünne Luft! Mit zunehmender Steilheit verliert sich die natürliche Stufenleiter des Büßerschnees, und die vorderen Zacken der Steigeisen treten immer mehr in Aktion. Längst ist heller Tag, und wenn wir hinunterschauen auf den sonnenüberfluteten Chauirgletscher,

erkennen wir unsere Zelte nur noch als kleine Farbkleckse. Immer langsamer wird unser Tempo, immer häufiger werden die kleinen Ruhepausen. Wir haben uns zusammengebunden und sichern gegenseitig. Dabei müssen wir zugeben, daß wir günstigste Verhältnisse antreffen. Der vor einigen Tagen gefallene Neuschnee ist hart auf die Eisunterlage aufgefroren. Wie erginge es uns erst, wenn die Rinne Blankeis führte!

Gegen elf Uhr erreichen wir schließlich doch die Scharte. 5950 Meter zeigt der Höhenmesser an. Ausgepumpt sitzen wir im Schnee! Hatten wir das Tempo im Anfang zu stark forciert? Man kann hier einfach nicht mit alpinem Zeitmaß planen. Wenn wir die Rinne hinunterschauen, gruselt uns vor dem Abstieg. 900 Meter ist sie hoch und kann in ihrer oberen Hälfte in bezug auf Neigung und Schwierigkeit durchaus mit der Pallavicinirinne auf dem Großglockner verglichen werden.

Zwei stark überwächtete Grate entspringen der Scharte. Der eine zieht steil und noch unendlich weit gegen Osten hinauf zum Punkt 6248, dem „Koh-i-Mondi", der andere entgegengesetzt und weniger steil, aber auch noch weit, zum „Koh-i-Jumi".

Hans wühlt schon wieder weiter. Er ist unermüdlich und in bester Verfassung. Mein körperliches Befinden hat sich inzwischen wesentlich gebessert; dafür klagt Otto über starke Kopfschmerzen. Der Schnee ist hier oben am Grat meist pulverig und trägt nur streckenweise.

Der Gipfel ist eine einzige, riesige Wächte und kann nur von jedem einzeln, gut gesichert von den beiden anderen, betreten werden. Um und unter uns liegt nun das unübersehbare Gipfelmeer des zentralen Hindukusch. Weit drüben im Osten versinken ferne Berge in einer dicken Wolkenbank. Wir schütteln uns die Hände, etwa zwanzig Meter unterhalb des höchsten Punktes.

Jeder hängt seinen eigenen Gedanken nach. Wir sind jedenfalls glücklich und zugleich erleichtert, das Hauptziel der Kundfahrt erreicht zu haben.

Nicht lange halten wir uns auf dem Gipfel auf, denn trotz der ungehinderten Sonneneinstrahlung ist es empfindlich kalt. Etwa fünfzig Meter unterhalb wird auf einer ausgeaperten Felskanzel ein kleiner Steinmann errichtet, und in einer Kassette hinterlegen wir unsere Daten und zwei Wimpel mit den deutschen und afghanischen Farben.

Wir sitzen wieder in der Scharte über der Eisrinne. Der Schnee in ihr ist aufgeweicht und lawinös. An einen Abstieg ist bei diesen Verhältnissen nicht zu denken. Nur widerwillig reift während des Wartens der Plan, auch den „Koh-i-Jumi" noch zu ersteigen. Die Abneigung vor dem Abstieg hilft nach. Als ob uns dieser so erspart bliebe!

Aber wir gehen, das heißt, wir wühlen uns wieder aufwärts. Otto allerdings, der sonst Unverwüstliche, muß schweren Herzens verzichten. Seine Kopfschmerzen, alte Unfallfolgen, quälen ihn zu sehr.

Wir halten uns weit in der Südflanke, denn der Jumigrat ist stark überwächtet. Er ist nicht so steil wie der Westgrat des „Koh-i-Mondi", aber noch mühsamer. Oder kommt es uns nur so vor?

Was ist mit uns los? Sind wir körperlich und nervlich schon so weit verbraucht? Wir merken, daß uns auf dem Gipfel des zweiten Sechstausender dieses Tages Tränen über die Wangen rollen. 6040 Meter weist der Höhenmesser für den „Koh-i-Jumi" aus.

Vorsichtig, unendlich vorsichtig sichern wir dann die Rinne hinunter. Gerade noch vor Einbruch der Dunkelheit wird der flachere Teil dieses nicht endenwollenden Schlauches erreicht. Im Scheine der Taschenlampen tasten wir über die Büßerstufen hinunter ins Lager. Es ist fast Mitternacht, als uns die Freunde und Habib, die zwischenzeitlich in Lager II nachgezogen waren, herzlich beglückwünschen. Wir fallen in die Zelte und können vor Müdigkeit doch nicht schlafen.

Der 27. Juli sieht Dr. Fürst und Groß unterwegs zum „Koh-i-Parag" (5500 m), einem Gipfel des südöstlichen Begrenzungskammes des Chauirgletschers. Auch er wird aus einer Scharte erreicht, die mit einer 400 Meter hohen, ungemein steilen Eisrinne zum Gletscher

abbricht. Auf diesem Berg stellen die beiden fest, daß vom Begrenzungskamm des „Darrah-i-Chauir" ein Seitengrat, der einen formschönen, hohen Gipfel trägt, nach Süden abzweigt. Er wäre ein lohnendes Ziel, aber der Weg ist weit und führt vorher noch über einen mächtigen Fünftausender im Hauptgrat.

Nach einem Ruhetag verläßt dieselbe Seilschaft (Dr. Fürst-Groß) am Morgen des 29. Juli wieder das Lager II, um diesen nach Nuristan hinausgeschobenen Berg zu besteigen. Zunächst muß die bereits einmal begangene Eisrinne überwunden werden. Die kleine Scharte wird diesmal westlich verlassen, am frühen Nachmittag der 5530 Meter hohe „Koh-i-Chauir" überschritten und gegen Abend der Gipfel des stark überwächteten Seitengrates, der „Koh-i-Nu" (5630 m), erreicht. Der Rückweg erfolgt auf derselben Route. In der Nähe des „Koh-i-Chauir" muß ein kaltes Biwak bezogen werden, aber am Nachmittag des 30. Juli befindet sich auch diese Seilschaft wieder wohlbehalten im Lager. Am Tag zuvor war mein Versuch, mit Walter einen Nachbargipfel des „Koh-i-Nu" zu erreichen, mißlungen.

Da wir auch im Gebiet des Weranpasses noch Bergbesteigungen durchführen wollten, haben wir für den 31. Juli die Träger nach oben beordert. Beide Lager werden geräumt. Wir steigen ins Basislager nach Tilli ab. Herzlich ist der Empfang durch die Einwohner dieser kleinen Ortschaft. Uns zu Ehren werden tags darauf Volkstänze vorgeführt und Lieder gesungen. Diese Veranstaltung läßt an Eigenart nichts zu wünschen übrig. Die nächsten Tage sind angefüllt mit Arbeit. Es gilt, neue Tragtiere anzuwerben, die Lasten neu zu ordnen und abzuwiegen.

3. Weranpaß und Nuristan

Am 3. August verläßt ein Tragtier nach dem andern das Basislager I. „Purru, purru!" zischen die neuen Tragtierführer ihren Tieren zu, um die Gangart zu beschleunigen, ohne jedoch ernstlich daran interessiert zu sein. Aber sie wollen den Schein wahren. Langsam schlängelt sich unsere Karawane durch den jetzt mit Sanddorn und Weidegestrüpp bestandenen Talgrund des Munjon. Ab und zu müssen mehr oder minder breite Bäche durchquert werden, die das Gletscherwasser des Hindukusch-Zentralkammes dem Munjon zuführen. Mitten im Parschuifluß scheut aus irgendeinem Grund ein Pferd und wirft die Lasten ab. Mit Mühe können die Packen geborgen werden, aber natürlich ist alles durchnäßt.

Bei der Siedlung Nau verlassen wir das Munjontal und zweigen in das westliche Paruntal ab, das hinauf zum Weranpaß führt. Schluchtartig ist der untere Teil dieses Tales, und der überraschend gute Weg windet sich hoch über dem Flußlauf an steilen Hängen entlang. Wenige Nomaden sind die einzigen Menschen, die wir hier noch antreffen. Unter Felsüberhängen und hinter lose zusammengefügten Steinmauern hausen sie hier und leben von etwas Vieh- und Schafzucht.

Allmählich werden Flußbett und Weg wieder auf gleiche Höhe geführt. Ab und zu stauen die den überhöhten Seitentälern vorgelagerten Geröllkegel das Wasser des Parun zu blauen, fischreichen Bergseen auf. Am 4. August wird auf einer mit vielen tausend Edelweißen übersäten Wiese unser Basislager II aufgebaut. Viele kleine Bächlein glucksen am Zelt vorbei, einem etwas tiefer gelegenen See entgegen. In ihm spiegeln sich die Berge um den Weranpaß, formschön und mit Hängegletschern verziert.

Zwei Tage lang können wir nichts unternehmen, denn es gewittert, regnet und schneit. Die Gipfel sind hier wesentlich niedriger als im Munjongebiet, aber einige Erhebungen der Werankette übersteigen bestimmt die 5000-Meter-Grenze. Dazu gehört vor allem ein Berg, den wir wegen seiner Form „Paruner Weißkugel" nennen. Am 7. August glückt uns, wenn auch bei zweifelhaftem Wetter, seine Besteigung. Alle sechs Kundfahrtteilnehmer steigen über die Nordflanke auf und über den Westgrat ab. Eigentlich wollten

wir die schwierigere Route zum Aufstieg und die leichtere zum Abstieg benützen. Genau das Gegenteil haben wir erwischt. 5120 Meter ist der herrliche Eisberg hoch.

Am 8. August ist noch einmal eine Seilschaft unterwegs, Dr. Fürst und Groß, die beiden Unermüdlichen. Über einen Hängegletscher gelangen sie in eine Senke der Kette, die vom Weranpaß zur Paruner Weißkugel zieht. Beide östlich und westlich dieser Senke aufsteigenden Gipfel, der „Koh-i-Weran" (5050 m) und der „Koh-i-Parun" (5140 m), werden bestiegen.

Damit beschließen wir endgültig unsere bergsteigerische Tätigkeit. Vor uns liegt nunmehr der beschwerliche Rückweg nach Kabul, der uns über den Weranpaß nach Nuristan und hinaus in die Wüste von Jallalabad führen soll. Noch wissen wir nicht, ob dieser Weg mit Tragtieren überhaupt möglich sein wird. Auch unsere Treiber geben die widersprechendsten Auskünfte.

Die Tragtiere atmen schwer. Die Nadeln der Höhenmesser zeigen schon fast 4600 Meter an, als wir uns dem Scheitel des Passes nähern (9. August). Immer wieder brechen die Pferde mit ihren schmalen Hufen durch den an der Oberfläche gefrorenen Schnee oder sinken im Schmelzwassersumpf ein. Ab und zu nehmen die Tragtierführer selbst Gepäck auf die Schultern, um die Tiere zu entlasten. Aber es bleibt eine Schinderei.

„Im Vorbeigehen" nehmen Rudl und Walter noch einen unmittelbar südlich der Paßhöhe (4560 m) liegenden Gipfel (4760 m) mit. Ob er schon einmal bestiegen worden war, wissen wir nicht.

Der Aufstieg aus dem westlichen Paruntal war gottlob nicht sehr steil. Um so ungangbarer schaut der Abstieg ins östliche Parun aus. Zwar sieht man weit hinunter große Terrassen mit schönen Bergseen, aber diese Terrassen sind durch Steilabbrüche voneinander getrennt. Werden wir diese Abbrüche mit den Tieren überwinden können?

Zunächst sind es steile Schneefelder, die uns fürchten lassen, die Pferde könnten sich die Beine brechen. Aber die Treiber erweisen sich als außerordentlich umsichtig und gewandt. Überraschend leicht bringen wir auch die Abbrüche hinter uns. Ein schönes, wenn auch schmales Steiglein windet sich, von oben nicht sichtbar, durch die Felsen. Völlig kahl sind auch hier die Berghänge. Erst weit drunten erkennen wir sattes Grün.

Schon seit zwei Tagen wandern wir durch das breite, fruchtbare Pechtal. Tägliche Gewitterregen und Wärme machen es zu einem richtigen Treibhaus. Die Fruchtbarkeit wird noch erhöht durch viele künstliche Bewässerungsanlagen, die hoch an den Berghängen entlang geführt werden. An den obersten Gräben allerdings endet, messerscharf abgegrenzt, die Vegetation.

Plötzlich weigern sich die Tragtierführer weiterzugehen. Sie erklären, daß sie von Talbewohnern erfahren haben, das Pechtal verenge sich vor seinem Austritt in die Ebene auf dreißig Kilometer Länge schluchtartig und könne mit Tieren nicht begangen werden. Andererseits hätten wir auch keine Aussicht, genügend Träger zu bekommen, denn die Nuristani würden traditionsgemäß für Fremde nichts tragen. Nur der Umstand, daß die Treiber seit Tagen nicht entlohnt waren, hindert sie an der sofortigen Umkehr.

Zum ersten Male im Hindukusch treffen wir auf größere Baumgruppen, und je weiter wir flußabwärts kommen, um so dichter wird der Baumbestand. Schließlich führt der Weg ununterbrochen durch Wald. Das Bild der Landschaft gleicht unseren heimatlichen Alpen.

Das Tal wird tatsächlich zur Schlucht, und als zwei Tragtiere abstürzen, können wir den Vorhaltungen der Führer nichts mehr entgegensetzen. Sie werden entlohnt und entlassen. Wir selbst sind niedergeschlagen. Sollen wir jetzt, kurz vor dem Ziel, gezwungen sein, die im Hindukusch inzwischen zurückgelegten 350 Kilometer wieder zurückhatschen zu müssen?

Wir verhandeln mit dem Malek von Wama und lassen uns auf Trägerlöhne ein, wie wir sie nicht einmal unseren Hochträgern bezahlt hatten. Aber die Männer von Wama tragen für uns! Früh um 4 Uhr sollte der Start sein. Schon ab 2 Uhr sehen wir, wie sich

brennende Fackeln von Wama aus unserem Lager nähern. Die Häuser von Wama hängen nämlich wie Schwalbennester hoch oben in den Felsen. „Das Seltsame", so wird uns „Wama" übersetzt, und wahrlich, es ist eines der seltsamsten Dörfer der Erde. Wie kommen Menschen nur darauf, ihre Häuser 300 Meter über dem Talgrund in die Felsen zu bauen.

Die Männer von Wama, die sonst nie etwas tragen, schleifen für uns Lasten von zum Teil einem Zentner Gewicht über eine Strecke von 30 Kilometern, noch dazu auf Wegen, die streckenweise als halsbrecherisch bezeichnet werden müssen. Sie wollen ihr nun einmal gegebenes Versprechen einhalten. Alle tragen an ihren Hüften Krummdolche, und daheim in ihren einfachen Häusern hängen Gewehre und Patronengurte an den Wänden.

So haben wir uns die „Stolzen und die Freien", wie sich die Afghanen gerne nennen, vorgestellt. Wir haben sie in dieser Idealform aber nur in Nuristan angetroffen. Auch äußerlich stechen die Nuristani ab. Europäisch geschnittene Gesichter, blaue Augen und rotblonde Haare sind keine Seltenheiten. Die Frauen gehen hier unverschleiert, sind aber vielleicht scheuer als sonst irgendwo.

Wir sind als Freunde geschieden — die Männer von Wama und wir. Gegenseitige Geschenke vertieften diese Freundschaft. Der ungewisse Marsch durch Nuristan aber gehört mit zum Eindruckvollsten, was wir auf dieser Kundfahrt in den Hindukusch erlebten. Der Krummdolch vom Malek des „Seltsamen Dorfes" ist mein liebstes Andenken.

III. Geographische und geologische Beobachtungen

Das erkundete Neuland schließt die Lücke zwischen den Arbeitsgebieten der Berliner, der Norddeutschen und der Traunsteiner Kundfahrten einerseits und der Deutschen Hindukusch-Expedition 1935 (*Scheibe*, 1937) andererseits (siehe Übersichtskarte). Sir John Robertson (Literaturhinweis siehe unter *Scheibe*, 1937) betrat den Weranpaß von Nuristan aus allerdings bereits Ende des 19. Jahrhunderts. Der Russe Vavilow bereiste Anfang des 20. Jahrhunderts das Munjon-Parun-Gebiet und überschritt den Weranpaß. Über die italienische Hindukusch-Expedition im Jahre 1961, die am Weranpaß gearbeitet hat, sind den Verfassern dieses Aufsatzes keine näheren Einzelheiten bekannt.

Die aufgeführten geographischen Eigennamen wurden größtenteils von der einheimischen Bevölkerung übernommen. Unser Kabuler Dolmetscher, Gul Muhammad, konnte uns die Eigennamen in den seltensten Fällen übersetzen. Die lateinische Schreibweise der Namen ist in der Literatur recht umstritten und uneinheitlich. So findet man z. B. Munjon, Minjon, Munjan u. a. Für die Gipfel haben die Bewohner in der Regel keine bestimmten Namen; häufig erfolgt die Bezeichnung nach einem Tal, einem Paß oder einer Alm. Alle Höhen wurden mit einem Thommen-Aneroid (Meßbereich 7000 m) oder einem Lufft-Aneroid (Meßbereich 8000 m) bestimmt. Gelegentliche Vergleiche zeigten eine gute Übereinstimmung der Meßwerte beider Instrumente. Die Einstellung der Höhenmesser wurde in Kabul (1800 m) vorgenommen und am Anjumanpaß (4225 m) und bei der Rückkehr nach Kabul überprüft. Die täglich beobachteten Luftdruckschwankungen waren sehr gering und entsprachen einer Höhentoleranz von ± 30 Metern.

Der Koh-i-Mondi (P. 6248 IWK) und der Koh-i-Jumi sind die südlichsten einer Reihe von Sechstausendern, die ihren Anfang im Gebiet des Koh-i-Bandakor nimmt. Die markante Doppelpyramide überragt die umliegenden Grate und Gipfel um durchschnittlich 500 bis 900 Meter. Die Flanken und Grate des Berges sind außerordentlich steil. Die Gipfelhöhen nehmen nach Süden, zum Weranpaß (4560 m) hin, ab; dort erreichen sie nur noch 5000 bis 5200 Meter, die Bergformen sind (gesteinsbedingt) weicher.

Das Munjontal besitzt einen ebenen, 500 bis 1500 Meter breiten Talboden aus Schottern, in die sich der mäandrierende Fluß stellenweise wieder eingeschnitten hat. Auffällig

sind die überhöht einmündenden steilen Seitentäler, die den Zugang zu den Gipfeln vermitteln. Auch das westliche und östliche Paruntal (die Einheimischen bezeichnen beide Täler zu Seiten des Weranpasses als Paruntal) sowie das mittlere Pechtal sind eng, stellenweise sogar schluchtartig. Dichter besiedelt sind das Munjontal und das obere Pechtal. Die Dörfer liegen vorzugsweise auf den Schwemmkegeln der ins Haupttal einmündenden Seitentäler. Im Paruntal und in den Seitentälern des Munjon stößt man immer wieder auf nomadisierende Gruppen und auf kleinere Almen.

Die Gebiete um das Chauirtal und den Unterlauf des westlichen Paruntales bestehen fast ausschließlich aus Granit. An der Einmündung des Parschuitales in das Munjontal konnten metamorphosierte, gebänderte Kalke festgestellt werden. Vom mittleren westlichen Paruntal bis nach Kandeh (Ende der Stichstraße ins Pechtal) stehen vorwiegend metamorphe Gesteine, in der Hauptsache Glimmerschiefer, z. T. mit Granat, an. Gelegentlich schalten sich, vor allem in der Gegend um Wama, saure Eruptivgesteine dazwischen. Die metamorphen Serien am Weranpaß sind von zahlreichen, konkordanten, seltener diskordanten, hellen Lagen durchzogen. Die zentimeter- bis meterstarken Bänder, die steil nach Westen einfallen, sind reich an großen Glimmerkristallen.

Die Vergletscherung im Munjongebiet geht kaum über ostalpine Verhältnisse hinaus. Charakteristisch sind relativ flache Gletscher, die von steilen Felswänden, von Eisrinnen und Eiswänden umgeben werden. Dies könnte etwa dem „Lawinenkesselgletscher" und der „Flankenvereisung" *Schneiders* (1962) nahekommen. Die schuttbedeckte Zunge des Chauirgletschers reicht bis etwa 4500 Meter ins Tal (mittlere Höhe der umliegenden Grate ca. 5000 Meter). Die Länge des Chauirgletschers beträgt etwa zehn Kilometer, der auf Luftphotos erkennbare große Hufeisengletscher unter der Nordwand des Koh-i-Mondi dürfte diese Größe wesentlich überschreiten. Trotz geringeren Reliefs reichen die Gletscher am Weranpaß (mittlere Grathöhe 4900 Meter) wesentlich weiter ins Tal, nämlich bis 4200 Meter. Dies wird seine Ursache in den hier schon stärkeren Monsuneinflüssen haben. An der Werankette wurden größere Hängegletscher beobachtet. Die Gletscher am Weranpaß sind wohl kaum länger als drei bis fünf Kilometer.

In den Seitentälern des Munjontales um Tilli und des Paruntales lassen sich Altmoränen in einer Höhe von 3300 bis 4000 Metern ausmachen. Fossile Gletscherschliffe wurden im Westlichen Paruntal in etwa 3600 Meter Höhe, 200 Meter über der heutigen Talsohle (V-Tal!) festgestellt. Markante Karbildungen mit zahlreichen Karseen treten vor allem im Gebiet des Weranpasses auf. Sehr weit verbreitet sind Blockmeere und Schuttströme.

Literatur:

Hinweise auf weitere Literatur und auf Kartenmaterial finden sich in den zitierten Arbeiten von Hasse, Rathjens und Scheibe.

Biller H.: Nürnberger Hindukusch-Kundfahrt 1959; Jb. DAV, 85, 130—136, München, 1960.

Diemberger K.: Kleine Chronik der Erschließung des Hindukusch; Der Bergkamerad, 24, 383—390, München, 1963.

Hasse D.: Vorläufiger Bericht über eine Hindukusch-Kundfahrt; Die Erde, 92, 59—70, Berlin W, 1961.

Huber O.: Traunsteiner Hindukusch-Kundfahrt 1961; Jb. DAV, 87, München, 1962.

Rathjens C.: Der afghanische Hindukusch; Jb. DAV, 80, 116—122, München, 1955.

Ruf J.: Bremer Hindukusch-Kundfahrt; Sonderheft der Sektion Bremen, Bremen, 1961.

Scheibe A.: Deutsche im Hindukusch; Berlin, 1937.

Schneider H. J.: Die Gletschertypen; Geographisches Taschenbuch 1962/63, 276—283, Wiesbaden, 1962.

Anschriften der Verfasser: Patzelt Walter, 8600 Bamberg, Oberer Stefansberg 49 h (Abschnitt I, III und Literaturverzeichnis); Ziegler Josef, 8602 Strullendorf, Tiergartenstraße 2 (Abschnitt II).

Kurdistan-Kundfahrt 1962 der Sektion Berggeist

VON BERNHARD MAIDL UND RÜDIGER STEUER

(Mit 4 Bildern, Tafel XXII, XXIII)

Einmal über den Alpenraum hinaus gelangen! Dieser Gedanke ließ uns sieben Sachsen nicht los. War uns vom Elbsandsteingebirge aus jede Möglichkeit genommen, so sollte in unserer neuen Wahlheimat München jeder Plan an der Finanzierungsfrage scheitern. Alle Jahrbücher und alpinen Zeitschriften kämmten wir durch: Hindukusch, Ruwenzori, Anden — dazu reichte es nie. Doch das Zentralkurdische Hochgebirge war seit Jahren von Expeditionen vergessen worden. Viele sagten: unlohnende Schuttberge — bis wir Leute fanden, die dort waren. Wir sahen Bilder, hörten von Gebirgsstöcken, „die in den Alpen ihresgleichen suchen". Dort sollten noch mehrere unerstiegene Gipfel sein, und die gewaltigen Wände des Resko — das alles schien den Einsatz zu lohnen. Unser Ziel stand fest. Daß wir hart dafür arbeiten müßten, war uns allen klar. Die Sektion Berggeist sagte uns Hilfe und Unterstützung zu, auch der Deutsche Alpenverein und die Sektion München wollten helfen. Doch das war erst ein Viertel der Kosten; der Rest blieb für uns.

Teilnehmer: Aus der Sektion Berggeist kamen Hansjörg Gleisberg, Bernhard Maidl und Walter Schlabschi. Dieter Scheibe und Rüdiger Steuer gehörten der Sektion München an, während Dieter Grundig und Gernot Hänig Mitglieder der Sektionen Stuttgart bzw. Rheinland-Köln sind.

Bisherige Kundfahrten:

Das Zentralkurdische Hochgebirge ist ein Teil des ostanatolischen Taurus ganz im südöstlichen Zipfel der Türkei zwischen Iran und Irak. Schon früh war das Bergland durch Engländer und Amerikaner bekannt, die die Beziehungen zwischen ihren hier versprengten Glaubensbrüdern von der Sekte der Nestorianer noch aufrechterhielten. Diese Täler waren die Heimat dieses Neusyrisch sprechenden Volkes, Christen aus vorislamischer Zeit. Einige zerfallene Dörfer, ehemals gut angelegte Bewässerungsanlagen und Kirchen sind heute die traurigen Reste. Inzwischen wurde das gesamte Gebiet von Kurden besiedelt, die hier im Schutze der schwer zugänglichen Berge einen geeigneten Ausgangspunkt für ihre Freiheitskämpfe haben.

F. R. Maunsell brachte die erste Kartenskizze nach Europa, auch liegt ein Bericht von einer bis hierher vorgedrungenen russischen Abteilung aus dem ersten Weltkrieg vor. Ihr Verdienst ist auch die weitgehende Erforschung der Burg Tuschba bei Van, die schon um 700 v. Chr. erbaut wurde. 1936 durchquerte der schwedische Geograph J. Frödin das Gebiet, doch erst 1937, durch die Kundfahrt des Akademischen Alpenklubs Innsbruck unter Leitung von Dr. Hans Bobek, begann die eigentliche bergsteigerische und wissenschaftliche Erschließung des Zentralkurdischen Hochgebirges. Alle weiteren kartographischen, aber auch geologischen und morphologischen Erkenntnisse lehnen sich an die Forschungsarbeit Dr. Bobeks und seiner Kameraden an.

Unter M. M. Blumenthal betätigte sich 1952 eine Gruppe Forscher längere Zeit im Osttaurus südlich Vansees. Dieses Unternehmen hatte jedoch mehr wissenschaftlichen als alpinen Charakter.

Wegen Einreiseschwierigkeiten konnte die Anatolien-Kundfahrt des DAV 1953 (vgl. Bögel & Henkel, 1954) erst Anfang Oktober bis Hakkari vordringen. Wenige Tage blie-

ben ihnen nur noch für ihre geplanten Unternehmungen. Es setzte schlechtes Wetter ein. Um nicht fünf bis sechs Monate von der Außenwelt abgeschlossen zu werden, wurde alles Weitere abgebrochen.

Die Kundfahrt der Naturfreunde Österreichs 1956, geleitet von Ernst Bachinger, und die Hakkari-Kundfahrt 1958, durchgeführt von der Akademischen Berg- und Skigemeinschaft im ÖTK unter Leitung von Dr. Fritz Heinrich, brachten wissenschaftlich als auch bergsteigerisch gute Ergebnisse nach Hause.

Für uns blieb die Aufgabe, eine Nachlese zu halten.

Kurdistan-Kundfahrt 1962

Alle bisherigen Kundfahrten klagten über enorme Einreiseschwierigkeiten sowie über die schlechten örtlichen Verkehrsverhältnisse. Die so-türkischen Straßen haben sich gebessert, es ist damit zu rechnen, daß sie in den kommenden zwei Jahren den anderen türkischen Straßen angeglichen werden. Die Einreiseschwierigkeiten lösten wir anders. Seit 1961 hatte das türkische Innenministerium alle schon damals harten Bestimmungen nochmals verschärft. Ein Auskunft der deutschen Botschaft in Ankara nahm uns jede Hoffnung auf eine Genehmigung. Also fragten wir nicht weiter, sondern fuhren ohne Erlaubnis. Die Schwierigkeiten, mit einem Fahrzeug bis Yüksekova zu gelangen, sind trotz zahlreicher Militärposten nicht „so" groß — doch spätestens in Yüksekova möchte die Polizei eine Genehmigung sehen.

Zwölf Tage nach unserer Abreise aus München erreichten wir in unseren zwei gebraucht gekauften VW-Bussen über Jugoslawien, Griechenland, Istanbul, Ankara, Samsun, Trabzon, Agri, Van — Yüksekova, Ende der Zivilisation und Ausgangspunkt unserer Bergfahrten. Ein „Stadt" auf der gleichnamigen, etwa 800 qkm großen Hochebene, 2000 m über NN, umgeben von Dreitausendern und Viertausendern. Die Angst, noch ertappt zu werden, trieb uns weiter, doch nirgends fanden wir den auf der Straßenkarte eingezeichneten Weg nach Oramar. Von dort wollten wir beide Gebirgszüge, Cilo- und Sat-Dag, angehen. Die befragten Türken am Straßenrand wußten nichts von diesem Weg. Sie führten uns zum Yüsbaschi (Hauptmann) eines Militärlagers. In der Offiziersschule hatte er ein wenig Deutsch gelernt, so daß er nach vielen Erklärungen begriff, weshalb wir hierhergekommen waren. Lange riet er uns ab: Sperrgebiet, Kurden, Bären — ein Grund triftiger als der andere! Erst als er merkte, wie wenig wir von unserem Vorhaben abzubringen waren, erklärte er sich bereit, zu helfen. Als Deutsche hatten wir es nicht schwer, seine Gäste und in wenigen Stunden sogar seine Freunde zu werden. Für diese Nacht schliefen wir gut bewacht und ohne Sorgen um die Autos. Ab morgen sollten sie hier zurückgelassen werden.

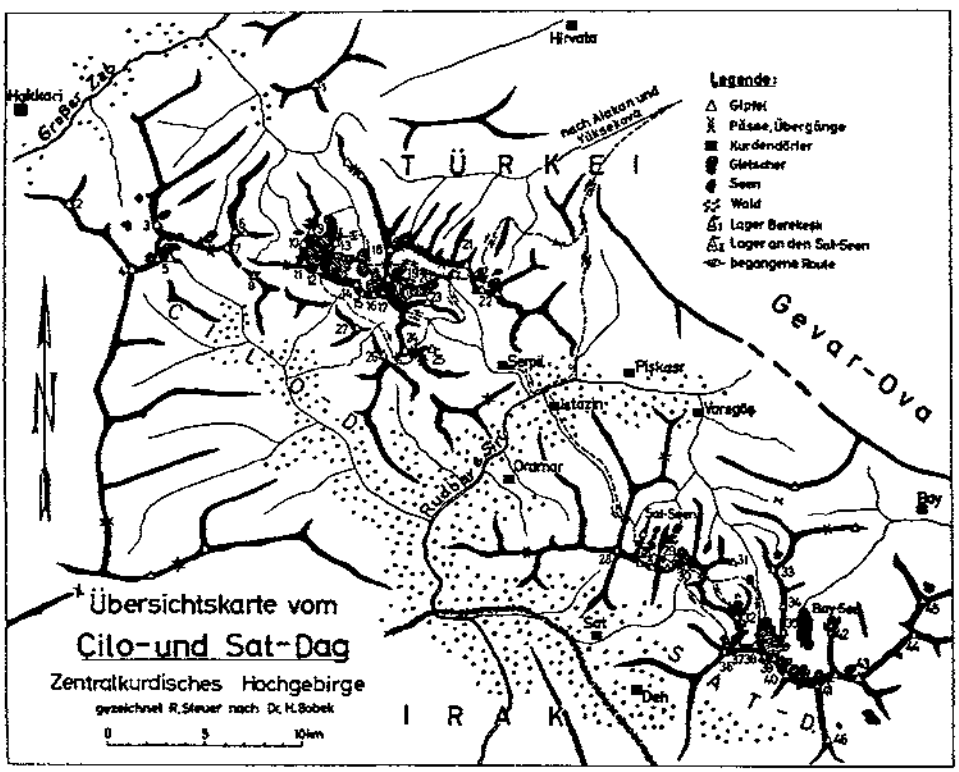
Cilo-Dag

Am nächsten Morgen, kurz vor der Abfahrt mit dem Militärjeep nach Alakan, einem Kurdendorf, kam die Polizei. Lebhaft gestikulierend redete unser „General", wie wir den Yüsbaschi nannten, auf die Polizisten ein. Am Ende mußten wir rasch unsere Namen auf ein Stück Papier schreiben, und ab ging es. — Erleichtert atmeten wir auf. Wären wir gestern zur Polizei statt zum Militär geschickt worden, wir befänden uns wohl längst auf dem Rückweg.

In Alakan war der „General" gut bekannt, das ganze Dorf lief zusammen. Er verhandelte wegen der Tragtiere und sprach mit Abdulmedcid, dem Dorflehrer, der schon 1958 die Kundfahrt der Österreicher begleitet hatte; diesmal sollte er wieder dabei sein.

Am 15. August verließen wir gegen 7 Uhr Alakan. Die Pferde waren gut bepackt, wir fast noch besser. Um Geld zu sparen, trug jeder von uns 30 bis 35 kg. — Zuerst kamen wir

ganz gut voran, doch bald war es, schon allein wegen der Hitze, kaum noch auszuhalten. Wie angenehm, einen Tropenhelm auf dem Kopf zu haben! — Die Berghänge wirkten sehr kahl hier oben. Wir fanden nur noch verstreut wachsende Disteln, diese aber in den schönsten Farben. — Am Abend gelangten wir trotz langer Mittagsrast müde ins kurdische Zeltdorf Binsul. Auch die Pferde fühlten sich wohler, die Lasten losgeworden zu sein. Frischer Joghurt munterte uns etwas auf. Bald krochen wir in die Zelte. Nichts konnte uns mehr am Schlafen hindern. Von draußen hörten wir Lärm und Streit. Gegen 2 Uhr erwachte ich durch merkwürdige Geräusche. Als ich verschlafen hinaussah, zogen Scharen bewaffneter Männer, dahinter Frauen, mit Hausrat beladen und Kindern an der Hand, an unseren Zelten vorbei. Früh erfuhren wir, daß die Bewohner des oberen Dorfteils mit jenen des unteren in Streit geraten und deshalb über Nacht ausgezogen seien. Unser Mulitreiber erzählte, solche Streitigkeiten, ja sogar Kämpfe zwischen kurdischen Ortschaften seien keine Seltenheit.



1	Kandal-Dag	3300 m	16	Bobekspitze	3950 m	32	Ser e Maidan e Schedri	3530 m
2	Sümbül	3460 m	17	Resko	4170 m	33	Gavarspitze	3500 m
3	Kisara	3680 m	18	Maunsellspitze	3860 m	34	Reniapelispitze	3440 m
4	Schwarzwand	3530 m	19	Berggeistspitze	4050 m	35	Natalispitze	3400 m
5	Breitwand, Ostgipfel	3530 m	20	Schwarzspitze	3700 m	36	Cia e Mazan	3725 m
	Breitwand, Westgipfel	3540 m	21	Kelevnecil	3800 m	37	Ser e Sem e Sati	3700 m
6	Paßgipfel	3360 m	22	Gallianu, Ostgipfel	3630 m	38	Gavarukspitze	3700 m
7	Paßgipfel, Ostgipfel	3340 m	23	Reskokopf	3750 m	39	Cia e Hendevade, OG.	3810 m
	Paßgipfel, Westgipfel	3360 m	24	Braunspitze	3600 m		Cia e Hendevade, WG.	3800 m
8	Rampenkopf	3140 m	25	Celevnebik-Dag	3510 m	40	Bayspitze	3750 m
9	Seespitze	3460 m	26	Teallano-Dag	3470 m	41	Eiskarspitze	3470 m
10	S-D Frauenfinger	3670 m	27	Tuna-Danil	3400 m	42	Elma-Dag-Spitze	3290 m
11	S-D Mittelgipfel	3770 m	28	Gomonki Sati	3230 m	43	Knoten	3550 m
12	Suppan Durak	4060 m	29	Cia e Dis	3360 m	44	Seespitze	3350 m
13	Eckpfeiler	3700 m	30	Sergera	3300 m	45	Horn	3420 m
14	Wandspitze	3850 m	31	Rundkopf	3230 m	46	Semizinanspitze	3400 m
15	Schneesattelspitze	3900 m						

Die Pferde waren gegen Mulis getauscht worden; sie eigneten sich besser für den nun folgenden steileren Weg. Nachdem wir am frühen Nachmittag den letzten Paß überschritten, öffnete sich plötzlich vor uns der Blick zu „unserem Gebirge". Wir waren überrascht und erfreut von dem Anblick, Gipfel an Gipfel, mauergleiche Wände, wild zerhackte Grate, mächtige Gletscher und Firnhänge, tiefeingeschnittene Täler — ein faszinierendes Panorama. Wir pflichteten Ernst Bachinger bei, der in einem Aufsatz über dieses von ihm 1956 besuchte Gebiet schreibt „ . . ., das sich an Großartigkeit und alpiner Pracht mit den schönsten Gruppen der Ostalpen messen kann".

Am Abend stand unser Hauptlager Berekesk (Name einer verfallenen kurdischen Siedlung) am Fuße des bizarr zerrissenen Resko-Gletschers, hinter dem sich der gewaltige Absturz der Resko-Nordostwand erhebt. Zweifellos wäre für das Gesamtgebiet des Cilo-Dag ein Lager im Tal des Suppan-Durak-Gletschers günstiger gewesen. Ein Durchstieg der Resko-Nordostwand war jedoch schon zu Hause geplant. Am wenigsten begriff Abdulmedcid, was wir hier wollten. Die Resko-Mauer durchsteigen zu wollen, erschien ihm geradezu lächerlich.

In den nächsten zwei Tagen erstiegen wir einige Gipfel der Umgebung, um das gesamte Gebiet überblicken zu können. Unter anderem gelang uns die Erstbesteigung der 3700 m hohen Schwarzspitze über die NO-Kante, Schwierigkeitsgrad III oder IV, 800 m schöne Kletterei. Kuno (Hansjörg) und Dieter erkundeten eine Möglichkeit, um über den zerklüfteten Resko-Gletscher bis zur Nordostwand zu gelangen.

Am 19. August kann der Angriff erfolgen. Nicht allzufrüh balancieren wir zu viert über den Kamm einer Seitenmoräne zu einer sechzig Meter hohen Wandstufe, über die wir in mittelschwieriger Kletterei auf den Gletscher gelangen. Ich kenne die Stelle bereits vom Aufstieg zur Schwarzspitze. So haben wir rasch den Gletscher erreicht und tasten uns mit angeschnallten Steigeisen zwischen den Spalten weiter. Dauernd kracht und knistert es. Bald nach Mittag stehen wir vor einem kurzen, steilen Aufschwung, über den wir zur Wand kommen. Die Nordostwand gliedert sich in zwei markante, schon vom Lager her sichtbare Zonen, die dunkle untere und helle obere. An einer auffälligen schwarzen nach rechts geneigten Rippe wollen wir's versuchen. Wir schleichen über eine Eisbrücke. Dann haben wir festen Fels in den Händen. Entlang der Rippe geht es in leichtem Gelände schnell aufwärts zu einem großen Kessel. Bei einem kleinen Pfeiler steigen wir in eine Verschneidung ein, queren nach einer Seillänge links hinüber und erreichen durch eine Rißfolge gegen 17 Uhr ein markantes, die gesamte Wand querendes Band.

Der dunkle Wandteil ist unser. Während Rüdiger und ich, die Helligkeit ausnutzend, den Weiterweg suchen, haben Dieter und Walter die Aufgabe, einen Biwakplatz ausfindig zu machen. Oberhalb des Bandes hängt alles über. Trotzdem läßt sich eine einigermaßen gangbar aussehende Möglichkeit finden. Kurz vorm Dunkelwerden sind wir wieder bei den beiden Freunden. Sie haben inzwischen einen annehmbaren Biwakplatz gebaut. Nicht mehr lange, und es wird finster. Schon vor der verabredeten Zeit geben wir unsere Blinkzeichen ins Tal. Die Kameraden am Zelt erwidern die Signale. So wissen sie, daß alles in Ordnung ist.

Die Augustnächte sind in Kurdistan sehr günstig zum Biwakieren. Vor einem Wettersturz brauchen wir keine Angst zu haben, und die Kälte ist selbst am Morgen einigermaßen erträglich. — Gegen 5 Uhr schüttelt es uns trotzdem hinaus. Nach einem kräftigen Frühstück rüsten wir zum Aufbruch. Ein Quergang nach rechts leitet uns zu der noch am Abend erkundeten Rißverschneidung. In ihr steigen wir einige schwierige Seillängen empor zu einer Höhle. Der Fels ist sehr fest und glatt, oft muß ein Haken weiterhelfen. Immer wieder hängen Rucksack oder Pickel fest, bis wir uns endlich entschließen, beides über zwei Seillängen zu hieven.

Vorbei an einigen Grattürmen halten wir uns links und kommen zu einer schrägen, kompakten Platte, die nach herrlicher Reibungskletterei mit einer Schulter rund fünfzig Meter unter dem Gipfel endet. Schnell werfen wir unsere Schlosserei weg — es ist 11 Uhr,

wir stehen auf dem 4170 m hohen Gipfel, dem dritthöchsten Berg der Türkei. 600 m unter uns liegt der Gletscher. So haben wir den Resko, an dem es bisher nur den Normalaufstieg gab, um einen lohnenden Kletterweg bereichern können. Seine Schwierigkeit ist meist IV, manchmal leichter und einige Seillängen V (über dem großen Kessel und dem markanten Band in der Wandmitte). — Wir warten noch auf die drei Gefährten vom Zelt, die sehr früh aufgestanden sind, um mit uns auf dem Gipfel zu stehen. Über den Normalweg kommen sie herauf.

Entspannt sitzen wir in der warmen Sonne und schauen auf die vielen Kalkberge im Rund. Wieviel tausend Kilometer liegt die Heimat entfernt? Doch wie heimatlich fühlen wir uns in dem den Alpen so ähnlichen fremden Gebirge. Viele lohnende Grate, Kanten und Wände, wie die Resko-NW-Wand, die Schwarzspitze-N-Wand, die Berggeistspitze-N-Kante und andere können hier in festem Gestein noch durchstiegen werden. Ein Dorado der Felskletterei! Hinter uns im Südosten ragen die Berge des Sat-Dag und versprechen noch manche schöne Gipfelfahrt. Tief unter uns liegt das Lager, wo Abdulmedcid auf uns wartet. Sicherlich wird er uns mit einem Schuß aus seiner alten Büchse begrüßen, wenn wir zurückkommen.

Es folgen noch mehrere Klettertouren im Gebiet des Cilo-Dag: fünf weitere Erstbesteigungen, darunter die 4050 m hohe Berggeistspitze, die wir durch ihre NO-Verschneidung (V) erstiegen.

Am 28. August standen die Mulis wieder vor den Zelten. Etwas leichter bepackt, traten wir den Rückweg nach Alakan an. Von dort wanderten Kuno und Walter in dreieinhalb Stunden auf die andere Seite der Hochebene nach Yüksekova, um uns am nächsten Tag mit dem Auto abzuholen. Auf der Fahrt eröffnete uns der „General", der wieder mitgekommen war, wir müßten uns beim Polizeichef von Hakkari vorstellen.

Hakkari

Schlimmes befürchtend, fuhren wir am nächsten Tag in die 80 km entfernte Bezirksstadt Hakkari. Es war der 30. August — ein großer Feiertag des türkischen Militärs. Nach alter preußischer Musik marschierten Soldaten an einer Tribüne mit Sonnendach vorbei. Der Deutschlehrer des Gymnasiums Hakkari kam uns entgegen und bat uns, an den Feierlichkeiten teilzunehmen. Wenig später saßen wir zwischen den türkischen Offizieren, und es entfaltete sich eine rege Unterhaltung.

Gegen Mittag wurden wir dem Polizeichef vorgestellt. Nachdem wir uns schon längere Zeit bei Tee unterhalten hatten, fragte er nach unserer Aufenthaltserlaubnis. Nun war es soweit. Was sollten wir sagen? Am besten jedenfalls weder ja noch nein. Sein Gesicht nahm einen nachdenklichen Ausdruck an. Aber unversehens begann er zu lachen. Der Deutschlehrer übersetzte uns, der türkische Innenminister habe nach Hakkari geschrieben; ob wir wohl die Forschergruppe seien, die schon 1961 hier angemeldet sei? Nun, wir hatten keine Einwände. Der Polizeichef hingegen war erfreut, daß wir nach so langer Zeit doch noch gekommen wären. — Beim Verabschieden fragten wir vorsichtig, ob wir noch vierzehn Tage in den Bergen des Sat-Dag klettern dürften. „Besteigen Sie alle Berge, die es hier in der Türkei gibt!" und eine Genehmigung für den Ararat war seine Antwort, obwohl für das Araratgebiet eigentlich der Wali von Agri zuständig ist. Als gute Freunde verabschiedeten wir uns, um am nächsten Tag schon für den Sat-Dag zu packen.

Sat-Dag

Der Sat-Dag sieht wegen seiner schlanken Spitzen und Hörner sowie der vielen kleinen und großen Gletscher noch schöner aus als der Cilo-Dag. Häufig auftretender Schiefer und Eruptivgesteine erlaubten aber außer wenigen Ausnahmen keine so schönen Klettereien,

wie wir sie im Cilo-Dag vorgefunden hatten. Siebzehn Gipfelbesteigungen, teils auf neuen Routen, waren trotzdem ein guter Erfolg. Zwei Tage früher als geplant brachen wir unsere Zelte ab und marschierten mit den Muli zurück nach Alakan.

Schon auf dem Hinmarsch zum Sat-Dag war Dieter Scheibe krank geworden. Mit Kuno zusammen kehrte er um. Nach einigen Tagen fühlte sich Dieter wieder besser. So wollten sie doch noch die eine oder andere Tour mit uns unternehmen und hatten sich zu unserem Lager an den Sat-Seen aufgemacht. Wir befanden uns zu der Zeit aber bereits auf dem Rückweg. Wegen eines Kurdenstreites mußten wir einen Umweg gehen und verfehlten uns deshalb. Dieter aber war inzwischen wieder so schwach geworden, daß sie umkehren mußten. Auf einem Muli brachte ihn Kuno zurück nach Yüksekova, wo wir auf die beiden warteten. Sofort fuhren wir den Freund nach Van ins Krankenhaus. Dort behandelte man ihn auf grippale Infektion. Da sich aber nichts besserte, mußte er über Ankara nach München geflogen werden. Eine schreckliche Vermutung bewahrheitete sich: Kinderlähmung.

Dem Polizeichef von Van, dem Krankenhauspersonal und unserem „General" Fikret Larçin sind wir zu Dank verpflichtet. Nur mit ihrer Hilfe gelang es auch, die Schwierigkeiten um den Rückflug zu überwinden.

Bisher hatten wir ständig viel Glück gehabt. Mit Dieters Wegfallen aber war es aus damit. Eines der Autos lief auf seinen Paß. Wir warteten wochenlang auf die Umschreibung, bis Kuno und Rüdiger schließlich von Teheran extra nach Ankara fuhren, um die Genehmigung für die Weiterfahrt mit dem Wagen zu erwirken. Während der langen Wartezeit bestiegen drei von uns den 4434 m hohen Suphan-Dag am Van-See. Wir anderen versuchten, einen 16-mm-Film über das kurdische Volk zu drehen.

Auf dem Ararat

Walter begleitete Dieter nach Ankara. Nachdem er ihn für den Weiterflug bis München in guten Händen wußte, flog er zurück. Wir holten ihn vom Flugplatz Agri ab, und noch am gleichen Tag ging's weiter, Richtung Ararat. Nur e i n Blickfang bietet sich von der sonst so eintönigen Straße — der schneebedeckte, königliche Ararat. Seine Gestalt und die Lage sind einzigartig. Ganz frei, ohne bedeutende Vorberge, hebt sich der schon seit langem erloschene Vulkan aus der Ebene weit empor. Sein Gipfel ist fast ständig in Wolken gehüllt. Die Türken nennen ihn Büyük Agri Dag, d. h. den großen, zerklüfteten Berg; die Armenier Masis, d. h. den Großen oder Erhabenen und die Perser Ko-i-Nu, d. h. den Berg Noah. Seine Erstbesteigung gelang bereits 1829 durch den in russischen Diensten stehenden Deutschen Friedrich Parrot, den Russen Fjodorow und sechs Begleiter. Etwa die 21. Besteigung machte 1894 der in diesem Jahr mit dem goldenen Edelweiß geehrte Willi Rickmer-Rickmers.

Alle früheren Besteigungen erfolgten von der russischen Seite, von Norden her. Heute ist Dogubayazit wegen der am Fuß vorbeiführenden Transitstraße der geeignetste Ausgangspunkt. Nach dem zweiten Weltkrieg zogen viele zur Besteigung des Ararats aus. Bis auf wenige Ausnahmen kamen sie jedoch unverrichteter Dinge zurück. Wegen des „Eisernen Vorhangs" ist hier militärisches Sperrgebiet; für die Besteigung bedarf es einer Zustimmung des türkischen Innenministeriums. Dort freilich wird man von einer Woche auf die andere vertröstet, und zu guter Letzt bekommt man die Erlaubnis gewöhnlich doch nicht.

Trotz der Genehmigung des Wali von Hakkari biegen wir von der internationalen Fernstraße nach Norden, Richtung Igdir, ab. Es ist besser, wir lassen uns nicht sehen. Wenige Kilometer befahren wir diese Straße, um dann kurzerhand durch die Steppe in Richtung Bergfuß zu fahren. Aus zeitlichen Gründen — und nicht nur deshalb — wollen wir möglichst nahe an den Berg heran. So geht es im zweiten Gang und zuletzt im ersten über „Stock und Stein". Am Lenkrad sitzt unser bewährter Geländefahrer Kuno. Die

letzten befahrbaren dreihundert Meter werden mit einem Lotsen zurückgelegt; einer von uns läuft voraus und weist den Weg, denn das leicht ansteigende Gelände ist mit bis halbmannshohen Lavabrocken übersät. Etwa zwei Kilometer vor den Vorbergen des Araratmassivs schlagen wir das Lager auf. Unser treuer VW-Bus darf ausruhen!

Noch am Abend erkunden wir mit den Gläsern die Aufstiegsroute, eine Felsrippe in der Südflanke, die fast schneefrei bis zum Gipfel hoch leitet. Für zwei bis drei Tage wird Proviant gefaßt. Unsere Hauptsorge ist — diesmal besonders — der ohne Bewachung zurückbleibende Wagen. Als wir vor ein paar Wochen vom Suphan-Dag zurückkamen, fanden wir ihn aufgebrochen vor. Vorbeikommenden Schafhirten erzählten wir daher zur Abschreckung, wir seien im Auftrag der türkischen Armee hier.

Am 23. September brechen wir gegen ½7 Uhr auf. Gernot hat wie schon bei der Durchsteigung der Resko-Nordostwand das große Pech, durch Krankheit auszufallen. Er schleppt sich bis in die Vorberge mit, verzichtet dann aber. Schade, daß er zurück muß! Man steigt nicht jeden Tag auf einen Fünftausender.

Endlos kraftzehrende „Schläuche" sind schon die Täler der Vorberge, die sich wie Fangarme der Polypen um den Berg ausbreiten. Dazukommen die flimmernde Hitze und der akute Wassermangel. Fehlende Quellen sind ja ein typisches Merkmal der Vulkanberge. Wir steigen über lose geschichtete Geröllmassen; der Ararat ist ein großer Steinhaufen. Somit wird der Aufstieg zur Konditionssache. Über 4000 m spüren wir schon die dünnere Luft, das Herz klopft rascher. Jeder geht mehr oder weniger für sich. Es ist 16.30 Uhr, als wir alle beisammen sind. Wir hätten noch die Möglichkeit, den Gipfel zu erreichen, um dann im Abstieg unter der 4000-m-Grenze zu biwakieren. Doch die 3100 Höhenmeter, die wir an diesem Tag überwanden, dazu das dauernde Nachrutschen des Schuttes, hatten nicht wenig an unseren Kräften gezehrt. Wir beschließen zu biwakieren — etwa in 5000 m.

Nach Kurdenart bauen wir an einem großen Felsblock einen halbkreisförmigen Steinwall, der uns vor dem ärgsten Wind schützen soll. Jeder hat dabei etwas zu tun, und bald schon ziehen wir in unser „Haus" ein. Drinnen ist es freilich sehr eng. Als die Sonne verschwindet, wird es bitter kalt. Die Nacht wird endlos. So klappern wir in den neuen Tag hinein. Zurück liegt unser kältestes Biwak bei minus 10 bis 15 Grad. In unserer Schmelzwasserbüchse finden wir nur noch Eis. Wie gut wäre jetzt der Kocher, den wir bloß aus Bequemlichkeit nicht mitnahmen.

Nach zweihundert Metern bereiftem Fels folgt ewiger Schnee. Rechts und links von unserer Rippe beginnt er schon wesentlich tiefer. Wir schnallen Steigeisen an. Nur Kuno muß ans Seil, er hat keine Eisen mit. Es ist noch immer kalt, ein scharfer Wind bläst. Endlich erreicht uns die Sonne. Nun wächst auch der Auftrieb wieder. Über ein glashartes, mäßig steiles Firnfeld erreichen wir einen Sattel. Jetzt erkennen wir, daß der Hauptgipfel, nach dem Erstbesteiger Parrotspitze genannt, etwas weiter hinten liegt. Fünfzig Höhenmeter sind es noch bis hinauf. Berg Heil! Wir stehen auf dem Ararat. 5300 m zeigt unser Höhenmesser gegenüber den vermessenen 5165 m. Es ist 8.30 Uhr. Trotz des eisigen Windes ist es herrlich. Mehr als 3000 m unter uns das schmutzige Grün und Braun der Vorberge und der Ebene. Irgendwo im Norden müssen im Dunst der Ferne die kaukasischen Berge liegen.

Eine halbe Stunde lang dehnen wir die Gipfelrast. Spät am Nachmittag sind wir wieder im Lager, müde — aber überglücklich. Gernot können wir leider keinen Holzspan von der Arche Noah mitbringen, die einst hier gelandet sein soll. Aber den Ararat, den haben wir „in der Tasche". Mit dieser Freude fahren wir am Abend weiter.

Von Persien nach Hause

Den letzten Monat unserer Kundfahrt sollte das Elbursgebirge ausfüllen. Ein Überfahren der türkisch-persischen Grenze war für das eine Fahrzeug immer noch nicht mög-

lich. So mußten wir den Plan für Demawend und Alam-Kuh aufgeben, obwohl sich die persischen Bergsteiger in Teheran viele schöne Touren für uns ausgedacht hatten.

Auf dem Rückweg sahen wir den Ararat schon bis weit hinunter verschneit. Erleichtert blickten wir zurück, als alle Pässe des anatolischen Hochlands nach einer Nonstopfahrt von Dogubayazit bis Mersin am Mittelmeer hinter uns lagen. Das dort zu dieser Jahreszeit (Mitte Oktober) noch lauwarme Wasser wärmte die von den nächtlichen Schneestürmen hinter Erzerum durchfrorenen Glieder wieder auf.

Nur noch wenige Tage, und die große Fahrt lag hinter uns. Das große Erlebnis der endlosen Straßen, der Berge und Menschen — nun war es Vergangenheit, eine einzig schöne Erinnerung. Nur Dieter liegt noch immer im Krankenhaus. Bei ihm sind unsere ernsten Gedanken und Hoffnungen.

Besteigungen:

1. Cilo-Dag-Gebiet:

„Schwarzspitze"* 3700 m, 1. Besteigung, Ostkante III, 17./18. 8. Kelevncil 3800 m, Aufstieg unschwierig, 19. 8. Resko 4170 m, 1. Begehung, Nordostwand IV—V, 19./20. 8. Resko 4170 m, Normalaufstieg unschwierig, 20. 8. „Delik-dere-Paß" 3400 m, 1. Überschreitung III, 22. 8. Suppan-Durak 4060 m, 2. Begehung, Nordkante IV—V, 23./24. 8. „Teallano-Dag" 3470 m, 1. Besteigung, Nordseite unschwierig, 24. 8. „Braunspitze" 3600 m, 1. Besteigung, Ostkante II, 24. 8. „Celevnebik-Dag" 3510 m, 1. Besteigung, Westkante III, 24. 8. Resko-Kopf 3750 m, Westgrat II, 25. 8. „Berggeistspitze" 4050 m, 1. Besteigung, Ostverschneidung IV—V, 26. 8.

2. Sat-Dag-Gebiet:

Drei unbekannte Gipfel bei den Sat-Seen: 3300 m, Südseite II, 3. 9. 3410 m, Ostkante II, 3. 9. 3390 m, Westseite I, 3. 9. Cia e Dis 3680 m, 1. Begehung, Südostkante III, 3. 9. Cia e Hendevade-Westgipfel 3800 m, 1. Begehung, Nordostrippe II—III, 5. 9. Cia e Hendevade-Ostgipfel 3810 m, Überschreitung I, 5. 9. Bayspitze 3750 m, Südseite, später Ostkante III, 5. 9. Gavarukspitze 3700 m, 1. Begehung, Westwand V, 6. 9. Ser e Sem e Sati 3700 m, 1. Begehung, Südwand IV, 7. 9. Cia e Mazan 3725 m, Nordwestgrat III, 7. 9. Ser e Maidan e Schedri 3530 m, Südwestseite II, 8. 9. Kleinere, wahrscheinlich schon bestiegene Gipfel: 3680 m, 3630 m, 3610 m, 3580 m, 3580 m 8. 9. Unbekannter Gipfel westlich der Sat-Seen 3250 m, Aufstieg unschwierig 10. 9.

3. Van-See-Gebiet:

Süphan-Dag 4434 m, von Osten, unschwierig 15. 9.

4. Osttürkei:

Ararat 5165 m, Südflanke, unschwierig 23./24. 9.

Literatur:

Bachinger E.: Im Hochgebirge Südanatoliens; Österr. Bergsteiger-Zeitung Nr. 11, S. 1 ff., Wien, 15. November 1956.

Blumenthal Mor. M.: Im südanatolischen Hochland zwischen Van-See und den Cilo-Ketten; Die Alpen, Seite 223 ff., Bern, 1954.

Bögel H. und *Henkel F.:* Bergfahrten im Zentral- und Ostanatolischen Taurus; Jahrbuch des DAV, Bd. 79, S. 39 ff., München, 1954.

* Bergnamen in „..." = unsere Benennung.

Bobek H.: Forschungen im zentralkurdischen Hochgebirge zwischen Van- und Urmia-See; Petermanns Geographische Mitteilungen, Heft 5, S. 152 ff. und 215 ff., Gotha, Mai 1938.
— Zentralkurdistan 1937; Mitteilungen des DAV, Heft 4, München, 1938.
Heinrich F.: Die Hakkari-Kundfahrt 1958; Österreichische Alpenzeitung, Folge 1308, S. 175 ff., Wien, November-Dezember 1959.
Imhof E.: Der Ararat; Die Alpen, S. 1, Bern, 1956.
Kuntscher H.: Erfahrungen und Ergebnisse der Kundfahrt des DAV und des AAKI in die zentralkurdischen Gebirge (1937); Österreichische Alpenzeitung, Folge 1198, 60. Jg., S. 225 ff., Wien, Oktober 1938.
— Jahresbericht des AAKI 1935—1938; Selbstverlag Innsbruck, 1938.
Rickmer-Rickmers W.: Ararat; Zeitschrift des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins, S. 315, Graz 1895.

Anschriften der Verfasser: Bernhard Maidl, München 42, Gotthardstraße 98, Rüdiger Steuer, München, Landwehrstraße 11.

Wohltemperierte Gesellschaft – geistesgeschichtliche und soziologische Hintergründe des Bergsteigens[1]

VON KARL GREITBAUER

Vor mehr als vierzig Jahren hat *Oskar Erich Meyer* in seinem Buch „Tat und Traum" die Beziehung des Bergsteigens zur Gesellschaft in Form einer Parabel zum Ausdruck gebracht. Und diese Parabel, betitelt „Die Beiden" — wobei er den einen, den Bergsteiger, gegen den anderen, den Stadtmenschen, setzt —, diese Parabel endet mit den vielsagenden Worten: „Ob ihr einander auch nie versteht."

Heute, nachdem viele Versuche, das Bergsteigen geistig zu erfassen, innerhalb der Bergsteigerbewegung selbst fehlgeschlagen sind, wird erneut die offene Frage „Bergsteigen und Gesellschaft" aufgeworfen. Und unser Thema ist es, über die geistesgeschichtlichen und soziologischen Hintergründe des Bergsteigens zu reden und diese Hintergründe in Beziehung zu bringen zur wohltemperierten Gesellschaft — d. h. zu einer Gesellschaft, die sich in einer geistigen Krise befindet, die künstlich gleichgemacht ist, die durch Säkularisierung der Arbeit und des organisatorischen Prinzips ihrer ursprünglichen und angestammten Möglichkeit, Mensch zu sein, weitgehend beraubt ist.

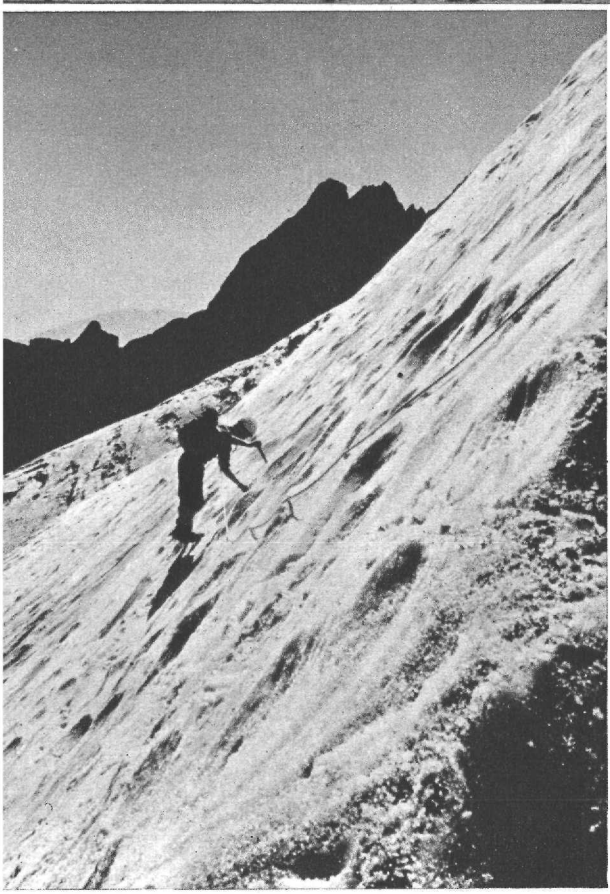
Eine Frage haben wir gleich an die erste Stelle zu rücken: Ist es nicht übertrieben, und fallen wir nicht einem hektischen Zug der Zeit zum Opfer, wenn wir von allen Dingen — und besonders von solchen, die vielen Leuten etwas Selbstverständliches sind — gleich die Hintergründe wissen wollen? Oder sind wir mit unserem geistigen Bemühen um das Bergsteigen etwa gar auf eine Stufe zu stellen mit dem Grüppchenkollektivismus, den *Robert Musil* anprangert, wenn er sagt: „Ich habe in der Tat in einem Gewerkschaftsblatt der Kellner etwas von der Weltanschauung der Gasthausgehilfen gelesen, die immer hochgehalten werden müsse[2]."

Wenn wir unsere alpine Literatur betrachten, in der sich die Ideen rund um Weg- und Wand- und Gipfelglück gruppieren, könnten wir fast dieser Meinung sein. Denn auch im Bergsteigen heißt es immer wieder, daß irgend etwas hochgehalten werden müsse, aber der Bergsteiger weiß nicht recht, was dieses Hochzuhaltende eigentlich ist.

Man nennt dies das „wahre Bergsteigertum". Aber man kann es nicht in Worte fassen, so daß sich in der Gesellschaft die Meinung fixiert hat, die Bergsteiger seien eine exaltierte Gesellschaftsgruppe, eine wirklichkeitsfremde Exklusivgruppe innerhalb des Gesellschaftsganzen. Und daß die Grundlagenforschung im Bergsteigen noch nicht einmal begonnen hat, hat seinen Grund nicht zuletzt darin, daß es sich die bisherigen Geister, die sich mit den prinzipiellen Fragen des Bergsteigens auseinandersetzten, sehr leicht gemacht haben. Die Bisherigen nämlich unterstellten das Bergsteigen dem Begriff „Sport". Dementsprechend ist für die Meinung der Gesellschaft das Bergsteigen dem erkennbaren Wesen nach eine Naturbewegung. Diese Sicht wird erhärtet durch die Erklärung von *Erwin Mehl*, der sagt, daß Bergsteigen hervorgegangen sei aus der „in den sechziger Jahren von England ausgehenden Sport- und Freiluftbewegung. Diese war ihrem Wesen nach eine gesunde

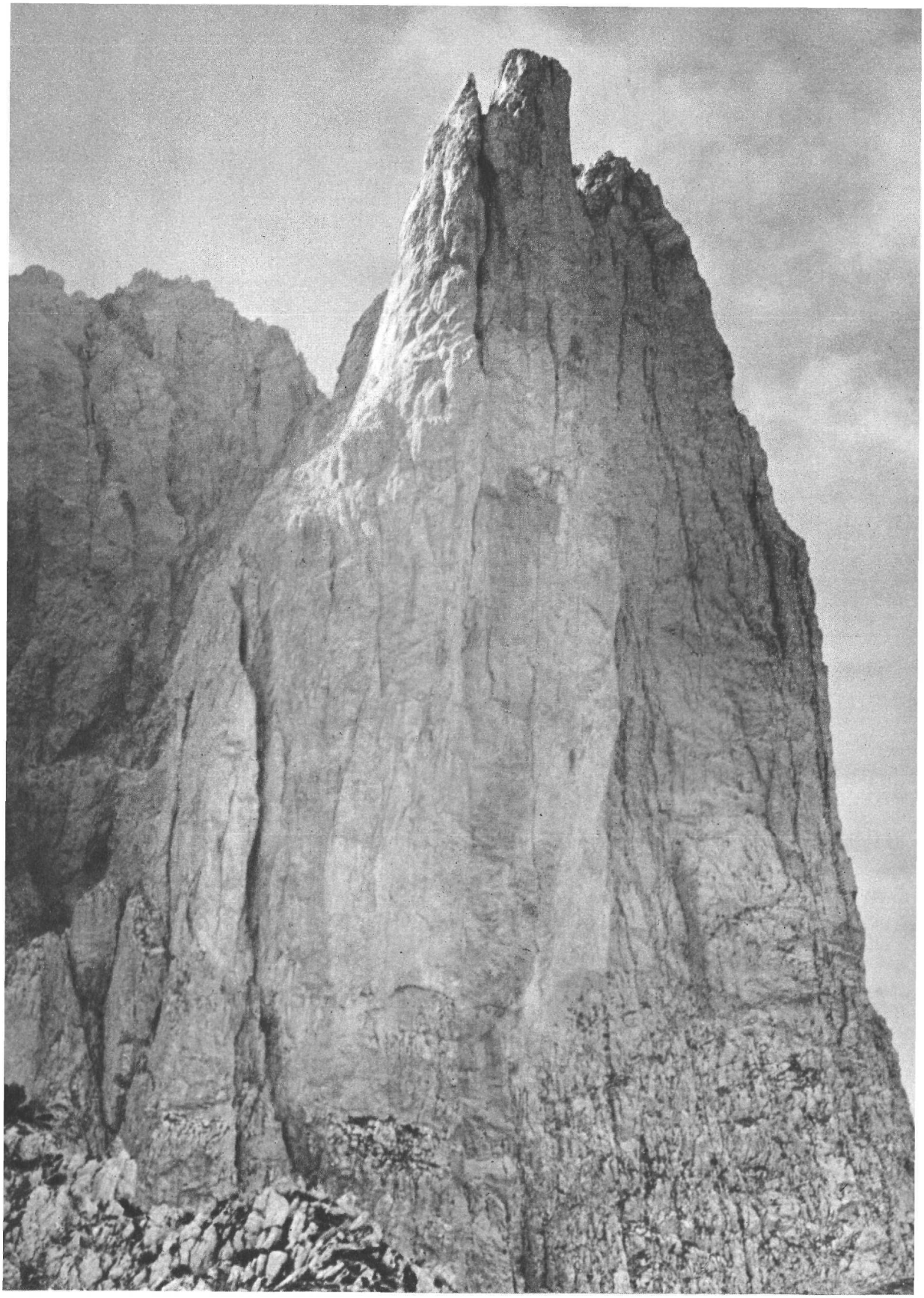
[1] Vortrag, gehalten in der Evangelischen Akademie zu Bad Boll, 1961.

[2] Robert Musil, Essay: „Leben im Babylon" in „Das hilflose Europa".



Oben: Ararat (5165 m) von Westen. Unten links: Aufstieg über den Gavaruk-Gletscher.
Unten rechts: Kurdenfamilie zu Besuch in unserem Lager (Aufn. B. Maidl)

Tafel XXIII



Der Mandlkogel im Gosaukamm. Rechts die Nordkante, an der Paul Preuß am 3. 10. 1913 abstürzte
Tafel XXIV (Aufn. W. Fischer)

Abwehr der Städter gegen die Naturentfremdung durch unsere Zivilisation, besonders durch die Industrialisierung. Als notwendiges Gegenmittel gegen die Verstädterung ergriff diese Bewegung allmählich die ganze zivilisierte Welt. Ihr verdankt auch das Bergsteigen seinen Charakter als Volksbewegung[3]."

Bergsteigen wird hier offensichtlich als *gegenläufige* Entwicklung zur Industrialisierung gesehen, als Reaktion auf den Zeitgeist aufgefaßt. Dieser Darstellung liegt jedoch ein Denkmodell zugrunde, das für unser Zeitalter typisch ist: Die mechanistische Auffassung einer Reaktion. Die Sache ist die: Man betrachtet heute mehr die Außenseite einer Reaktion, und das Medium, in dem sie sich vollzieht, wird einfach ausgeklammert. Dieses Medium aber ist hier der Mensch. Und von diesem Menschen zu behaupten, daß er sich in Abwehrstellung gegen die Industrialisierung befände, ist äußerst gewagt. Es fehlt nämlich der wichtigste Faktor für eine solche Reaktion, und das ist die *Prädisposition:* Das Unbehagen im technischen Zeitalter.

Es ist aber durchaus zweifelhaft, ob ein solches Unbehagen tatsächlich existiert. Nicht vielleicht ein Unbehagen eines einzelnen oder einer Gruppe, sondern das Unbehagen im technischen Zeitalter als Zeitphänomen. Einige Philosophen, Soziologen, Psychologen beantworten diese Frage teilweise mit Ja: Es gibt ein solches Unbehagen — d. h., es gibt es nicht nur, sondern es wirkt bereits in Form von gegenläufigen Strömungen gegen die Industrialisierung, z. B. in Form einer ästhetischen Primitivtendenz —, am deutlichsten sichtbar in der Kunst und im Wohnstil.

Mit einiger Berechtigung würde man auch das Bergsteigen den Äußerungen der Primitivtendenz angliedern können, und zwar in dem Sinne der Neigung zu einem ursprünglichen Leben, zu einem einfachen „Steinzeitleben". Und ich selbst bin der letzte, der die Möglichkeit, im Bergsteigen Primitivtendenzen auszuleben, übersieht. Ich bezweifle bloß, daß sie schon als eine *Reaktion* auf ein Zeitalter angesehen werden können, in dem wir noch nicht einmal die Stufen der *Anpassung* erreicht haben: Ist es doch unbestritten, daß wir in einem Zeitalter der Umwälzungen leben, die noch nicht abgesehen werden können, daß wir uns in einer Krise befinden, die, wie *Gehlen* ausführt, an Tiefgang nur mit der neolithischen Revolution verglichen werden kann, mit jener Anpassungskrise der Menschheit zur Zeit der Entdeckung des Ackerbaues und der damit verbundenen Aufgabe des nomadisierenden Jägerdaseins und Eintritts in die Seßhaftigkeit. „Man darf annehmen", sagt *Mircea Eliade* dazu, „daß es Jahrhunderte gebraucht hat, um die Folgen der schweren geistigen Krise vollkommen zu integrieren, die durch den Entschluß des Menschen, seßhaft zu werden, hervorgerufen wurde ... Nun stellen aber die technischen Entdeckungen der modernen Welt, ihre Beherrschung der Zeit und des Raumes eine Revolution ähnlichen Ausmaßes dar, und wir sind noch weit davon entfernt, ihre Folgen verarbeitet zu haben ..." [4]

Dieser Satz von *Mircea Eliade* erscheint mir wesentlich. Denn wenn wir noch weit davon entfernt sind, die Folgen jener Umwälzung verarbeitet zu haben, dann ist es auch verfrüht, jetzt schon von einer Reaktion des Menschen auf das technische Zeitalter zu reden, wo man nicht einmal noch seine Anpassung an dieses Zeitalter erfassen kann. Denn die Anpassung des Individuums an seine Umwelt und Mitwelt steht im Leben eines jeden einzelnen von uns an erster Stelle. Und erst wo diese Anpassung gestört ist, setzen rückläufige Bewegungen und Abwehrtendenzen ein. Daher erachte ich es für wenig weitblickend, bereits in den Anfängen der Industrialisierung, wo die Anpassungstendenzen in vollem Gange sind, von Abwehrtendenzen zu sprechen. Und wir befinden uns noch durchaus in den Anfängen der Industrialisierung, wenn sie auch schon das zweite Jahrhundert andauert. Denn die letzte Stufe, die Automatisierung, haben wir noch lange nicht erreicht.

[3] ÖAZ. 3/4, 1949, Folge 1244.

[4] Mircea Eliade, „Schmiede und Alchimisten".

Es ist aber auch gar nicht nötig, zur Erklärung des Bergsteigens einen Kontrastgedanken aufzugreifen, so sehr nach außen hin Bergsteigen und Industrialisierung auch kontrastieren mögen. Denn es ist geistesgeschichtlich wie auch historisch richtiger gesehen, wenn wir im Bergsteigen nicht eine der Industrialisierung gegenläufige Entwicklung, sondern eine der Industrialisierung gleichlaufende Erscheinung erkennen. Und das vermögen wir, wenn wir überlegen, daß auch die Industrialisierung, von der wir gleichsam wie von einem Phantom in der Welt reden, nichts letztes ist, sondern auch nur eine Erscheinung, ein Phänomen, und zwar das Phänomen des in den letzten zwei Jahrhunderten expansiv gewordenen menschlichen Geistes.

Und einer partiellen Äußerung dieses expansiven Geistes verdankt auch das Bergsteigen, gleichsam auf einem Nebengeleise, seine Entstehung und seine Entwicklung. Denn in einem Jahrhundert, in dem der Mensch daranging, eine — wie der Soziologe *Gehlen* sagt — stählerne und drahtlose Hülle um den Erdball zu spinnen, in einem solchen Jahrhundert würde es uns gewundert haben, wenn nicht auch der Mensch ein Netz von Wegen und Wegstrukturen in den Alpenkörper hineingewoben hätte. Und dieses Netz liegt heute in einer Vollkommenheit vor, die an wissenschaftliche Exaktheit grenzt. Es reicht von den breiten Zugangswegen zu den Standorten über die Übergänge, über die Jöcher und Scharten, über Normalwege auf Gipfel und Kuppen, über Firnschneiden, Grate, Wände, Kanten und Kamine bis hinein in die letzten Seilquergänge und Varianten der extremen „Sechserwände". Wie man dem Ausdruck „Sechserwände" entnehmen kann, ist dieses Netz nicht nur topographisch, orographisch und kartographisch festgelegt, sonderen bereits auch genormt. Und das, was heute im sogenannten außeralpinen Raum passiert und Bergsteigen genannt wird, ist nichts anderes als die zwingende Logik des expansiven Geistes: Der alpine Raum ist erforscht, nun wird der Rest erschlossen.

Der geistesgeschichtliche Hintergrund des Bergsteigens ist also nicht Flucht in die Natur als Unbehagen im technischen Zeitalter, sondern eine parallel zur geistigen Expansion der beiden letzten Jahrhunderte laufende, planmäßige, kontinuierliche Erschließung der Alpen.

Wenn wir aber sagen, Bergsteigen sei nicht Flucht in die Natur oder Reaktion auf die Industrialisierung, so opfern wir damit bewußt einen möglichen *individuellen* Aspekt zugunsten des größeren geistesgeschichtlichen. Denn es ist durchaus möglich, daß für irgendwelche Einzelindividuen Bergsteigen eine Flucht aus der Gegenwart in die Natur oder aber, weniger kraß ausgedrückt, ein bewußtes Aufsuchen einer primitiveren Lebensform bedeuten kann.

Ortega y Gasset weist in seinen Meditationen über die Jagd in diese Richtung. Er spricht dabei von einer Flucht aus der Gegenwart und begründet diese in der Kompliziertheit des jeweiligen gegenwärtigen Lebens, das in äußerst schwieriger und anstrengender Weise bewältigt werden muß und demgegenüber jedes andere vergangene Leben einfacher erscheint, weil bereits Lösungen dafür vorliegen, während für das gegenwärtige Leben die Lösungen selber gesucht, selber erkämpft und selber erhalten werden müssen. Und als einfachste Lebensform erscheint wohl dem heutigen Menschen das Primitivdasein in der Natur. Und das, könnte man in Abänderung der Worte *Ortega y Gassets* sagen, ist es, warum sie bergsteigen. Wenn sie der schwierigen Gegenwart und des vielfachen Scheiterns überdrüssig sind, wenn sie es müde sind, den Aufgaben des eigenen Lebens nachzukommen, nehmen sie den Rucksack und gehen hinaus in die Berge und gehen ganz auf in einem einfach zu bewältigenden Leben früherer Zeiten, als der Mensch noch Nomade war. Sie treten ein in eine ehrwürdige Welt ...

Dieser Aspekt jedoch ist nur vollziehbar als existentielle Projektion von einzelnen und als solche nur im Bergsteigen in seiner *heutigen Gestalt*. Denn wenn auch Bergsteigen ein Produkt des expansiven Geistes und seinem ursprünglichen Wesen nach Erschließertätigkeit ist, so ist das Bergsteigen in dieser seiner historischen Gestalt heute bereits etwas Abgeschlossenes, und nur in den fernen Alpinkörpern geht das Bergsteigen in seiner Ur-

sprünglichkeit weiter. In unserem alpinen Raum aber ist die Dynamik des expansiven Geistes zum Stillstand gekommen und Bergsteigen *Objekt* geworden. Denn das Bergsteigen der Pionierzeit war ein anderes als das heutige, und nach der großen Ablöse sind in das fertige Haus die Leute eingezogen: Wir Heutigen. *Maduschka* spricht in diesem Zusammenhang von einem Epigonentum der Zuspätgeborenen. Aber das ist eben der *typische Maduschka:* eine poetische Reflexion. Nach unserer Auffassung gibt es kein Epigonentum, denn das wäre ein Anachronismus. Sondern jede Generation wird in die ihr gegebene Situation hineingeboren, die sie allmählich mit ihrem Leben ausfüllt und damit wieder neue Situationen für andere schafft. Denn jedes neue Leben überschreitet, wie *Ortega y Gasset* sagt, jeweils die Dimension des alten.

Allmählich rücken wir so der Frage näher, in welcher Weise sich das Bergsteigen nach der großen Ablöse in das Bewußtsein des heutigen Menschen projiziert, da wir es eben nicht mehr mit dieser ursprünglichen Gestaltungsdynamik, sondern mit einem fertigen und in Passivität erstarrten Objekt zu tun haben. Denn Bergsteigen ist heute durchaus Objekt im Sinne einer Kulturerscheinung. Es ist genauso Objekt und Institution, wie es das Schulwesen ist, das Kunstleben, die Wirtschaft. Während aber die drei letztgenannten Gesellschaftsapparate durchaus gerichtete Institutionen darstellen, hat das Bergsteigen vorwiegend *Feldcharakter* — nicht so sehr im Sinne des „playground", d. h., daß es ein unverbindliches Zerstreuungsfeld darstellte, was an sich auch möglich wäre, sondern darüber hinaus Feldcharakter im Sinne existentieller Projektionen[5].

Was die existentiellen Projektionen betrifft, d. h., was der einzelne im Bergsteigen sieht, so ist hier eine Zusammenstellung interessant, die 1947 erschien und die Meinung tätiger Bergsteiger über das Bergsteigen zum Inhalt hatte[6]. Da war die Rede von Sport, Erlebnis, Bedürfnis, Kampfsport, Machtgefühlen, gesteigertem Selbstgefühl, Stadtflucht, Befriedigung des sozial gebändigten Tatendranges u. a. m. Darüber hinaus gibt es noch eine andere Auffassung, nämlich die von *Leo Maduschka*, die im Bergsteigen eine romantische Lebensform sieht. Diese Vielfalt von subjektiven Empfindungen dem Bergsteigen gegenüber weisen auf den Feldcharakter des Bergsteigens. Das heißt, es gibt keine bündige Antwort auf die Frage, ob Bergsteigen Sport ist oder mehr als Sport sei oder Lebensform ist oder überhaupt auf die Frage, warum der Mensch bergsteigen geht. Denn hier ist nur eine subjektive Fragestellung sinnvoll, d. h., was einer in die Berge hineinträgt, das findet er darin. Man sollte meinen, daß solche Dinge von vornherein klar wären. Aber der deutschsprachige Alpinismus hat immerhin fast dreißig Jahre gebraucht, um diese falsche objektive Fragestellung, die unter dem Schlagwort „Warum der Berge" in der alpinen Literatur herumgeistert, loszuwerden. Und ich bin heute noch nicht überzeugt, daß sich das schon überall herumgesprochen hat.

Diese falsche Fragestellung nahm ihren Anfang mit dem Nachlaßbuch *Leo Maduschkas*, in dem von einem „Warum" die Rede ist, das nie beantwortet werden könne. Dabei hat Jahre zuvor *Oskar Erich Meyer* in seinen einigermaßen schwer zugänglichen Arbeiten, deren Aussage durch poetische und metaphysische Verschachtelung ihres Wahrheitsgehaltes erst in die Wirklichkeit rückübersetzt werden muß, den umfassenden subjektiven Faktor, der in allem Bergsteigen steckt, deutlich herausgestellt, wenn er schreibt:

> „Ein Spiegel ist die Welt der Berge, der jedem die eigene Armut, den eigenen Reichtum zeigt. Was du hinauf in die Berge trägst, die Berge geben es treulich zurück. Was du im Leben verloren, gibt die leuchtendste Spitze nicht wieder[7]."

---

[5] Nach dem heutigen physikalischen Weltbild sind „Felder" physikalische Zustände des Raumes; existentielle Projektionen sind Existenzentwürfe der Person zum Spannungsausgleich der Existenz. Dieser Ausgleich kann nur in Feldern verwirklicht werden.

[6] „Fels und Firn", Mitteilungen der Alpinistengilde der Naturfreunde, 1947/1—3.

[7] O. E. Meyer, „Tat und Traum".

Und es sind durchwegs existentielle Projektionen, die in das Bergsteigen hineingespiegelt werden. Ich sage hineingespiegelt deshalb, um das Imaginäre des Lebens in den Bergen zu verdeutlichen, das Virtuelle[8] der Aufgabe aufzuzeigen, die etwa die Eigernordwand-Männer und andere Vertreter des heroischen Bergsteigens darin sehen. Denn es *ist* ein imaginärer Hintergrund, der da aufblitzt, wenn einer sagt: Mein wahres Leben habe ich nur in den Bergen gelebt. Aber was ist das, das wahre Leben? — was meint ein solcher Mensch mit „wahrem Leben"? Nun, er meint wohl zum ersten dieses, daß der Alltag, die Forderungen des täglichen Lebens, die Arbeit, die er zu verrichten hat, um leben zu können, nicht sein wahres Leben darstellen. *Ortega y Gasset* sagt dazu:

> „Was uns aber bei der Arbeit am meisten quält, ist, daß sie dadurch, daß sie die Zeit unseres Lebens ausfüllt, uns diese zu nehmen scheint, oder, anders ausgedrückt, daß das Leben, das wir auf die Arbeit verwenden, uns nicht wahrhaft unser Leben zu sein scheint, so wie es sein sollte, sondern im Gegenteil die Vernichtung unseres wirklichen Daseins[9]."

Nun hat es Arbeit ja immer gegeben. Aber es besteht da ein grundlegender Unterschied: Die moderne Arbeitsteilung hat mit der Zerstückelung des Arbeitsganzen zugleich den Sinn dieses Ganzen zerstückelt, und es ist heute ohne weiteres möglich, daß ein Mensch, der eine Teilarbeit leistet, nicht einmal weiß, zu welchem Ganzen dieses Stück Arbeit eigentlich gehört. In einem solchen System ist die Diskreditierung der Arbeit die notwendige Folge. Ein Mensch, der sich in der Arbeit nicht objektivieren kann, der von der Planung, schöpferischen Gestaltung und der Erfolgsrate ausgeschaltet ist, verliert zugleich mit dem Verantwortungsbewußtsein jegliches Interesse an der Arbeit. Außerdem führt nach *Röpke* ein Übermaß an Arbeitsteilung leicht zu einer Verkümmerung der vitalen Kräfte. Die möglichen Antworten des Menschen auf eine solche Situation sind erstens der Konsumquietismus, wie *Gehlen* sagt, d. h., daß einem das Lohnsäckchen als Anerkennung für geleistete Handgriffe genügt, vermittels dem man sich etwas kaufen kann; oder zweitens, das Abgleiten in einen Sozialparasitismus; oder aber drittens existentielle Projektionen in andere Wirkungsfelder und schließlich viertens der moderne Subjektivismus.

Für unsere Belange interessant sind allein die existentiellen Projektionen. Denn für den seiner Leistungsbilder beraubten Menschen besteht im Bergsteigen die Möglichkeit, sich einen Leistungsmythos aufzubauen, sich bestimmend zu existieren im Sinne der Existenzphilosophie. Ich will damit beileibe nicht sagen, daß im Bergsteigen eine Existenzphilosophie steckt — das wäre ein abgrundtiefes Mißverständnis. Im Bergsteigen steckt bloß die *Möglichkeit* des Sich-Existierens, d. h. die Möglichkeit, sich des eigenen Seins als eines Positiven zu vergewissern. Denn was ist denn der Leistungsmythos, den sich die Bergsteiger aufbauen, anderes als das existentielle Bemühen eines Menschen, sein nach außen drängendes Leistungsvermögen, mit dem er im Alltag zum Scheitern gekommen ist, zu objektivieren, d. h. anzubringen. Denn ohne Leistungsmythos wäre ja das ganze Bergsteigen extremen Stils — sofern es nicht schon beim Bergwandern haltmacht — sinnlos. Es wäre vollkommen sinnlos, in Steilschluchten und Kaminen herumzuschliefen, über Bänder zu kriechen, sich über Überhänge hinaufzuarbeiten und auf Platten hinaufzuschieben, um letztlich ja doch irgendwann einmal herunterzufallen. Alles das wäre sinnlos und ist es auch für den, der das Bergsteigen nicht kennt — wenn nicht der Leistungsmythos ein tragendes Moment des Bergsteigens wäre. Und weil dieser Leistungsmythos im Bergsteigen bildhaft enthalten ist, lauten auch stereotyp die Antworten der Bergsteiger auf die Frage, ob Bergsteigen Sport sei, daß es wohl sportliche Züge trage, aber zugleich mehr als Sport sei.

Nun haben wir aber mit der Darlegung des Leistungsmythos bereits ein Extrem des Bergsteigens getroffen. Und da im Bergsteigen mehr steckt als nur seine extreme Aus-

[8] Persönlichkeitsleistung ohne Existenzwert.

[9] Ortega y Gasset, „Über die Jagd".

übung, da existentielle Projektionen nicht nur Leistungsprojektionen sind, d. h. extravertierte, nach außen gewendete Anliegen im Sinne *Carl Gustav Jungs*, sondern auch und sogar in größerem Maße Existenzentwürfe von Introvertierten, d. h. von Innengewendeten, vorkommen, beginnen wir zu ahnen, daß es letztlich eine Frage des psychologischen Typus ist, wie sich die Seele des einzelnen den Gegebenheiten des technischen Zeitalters anpaßt.

Und hier stoßen wir auf die Tendenz vieler Bergsteiger und Bergwanderer, in „Symbolen" ursprünglich zu leben. Aber was heißt das, in Symbolen ursprünglich leben? — Es heißt, in einer Wirklichkeit zu leben, sagt *Jaspers*, die ich nicht weiß und doch im Symbol gegenwärtig habe. Wir wollen das Problem verkehrt angehen und uns zunächst fragen, wie es denn um diese Wirklichkeit, in der ich lebe, bestellt ist, um die ich weiß, d. h. um die Wirklichkeit des Alltags.

Diese Wirklichkeit des Alltags ist heute aber keine gesicherte Dimension, keine Konstante in dem Sinne, daß sie etwas mit Sicherheit Erfahrbares wäre, sondern diese Wirklichkeit ist gleichsam eine Unstetigkeitskonstante. Der Alltag, das Heute, ist das Feld der unkoordinierten Anpassungsversuche an das technische Zeitalter, ist das Feld der nicht zu bewältigenden und unverstehbaren Äußerungen von Superstrukturen. Das Leben, das uns umfängt, ist, wie *Robert Musil* sagt, ohne Ordnungsbegriffe. Die geistige Verarbeitung der Situation der Zeit ist keine planvolle Bewegung, sondern ergeht sich in einem Pluralismus von Weltanschauungen, in einem Chaos von „Ismen", geistigen Eintagsfliegen vergleichbar, die aufschießen, diskutiert werden und wieder vergehen. Der Mensch von heute denkt im Alltag bereits historisch, und in keiner Zeit noch gab es so ein Nebeneinander und Durcheinander von Vergangenheit, Jetzt und Zukunft, wie in der heutigen. Dieselben Leute sitzen heute bei *Bach* und morgen bei elektronischer Musik und spenden gleich ergriffen gleichen Beifall.

Albert Camus sagt, es gibt nur ein wirklich ernst zu nehmendes philosophisches Problem — den Selbstmord. *Karl Jaspers* sagt, es würde in der Philosophie nur hell, wenn die Kommunikation mit dem Du in Erscheinung tritt. Beide sind Philosophen der Existenz. Wenn wir aber davon absehen, daß von einem *Homo sapiens* in bezug auf den Menschen schon lange keine Rede mehr ist, so haben wir doch heute noch die freie Wahl zwischen einem *Homo faber*, einem *Homo absconditus* nach *Heer*, einem *Homo insciens* nach *Ortega y Gasset*, einem *Homo religiosus*, einem *Homo ludens* nach *Huizinga* und schließlich einem *Homo patiens* nach *Frankl*. Und wenn ich sagte, wir hätten die freie Wahl zwischen den einzelnen homines, so muß ich mich berichtigen: Wir haben nämlich gar keine echte Wahl, sondern nur die Möglichkeit einer subjektiven Stellungnahme, d. h., wir können uns einen aussuchen, der uns gefällt, da uns der Mangel an Ordnungsbegriffen einen objektiven Standpunkt verunmöglicht.

Denn der heutigen Zeit fehlt die Mitte, der große Obergedanke, von dem aus sich die Dinge rings um ihn von selber ordnen. Und in Erkenntnis dieses Mangels ergeht sich der heutige Geist in dem vergeblichen Versuch, in endlosen intellektuellen Experimenten die Lösungsaspekte der Reihe nach durchzuprobieren, mit der gewissen Neugier, was dabei alles herauskommen mag. Sicher ist auch das ein Weg, der gangbar erscheinen kann — aber wo findet man den geistigen Giganten, der am Ende all die Ergebnisse, die bei einer solchen Methode serienweise anfallen, sichtet, um die große Ordnung wiederherzustellen? Und der andere Weg, den *Gehlen* für die Seele im technischen Zeitalter für gegeben hält, nämlich die Unüberschaubarkeit von Physik, Technik und Politik einfach anzuerkennen und zu resignieren, dieser Weg ist nur gangbar, wenn eine Ideologie vorhanden ist, in die hinein sich der Einzelmensch in seiner Existenz entwerfen kann — wie dies etwa im Osten der Fall ist, wo der Glaube an den unendlichen Fortschritt die psychische Last der Gigantomachien absorbiert. Aber der moderne westliche Mensch? ... In seiner Ideologie- und Glaubensentfremdung kann er sich damit nicht abfinden, daß die Welt, in der er sich als empfindendes, fühlendes und handelndes Wesen vorfindet, ihm gerade in diesen

Dimensionen, von denen die Bedrohungen kommen, verschlossen sein soll. Und warum kann er sich damit nicht abfinden? Weil sich der Mensch in der Welt nur behaupten kann, wenn er die Welt denken kann. Denn nur durch den Intellekt hat er sich durch die Jahrtausende in der Welt behaupten können, sein wachsamer Intellekt ist für ihn dasselbe, wie für die Katze der lautlose Tritt, für die Antilope der rasende Lauf — ein gut funktionierender Apparat, der arterhaltend ist.

Indem so der heutige Mensch die Bewegungen des technischen Zeitalters an seinen Fronten nicht mehr denken kann, wird sein wachsamer Intellekt auf die Stufe des reinen Wachsamseins zurückgeworfen. Aber wachsam sein heißt in Spannung sein, heißt außer sich sein. Und so haben wir in aller Entwicklung, die wir durch die Jahrtausende bis zu ungeahnter Höhe durchgemacht haben, heute ein neues Stadium der Primitivität erreicht. Denn den Superstrukturen gegenüber haben wir keine anderen Bilder, als sie unser primitiver Ahne den Gewalten der Natur gegenüber gehabt hat: Vage, unklare Vorstellungen, die insgesamt dieses Unfaßbare als etwas Bedrohliches empfinden. Aber auch im Bilderdenken selbst sind wir bereits auf der Stufe des Primitiven, denn das Bilderdenken ist der Anfang der Sprache, ist das archaische Denken, das Denken im Traum.

Das Symbol der Bedrohung aber im Bilde interpretieren heißt einen Mythos gestalten. Und Mythen gestaltet der heutige Mensch in reichlichem Maße. „Man könnte", schreibt *Mircea Eliade*, „ein ganzes Buch schreiben über die Mythen des modernen Menschen. Selbst die Lektüre hat eine mythologische Funktion: Sie ersetzt nicht nur die Mythenerzählung in der archaischen Gesellschaft und die mündlich überlieferte Dichtung, die noch heute in den ländlichen Gemeinschaften Europas lebt, sondern sie bietet vor allem dem modernen Menschen die Möglichkeit, aus der Zeit herauszutreten, ähnlich wie die Mythen es früher taten[10]."

Dieses Aus-der-Zeit-Heraustreten ist aber keine Flucht aus der Zeit, sondern bloß die Möglichkeit zu einer Zäsur der Zeit, die der Mensch ergreift. Und indem er aus der Zeit heraustritt, löst er sich aus dem In-Spannung-Sein.

Aber es gibt noch eine ganz andere Möglichkeit, aus der Zeit herauszutreten, als in Schauspielen, Romanen, Heliopolisvisionen oder *Heideggers* „Reinem Sein". Es gibt eine realere Dimension der Zäsur, in die hinein man auch seine Existenz entwerfen kann, nämlich das Bergsteigen. Darum trägt es auch keinen absoluten Sinn in sich, aber es läßt sich in ihm in Symbolen ursprünglich leben. Und dieses ursprüngliche Leben ist die eigentliche Essenz des Bergsteigens! Denn wir finden darin die Symbole wahrhaften Seins, wir finden darin die Mythen, von der paradiesischen Landschaft angefangen bis zum Kampf des Heros und darüber hinaus noch religiöse Motive — und sei es bloß die Ahnung einer Dimension, die alles Begreifen übersteigt.

Das Bergsteigerleben ist ein archaisches Leben. Seine Strukturen sind einfach zu bewältigen und sein Umfang reicht vom einfachen Sichbewegen in der Natur bis zu den primitiven technischen Verrichtungen auf steileren Pfaden. Der Bergsteiger kennt die Spielregeln: Das Archaische ist ihm tabu. Darum ist das Bergsteigen nicht zu vergleichen mit der modernen Campingbewegung und Naturbewegung auf Basis der maschinellen Menschenbeförderung. Diese Bewegungen sind Paraphänomene des technischen Zeitalters, während das Bergsteigen eine Kompensationserscheinung im technischen Zeitalter darstellt: Die Pflege des ursprünglichen Lebens. Diesen Bezügen entspricht auch die Ethik des Bergsteigers: Gut ist, was ursprünglich ist, was archaisch ist, und schlecht ist, was gegen dieses Archaische verstößt.

Aus diesen Gründen lehnt der Bergsteiger die Bergbahnen ab. Denn alles ursprüngliche Leben hört dort auf, wo der Mensch der Organleistung enthoben wird. Und dennoch benützt der heutige Bergsteiger in zunehmendem Maße die Bergbahnen. Ist das Verrat? Mancher mag wohl dieser Ansicht sein; wir jedoch sind es nicht. Denn wenn Bergsteigen

[10] Mircea Eliade, „Das Heilige und das Profane".

das ist, was wir gesagt haben, ein Feld für den heutigen Menschen, aus der Zeit herauszutreten, so ist es letztlich ihm überlassen, an welcher Stelle dieser Wechsel erfolgt. Ob beim Gebirgsbahnhof im Tal oder bei der Bergstation, ist eine Frage des jeweiligen Verkehrsnetzes. Aber eines zeigt das Faktum Bergbahnen deutlich: Daß auch das Bergsteigen sich selbst verändert mit der Veränderung der technischen Gesamtatmosphäre.

Noch vor einigen Jahrzehnten bedurfte es eines Generationswechsel, um den im Bergsteigen eingeführten Mauerhaken zu tolerieren. Heute geht es um Bergbahnen. Und morgen? — Es ist die Frage, ob es ein Morgen gibt. Denn die Zeit wird nicht allzu ferne sein, wo der Bergsteiger eine klassische Wand durchsteigt und am Ende, statt auf dem Gipfel zu stehen, sich auf einem Staudamm finden wird oder auf einer Hotelterrasse. Eine utopische Vision? — Keineswegs! Denn mit dem Projekt einer Seilbahn über die Südabstürze des Hohen Dachsteins beginnt die D e s a k r a l i s a t i o n der Berge.

Durch die Erschließung der Alpen sind diese zu einem Konsumgut für jedermann geworden — und begannen damit allmählich einen wirtschaftlichen Wert darzustellen, den die kapitalistische Produktionsweise der Industrie nicht übersehen konnte. Und so befinden wir uns heute durch den Ausbau der Massenbeförderungsmittel auf Berggipfel mitten in einer neuen, diesmal technisch-wirtschaftlichen Erschließungswelle der Alpen, die das Konsumgut Bergsteigen in ein Massenfreizeitgut umzuwandeln im Begriffe ist. Und dieser Trend ist unaufhaltbar, denn der technische Mensch ist eine eigene Spezies: Er kann nicht frei sein, ehe er den letzten Gott getötet hat.

Bergsteiger aber sind andere Leute. Denn im Bergsteigen wird bestimmt kein Gott getötet, vielmehr versucht, die sakrale Hoheit der Berge zu bewahren. Hier scheiden sich eben die Geister.

Und die soziologische Frage nach den Hintergründen des Bergsteigens mündet in die Soziologie des psychologischen Typus, den diese Gruppe von Menschen, die Bergsteiger sind, darstellt. Wir werden nicht viel fehlgehen, im Bergsteigen den Introvertierten, im technischen Menschen aber den Extravertierten zu erkennen. Aber diese Fragen gehören zur Psychologie. Denn nur diese kann darüber Auskunft geben, warum es in unserem derzeit extravertierten Weltbetrieb eine Soziologie der Introvertierten geben muß, und nur sie kann klären, was *O. E. Meyer* über das Bemerken dieser beiden Typen im Bild der Resignation einfing, wenn er sagt: ob ihr einander auch nie versteht ... Denn von dieser außengewendeten, lärm- und maschinenfreudigen Welt wird der Bergsteiger nur verstanden als Teil einer Gruppe, die sich irgendwie aus der Totalität der technisierten Betriebsamkeit heraushält.

Warum heraushält? *Paul Tillich* gibt darauf die Antwort: „Die Person als Person kann sich nur bewahren durch ein teilweises Nichtteilhaben an den vergegenständlichten Strukturen der technisierten Gesellschaft."

Und so erscheint uns Bergsteigen in dieser letzten soziologischen Sicht als ein partieller Rückzug der Person in die inneren Reservate des Menschseins, die beim Bergsteiger festgemacht sind an die großen Reservate der Natur. Und manche Bergsteiger nennen diese Reservate ihre eigentliche Heimat — nicht etwa Heimat im Sinne des Landes der Geburt, sondern Heimat im Sinne des Landes des inneren Menschen. Und wir müssen weit zurückschauen, wenn wir das Wort Heimat hier ganz verstehen wollen: Denn der Bergsteiger ist der Mensch, der es über die Jahrtausende nicht vergessen hat, daß es die rohe Natur war, von der her er einst in seinen Blößen zur Stadt Babel kam.

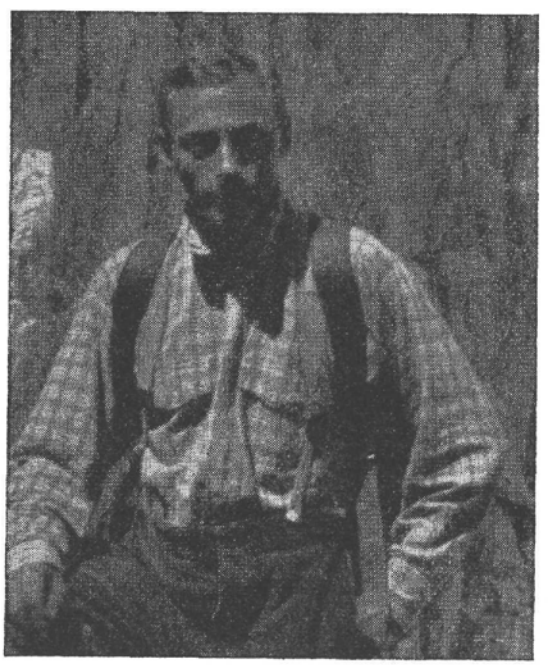
Anschrift des Verfassers: Karl Greitbauer, Wien 16, Hasnerstraße 100.

Paul Preuß – zum fünfzigsten Todestag

VON FRITZ SCHMITT

(Mit 1 Bild, Tafel XXIV)

Ein Regentag im Sommer 1926. Wir saßen in der Griesner Alm im Kaiser und flickten unsere Kletterhosen. Es waren nicht die besten und die teuersten und sie trugen die deutlichen Spuren von vier Neufahrten. Schwere Tropfen klatschten gegen die Fensterscheiben. Nebel rauchte aus der großen Schlucht, die, an die 800 Meter hoch, im schmalen Nordabsturz des Mitterkaisers klafft. Dunkel die Kamineinschnitte, wasserglänzend die Überhänge ...



Wer war hier der erste?

Paul Preuß. 1913. Allein.

„Ja, der Preuß", sagte die Griesnermutter, die lieber als Sennerin werkte, „er war a liaber Kerl und a feiner Herr! Mit 'n Stehkragen is er durch die dreckige Schlucht auffi ..."

Das war als Zwanzigjähriger meine erste Begegnung mit dem Namen Paul Preuß. Ich behielt ihn in guter Erinnerung. Eine Weile später, am Piazwandl in der alten Totenkirchl-Westwand: Hier war er der erste Alleingänger gewesen, der 1911, als man noch von den „kolossalen Schwierigkeiten" und dem „enormen Risiko" dieser Kletterei sprach — Fiechtl und Hotter hatten dreizehn Stunden gebraucht — in nur drei Stunden zur dritten Terrasse hinaufkletterte; das obere Stück auf neuer Route.

Mein Respekt wuchs. Dann stand ich am Einstieg des Preuß-Risses und unter der Ostwand der Guglia di Brenta. Da mußte man den Kopf weit zurücklegen, um der Vogelfluglinie steil hinauf zum Gipfel folgen zu können. Paul Preuß, 1911 — und wieder allein!

Ich beschäftigte mich mit diesem hervorragenden Bergsteiger, der am 3. Oktober 1913 bei einem Versuch, die Nordkante des Manndlkogels im Gosaukamm erstmals zu erklettern, abgestürzt war. Auch bei seinem letzten Felsgang hatte er auf das Seil und einen sichernden Gefährten verzichtet.

Zum 20. Todestag im Jahre 1933, als Paul Preuß geächtet war und totgeschwiegen wurde, schrieb ich ihm in der „Deutschen Alpenzeitung" einen Gedenkartikel: „Preuß sah in der hemmungslosen Anwendung künstlicher Hilfsmittel eine kommende Verallgemeinerung und Herabwürdigung des Bergsports. Selbst wir modernen Bergsteiger,

denen der Mauerhaken selbstverständliches Rüstzeug geworden ist, müssen, wenn wir ehrlich sind, der Auffassung Preuß' Achtung zollen und Verständnis entgegenbringen. Wenn auch die Wege zum Berg verschieden geworden sind — Paul Preuß war einer der Unserigen!"

Eifrig fragte ich bei Tourenkameraden, Zeitgenossen und Freunden herum, um etwas von und über Paul Preuß zu erfahren. *Paul Jacobi*, sein Klubkamerad von Hoch Glück sagte: „Im Fels war er ein Phänomen. Er bildete eine Klasse für sich; eine Beurteilung läßt keinen Vergleich zu. Er war die verkörperte Lebensbejahung. Dieses lebensbejahende Fluidum übertrug sich unwillkürlich auf seine Umgebung, und da sich damit ein offener, fast übertrieben ehrlicher und selbstloser Charakter verband, so erwarb er sich eine große Anzahl guter Freunde."

Friedrich Henning, Begleiter auf mancher Bergfahrt, gefallen als Flieger über dem Ober-Elsaß im Jänner 1917, schrieb: „Ein Vertreter des wissenschaftlichen Alpinismus, vielleicht der typischste, war Preuß. Er kletterte in erster Linie mit dem Intellekt. Obwohl er von einer großen Liebe zu den Bergen erfüllt war: wenn Preuß kletterte, dann trat bei ihm der kritische, kühl abwägende Verstand in den Vordergrund. Keine hastige Bewegung gab es dann mehr. Alles war Überlegung, scharfe Gedankenanspannung ... Es war ein ästhetischer Genuß, Preuß an der Arbeit zu sehen; er entwickelte dabei eine natürliche Anmut der Bewegung, die ihm eben angeboren war. Es war kein Zufall, daß er gerade die schwersten Touren mit Vorliebe allein ausführte. Er tat es zur Steigerung der Leistungsfähigkeit und — so paradox es klingen mag — der Sicherheit."

Eugen Oertel, der wortkarge, gewiß nicht zum Überschwang neigende Vorsitzende der Alpenvereinssektion Bayerland, der Preuß angehörte, wußte ebenfalls nur Gutes zu sagen: „Der Grundzug seines Wesens war Liebenswürdigkeit, Gefälligkeit und Verträglichkeit. Auch wo er als Gegner auftrat, war er stets sachlich und verbindlich. Trotz seiner geistigen Überlegenheit blieb er bescheiden. Ein sonniger, stets heiterer Mensch, der aller Herzen gewann. Als Alpinist der glänzendste Vertreter des reinen, nur auf das eigene Können gestellten Sports. Auch dem Schwierigsten gewachsen, ja es fast mühelos überwindend, konnte er die Grenze des für ihn Möglichen weiter und weiter hinausrücken. Ist es zu verwundern, daß diese Grenze schließlich auch seinem geschärften Blick nicht mehr deutlich erkennbar war, daß die sieggewohnte, nach neuem Lorbeer ausgestreckte Hand einmal, um Haaresbreite vielleicht nur, über sie hinausgriff?"

Wie Eugen Guido Lammer in Frankreich, so fand Paul Preuß besonders in Italien begeisterte Freunde und Verehrer. Um so mehr, als er 1913 auf Einladung des Club Alpino Italiano eine Vortragsreise durch Oberitalien unternommen hatte. Italienische Bergsteiger tauften die Kleinste Zinne Torre Preuß, in der Südostwand der Grohmannspitze gibt es einen Preußkamin. Severino Casara stellte Preuß als stilreinen Kletterer neben den Heros Emilio Comici und widmete ihm in seinem Buch „Arrampicate Libere" ein Kapitel. In der Zsigmondy-Comici-Hütte in den Sextener Dolomiten hängt ein von Erhard Bock gestiftetes Bild von Preuß.

Graf Ugo di Vallepiana, der Preuß aus der gemeinsamen Münchner Studentenzeit her kannte und schätzte und auch im Gebirge mit ihm unterwegs war, schrieb: „Preuß bleibt mir ein unvergeßlicher Kamerad. Ein vollkommener Bergsteiger, sei es am Fels, sei es im Eis, der beste Kamerad in jeder Beziehung. Dabei ohne jegliche Eitelkeit. Er war ein brillanter Schriftsteller, und an viele seiner Artikel erinnert man sich heute noch als Musterbeispiele alpiner Literatur.

Im August 1913 sagte er mir, daß er nun keine Angst mehr habe, in den Bergen zu sterben, weil er nicht mehr von dem wagemutigen Enthusiasmus seiner ersten Bergsteigerjahre erfüllt sei. Er sei nun auch überzeugt, daß es keine Erstbesteigung wert sei, das Leben zu riskieren."

Franz Nieberl, der an der Kontroverse über die Verwendung von künstlichen Hilfsmitteln ausgleichend Anteil genommen hatte, sagte: „Wenn Paul Preuß mich abends in

Kufstein besuchte, dann ging meine Frau immer früh zu Bett, denn sie wußte, daß bis Mitternacht oder später debattiert wurde. Preuß war neben Dülfer der beste Kletterer, den ich je gesehen habe."

Und *Erhard Bock*, der unverwüstliche Graukopf aus Bad Tölz, Gefährte von Preuß auf vielen Schifahrten, brachte Alben mit verblichenen Photos, Briefe, die ihm der Freund in die Schweiz geschickt hatte, und meinte: „Heuer, zum 50. Todestag, sollte man im Alpenvereinsjahrbuch etwas bringen!"

Ja, man muß wirklich an Paul Preuß erinnern. Er soll unter Bergsteigern, besonders im Kreise der Jugend, nicht vergessen werden, in einer Zeit, die vom Tempo beherrscht wird und der Tagessensation huldigt. Die Jungen sollen das Andenken an ihn wie etwas Kostbares bewahren, denn er war einer von ihnen. Einer der Besten!

*

Was Paul Preuß zu einer historischen Figur in der Entwicklung des Bergsteigens im 20. Jahrhundert prägte, das war sein grundsätzlicher Standpunkt in der Frage, wieweit Kletterer sich mit Seil und Mauerhaken Auf- und Abstieg in schwierigem Gelände erleichtern dürfen. Eine solche Fragestellung wird vielen heute Lebenden unvernünftig, ja unverständlich erscheinen, in einer Epoche, die uns die gigantische Auseinandersetzung zwischen Wissenschaft und Technik, also dem menschlichen Geist und mit den Naturgewalten brachte: Atomenergie und das Vordringen in den Weltraum. Andererseits haben wir Bergsteiger selbst in den letzten Jahren eine auf die Bohrhakenebene verlagerte Hilfsmitteldebatte erlebt und daraus den Schluß ziehen können, daß der Preußschen Theorie von 1911 die zeitgemäße Berechtigung nicht abzusprechen war.

Versetzen wir uns etwas in jene Zeit zurück: Der Eisenstift hatte zuerst als Ringhaken sein Debüt als Hilfsmittel des Felskletterers erlebt. Wilhelm Paulcke soll der „Erfinder" gewesen sein. Der Mauerhaken bildete zunächst jedenfalls nur eine Notreserve und kam lediglich zur Selbstsicherung und zum Abseilen in Frage. Allein schon die Tatsache, daß Hammer und Karabiner im Bergsteigerrüstzeug fehlten, ließ nur eine beschränkte und erschwerte Verwendung von Eisenstiften in steilem Gelände zu. Das Sicherungsseil mußte losgebunden und durch den Ring gefädelt werden, was nicht nur zeitraubend, sondern auch gefährlich war. Bis Otto Herzog den ihm von der Berufsarbeit her bekannten Karabiner im Klettergarten für die geplanten Versuche in der Fleischbank-Ostwand erprobte. Dann entstand der aus einem Stück geschmiedete Fiechtlhaken, ohne den der Aufstieg der Sportkletterei undenkbar gewesen wäre. Jedenfalls wollte Preuß Touren wie Dibonas Lalidererwand oder Piaz' Seilwurf nach der Guglia Edmondo de Amicis das frei beherrschte, stilreine Klettern gegenüberstellen.

Seine Thesen lauteten:

1. Bergtouren, die man unternimmt, soll man nicht gewachsen, sondern überlegen sein.

2. Das Maß der Schwierigkeiten, die ein Kletterer im Abstieg mit Sicherheit zu überwinden imstande ist und sich auch mit ruhigem Gewissen zutraut, muß die oberste Grenze dessen darstellen, was er im Aufstieg begeht.

3. Die Berechtigung für den Gebrauch von künstlichen Hilfsmitteln entsteht daher nur im Falle einer unmittelbar drohenden Gefahr.

4. Der Mauerhaken ist eine Notreserve und nicht die Grundlage einer Arbeitsmethode.

5. Das Seil darf ein erleichterndes, niemals aber das alleinseligmachende Mittel sein, das die Ersteigung der Berge ermöglicht.

6. Zu den höchsten Prinzipien gehört das Prinzip der Sicherheit. Doch nicht die krampfhafte, durch künstliche Hilfsmittel erreichte Korrektur eigener Unsicherheit, sondern jene primäre Sicherheit, die bei jedem Kletterer in der richtigen Einschätzung seines Könnens zu seinem Wollen beruhen soll.

Und schließlich ein Satz, der bestimmt auch heute noch volle Gültigkeit hat: „In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister! Das moralische Placet für schwere Touren besteht nicht in körperlicher Fähigkeit und klettertechnischen Fertigkeiten, sondern in der Ausbildung der geistigen und moralischen Grundlagen und im Gedankengang des Bergsteigers."

Diese Leitsätze bildeten Anlaß und Grundlage für einen Sprechabend, den die Sektion Bayerland im Jänner 1912 veranstaltete. Franz Nieberl trat Preuß entgegen mit der Feststellung, daß die „vollkommene Verwerfung künstlicher Hilfsmittel so ziemlich alle Alpinisten von Bedeutung, alle bisherigen Lehrbücher unter den Tisch wirft, weil ja gerade von Alpinisten der alten Garde künstliche Hilfsmittel verwendet wurden". Paul Hübel stellte sich auf die Seite von Paul Preuß, ebenso der Erschließer des Kaisergebirges, Dr. Georg Leuchs, dessen Worte stark beachtet wurden. „Die Trennung von Alpinismus und Klettersport erscheint ihm (Leuchs) sehr gerechtfertigt, weil das tatsächliche Vorhandensein des reinen Klettersports nicht zu leugnen sei. Und es ist daher auch die Aufstellung bestimmter Ausführungsbedingungen dafür erforderlich. Ein unbestimmtes Gefühl habe bei jedem Bergsteiger bereits zwischen fair und unfair entschieden. Wenn man nun diese Unterscheidung festlegen wolle, so werde die natürliche Grenze durch die Verwerfung künstlicher Hilfsmittel gezogen. Der Unterschied zwischen Piaz, Nieberl und Preuß scheine nur darin zu liegen, daß Piaz etwa dreißig, Nieberl etwa drei, Preuß aber gar keinen Mauerhaken gestatten wolle."

Daß Preuß mit seiner radikalen Forderung unterliegen mußte, lag nicht nur an dem allgemeinen Wunsch nach Sicherheit beim Bergsteigen, sondern war gewissermaßen bereits durch die mutmaßliche Entwicklung vorgezeichnet. Bergsteiger erscheinen stets in der Literatur als ausgeprägtere Idealisten als in Wirklichkeit. Verzicht auf künstliche Hilfsmittel hätte Verzicht auf die Lösung der sogenannten letzten Probleme der Alpen bedeutet. Als Gegenspieler tauchte neben Otto Herzog, Tita Piaz, Rudolf Schietzold u. a. Hans Dülfer, der Medizin- und Musikstudent aus Dortmund, im Kaisergebirge auf. Ein Mathematiker der Kletterkunst, dessen raffinierte Technik mittels Seiles und Mauerhaken die Überlistung bisher nicht erkletterbarer Schlüsselstellen ermöglichte.

Der Begriff „Unmöglich", den die Freikletterer geachtet und gefürchtet hatten, wurde auf den Müllhaufen des Alpinismus geworfen.

*

Genug der Theorie! Hier sei das Leben des kühnen, flinken und eifrigen Bergsteigers Paul Preuß noch knapp skizziert. Er wurde am 19. August 1886 in Altaussee geboren. Sein erster Gipfel war der Schneeberg, den er als Achtzehnjähriger besuchte. Auch in den nächsten Jahren finden wir in seinem Tourenbuch nur Ziele eines Durchschnittsbergsteigers vermerkt: Rax, Loser, Trisselwand, Hoher Priel, Grimming und Gesäuseberge. Er war Mitglied der Alpenvereinssektion Austria in Wien, wo er Pflanzenphysiologie studierte. In München promovierte Preuß 1912 und trat hier der Sektion Bayerland, dem Klub alpiner Skiläufer und dem Alpenklub Hoch Glück bei. In diesem Kreis entwickelte er sich rasch zum hochalpinen Schitouristen und zum hervorragenden Kletterer. Man rühmte ihm, der trotz seiner blauen Augen und blonden Haare keine Siegfriedsgestalt war, nach, daß er ein Kraftmensch sei, der mit zwei Fingern einer Hand am Türrahmen Klimmzüge machen könne. Als liebenswürdigen Gesprächspartner und als verläßlichen Tourenkameraden schätzte man ihn allerorts. Aber er ging oft solo, und zwar in die schwierigsten Wände. Als er mit dem Studium fertig war, finanzierte ein gebefreudiger Onkel ein Jahr der Erholung. Und wenn die Moneten knapp wurden, hielt Preuß einige Vorträge oder schrieb einen Zeitschriftenartikel. Dann kam er freudestrahlend in den Klub: „Schon wieder Geld fürs Gebirg!"

Und dann ging sein Stern auf, dort, wo die Wände am steilsten sind: im Wilden Kaiser und in den Dolomiten.

In neun Bergsteigerjahren betrat Paul Preuß rund eintausendzweihundert Gipfel, davon dreihundert als Alleingänger. Und oft war er der erste in vorher unbetretenem Neuland. Wir wollen uns hier mit einem Querschnitt durch seine Glanzzeit begnügen.

Im Winter 1910 wurden eifrig Schigipfel eingeheimst, darunter der Hochkönig; der April brachte Ötztaler Gletscherfahrten (Wildspitze, Guslarspitzen, Fluchkogel), der Mai Großvenediger und Großen Geiger. Im Juni begann die Klettersaison im Wilden Kaiser (Totenkirchl, Drei Halten, Predigtstuhl). Im Ortlergebiet überschritt er Marlt- und Hochjochgrat und durchstieg mit Paul Relly die Nordwand der Trafoier Eiswand, „eine Wand, die sich in ungeheurer Steilheit himmelhoch auftürmt, von tiefen Lawinenrinnen durchfurcht". Es folgten Klettereien in den Dolomiten (Vajolettürme, Punta Emma, Marmolata-Südwand, Grohmannspitze-Südwand, Kleine-Zinne-Ostwand u. a.). Abschied vom Fels im November auf dem Totenkirchl.

Im Jahre 1911 notierte Preuß 179 Besteigungen. Bei einer mit Erhard Bock geplanten Glocknertour kam es am 13. März zu einem aufregenden Abenteuer: Bei schlechter Sicht brach Preuß auf dem Karlingergletscher in eine Spalte und blieb mit dem Kopf nach unten an einem quergestellten Schi an den Schneerändern des Einbruchsloches hängen, bis er von Bock geborgen werden konnte. Daraufhin Rückzug zum Hotel Moserboden. Später stiegen die beiden mit zwei Einheimischen nochmals zu der Spalte hinauf; Preuß wurde zwanzig Meter tief hinuntergelassen, um nach dem beim Sturz verlorenen Rucksack, Pickel und Photoapparat zu suchen; aber es war vergeblich. Auch auf den Glockner mußte in diesem Jahr verzichtet werden. Schidreitausender sammelte Preuß dagegen mit Erfolg in den Zillertaler und Stubaier Alpen (Olperer, Freiger, Pfaff, Zuckerhütl).

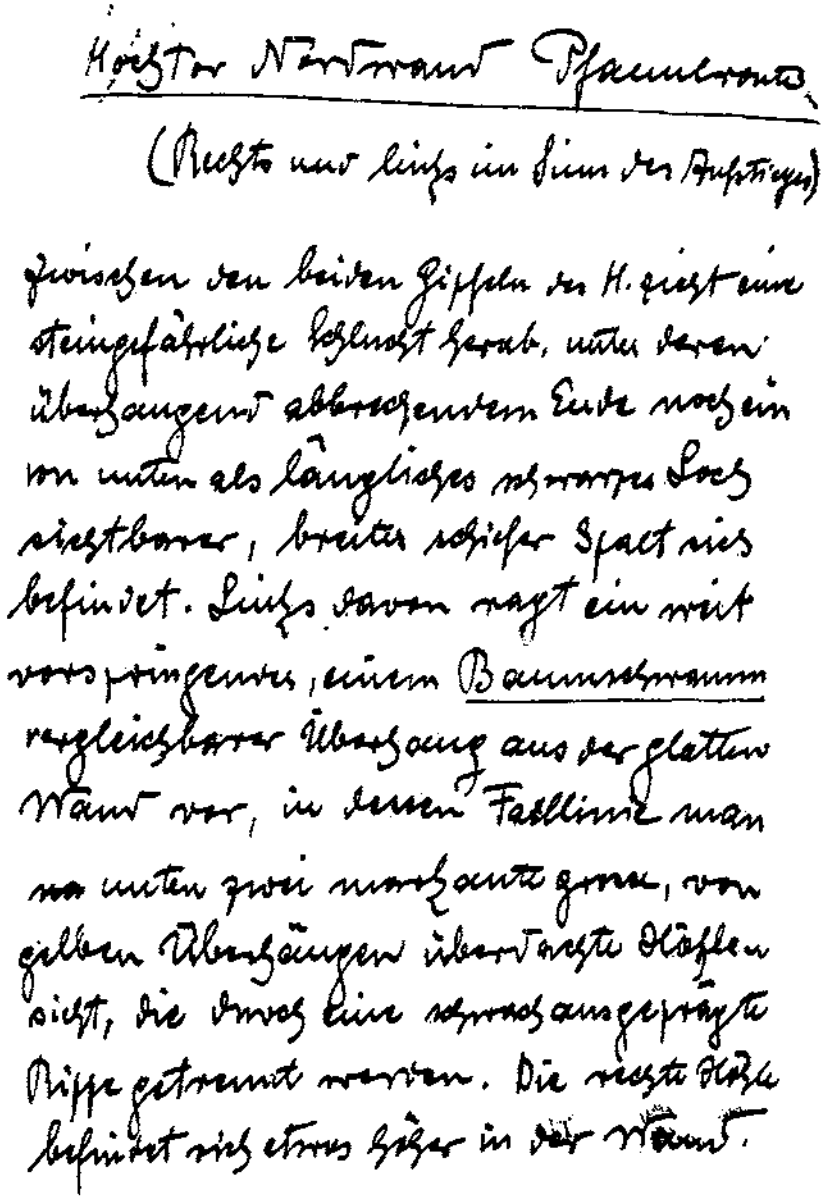
Dann begann im Rosengarten der Dolomitensommer. Dazwischen Abstecher in den Kaiser und in die Silvretta. Hier suchte er im Juli mit einem Vetter das Gebiet der neuerbauten Saarbrücker Hütte auf. Am Kleinen Litzner brachte er dem alpinen Neuling die Grundbegriffe des Kletterns bei, und zwar — wie er schrieb — mit Erfolg: „Zu meiner Freude war er bald so weit, daß er Steine von Grasbüscheln und die Knie von den Fußsohlen unterscheiden konnte." Schließlich verrenkte sich der Vetter nach der Erstbegehung des Südwestgrates des Kleinen Litzners die Schulter und schied als Begleiter aus. Beim Gratübergang vom Seehorn zum Großen Litzner lernte Preuß den berühmten Maler E. Th. Compton und den Viertausendersammler Karl Blodig kennen, mit dem er am nächsten Tag die Erstdurchsteigung der Seehorn-Nordostwand machte. Es waren dies seine ersten Klettereien im Urgestein. Am meisten reizte ihn in der Silvretta die unbegangene Nordwand des Großen Litzners, die er allein angriff: Besonders schwer machte ihm der letzte einhundert Meter hohe Steilaufschwung zum Gipfel zu schaffen: „Die Wand wurde zusehends steiler, doch immer dort, wo ich meinte, daß meinem Vordringen Halt geboten wäre, zeigten sich im letzten Augenblick neue Möglichkeiten. Höher oben trat die Wand weiter zurück, und ein unbeschreibliches Gefühl von Freude und Glück bemächtigte sich meiner ..."

Kurz darauf tauchte er im Kaiser auf, erkletterte mit Relly und Schmidkunz die vielgerühmte Predigtstuhl-Nordkante. Am nächsten Tag gelang ihm allein eine Begehung des ob seiner Schwierigkeiten und Gefahren verrufenen Piazweges durch die Totenkirchl-Westwand, wobei er am nördlichen Rand der Westwand bis zur dritten Terrasse weiterstieg und sich so mehr in der Nähe des Gipfels hielt.

Drei Tage später schleppte Preuß mit seiner Schwester Mina und Relly schwere Rucksäcke von Madonna di Campiglio über die Bocca di Brenta zur Tosahütte, und am nächsten Morgen stand der Ruhelose mit seinen Gefährten am Fuße der Guglia di Brenta. Es war ein großartiges Wagnis, allein und als erster die senkrechte, gelbe Ostwand zu durchklettern. Als er auf dem Normalweg beim Abstieg mit dem Freund und der Schwester zusammentraf, fragte ihn diese: „Was hast du gemacht, Pauli?" — „Ich hab' den Turm auf einem neuen Weg erstiegen, über die Ostwand — und ihr?" — Darauf Relly: „Wir haben uns verlobt!"

Es waren glückliche Tage in der Brenta. Prächtiges Wetter, kein Abend ohne Befriedigung über das Erlebte. Mit Relly stieg er über die Nordkante des Crozzon, „eine Genußtour, wie sie im Buche steht". Es folgten Tosa-Westwand und eine Überschreitung der Guglia. Die Fingerspitzen waren durchgeklettert, so daß Leukoplast helfen mußte, „was mir wohl auch der strenge Kritiker nicht als Verstoß gegen meine Theorien über künstliche Hilfsmittel anrechnen wird, da ich das Leukoplast mit der Klebeseite nach innen benützte ..."

Am 1. August ging die Seilschaft Preuß-Relly wieder in eine große, unbegangene Felsmauer: die Nordostwand des Crozzon. Ein kühner Preußweg, „planvoll erdacht, hindernislos ausgeführt, sorglos gelungen".



Nach der zweiten Begehung des Dibonaweges durch die gewaltige Südwestwand des Croz dell'Altissimo ging es in die Grödner Dolomiten, wo Preuß mit Emmy Hartwich und Walter Schmidkunz schöne Touren glückten. Von Schmidkunz gibt es eine köstliche Schilderung einer gemeinsamen Durchkletterung des Rizzikamins in der Südwand des Innerkoflerturms, die auch Preuß „unter die besten, schönsten und schwersten aller seiner Fahrten einreihte". Preuß und Schmidkunz waren schon miteinander durch die Südwand der Grohmannspitze, die Ostwand und Nordostwand des Langkofels und die Südostwand des Innerkoflerturms geklettert, und da standen sie nun mit Franz Guttsmann und dem jungen Tomasi aus Bozen am Einstieg des Rizzikamins. Schmidkunz berichtete: „Die beiden Mauerhaken, die ich allen Theorien zum Trotz fürsorglich in die Joppentasche gesteckt hatte, klapperten so vorlaut, daß Preuß mit wahrer Unglücksmiene anregte, ich möchte doch die Haken einzeln verstauen, das Klirren der Eisen wäre ein Geräusch, wie das Gebimmel des Armensünderglöckleins vor der Hinrichtung." Und dann ging es in dem zwanzig Meter tief eingeschnittenen Riesenkamin aufwärts, was Preuß zu der Bemerkung veranlaßt: „Als nächste Tour machen wir die Höllentalklamm!" Eine besonders schwierige Stelle schildert Schmidkunz: „Es geht an der linken Kaminwand empor. Eng an den Fels geschmiegt, schiebt sich Preuß langsam vorwärts. Ein Mauerhaken und zwei Meter höher ein zweiter spotten seiner berühmten Theorie, die jedes künstliche Hilfsmittel verwirft. In übergroßer Anstrengung, aber in charakterfester Konsequenz quält er sich an der Felsglätte ab, um, ohne die eisernen Eselsbrücken zu benützen, darüber wegzukommen. Beim ersten Haken glückt es, beim zweiten hängt er doch lieber das Seil in mühsamer Prozedur ein. Die Karabinersicherung war damals noch nicht erfunden."

Bei dem 40-Meter-Quergang in die lotrechte Südwand hinaus verschmähte Preuß wiederum die Hilfe der Mauerhaken nicht. Er tröstete sich: „Rizzi hat auch weder Astralleib noch Saugwarzen gehabt ..." Schließlich ging es hinauf und hinaus zum Gipfel. Die vier zogen sich splitternackt aus und trockneten ihre feuchten, verschlickten und verdreckten Kleidungsstücke in der Sonne. In welchem Zustand „Preußerls" unvermeidlicher Kragen nach dieser schmierigen Kanalarbeit war, verschwieg des Chronisten Höflichkeit.

Seine Schnelligkeit im Klettern bewies Preuß drei Tage hernach mit einer Alleinüberschreitung der Langkofelgruppe. Vom Sellajoch ausgehend, erkletterte er den Langkofel über den Nordpfeiler, stieg vom Langkofeleck zur Scharte ab, traversierte Fünffingerspitze und Grohmannspitze. Abends landete er in Perra und setzte die Erfolgsreihe fort: Rosengartenspitze-Ostwand, Genußkletttereien aller Art an den Vajolettürmen, Civetta von Nordwesten und schließlich mit Relly eine Doppelüberschreitung der Kleinen Zinne und die Erstbegehung des Preußrisses in der Ostwand der Kleinsten.

Im späten Herbst war er wieder im geliebten Gesäuse. Hier reizte ihn vor allem die zweite Begehung der Ödsteinkante. Als im August 1910 Angelo Dibona und Luigi Rizzi mit den Brüdern Max und Guido Mayer den Großen Ödstein erstmals über die Nordwestkante erklettert hatten, erklärten sie dieses Unternehmen für die „schwerste Tour der Alpen". In einer sternlosen Oktobernacht verließen Preuß und Relly das Gasthaus Bachbrücke an der Enns und stiegen, von Regenschauern und Windstößen getrieben, ins Ödsteinkar hinauf. Nach fünf Stunden standen sie am Beginn der Kante. Über manches Hindernis ging es dann — Relly benützte Gummiturnschuhe — am steilen Fels höher bis zur Schlüsselstelle. Preuß fand hier eine neue Möglichkeit des Hinaufkommens und schrieb darüber: „Dieser ungewöhnlich ausgesetzte 20 Meter lange Quergang gehört in meiner Erinnerung wohl mit zu den eindrucksvollsten Stellen. Fast eine Stunde schwerster Arbeit hatten uns die 40 Meter des berüchtigten Abbruches gekostet."

Beim Abstieg vom Gipfel verschlechterte sich das Wetter, und am nächsten Morgen war der Ödstein in Neuschnee gehüllt. Und doch konnte Preuß mit seiner Schwester vierzehn Tage später seine Lieblingstour wiederholen: die Pfannlroute durch die Hochtor-Nordwand, von der er sagte: „die große, alte, klassische Tour, eine Riesenwand, fast gleichmäßig schwierig vom Anfang bis zum Ende, die unübertroffene und unübertreffbare

Heldenleistung einer früheren Generation ...“ Eine noble Verbeugung vor den Bergsteigern einer vergangenen Epoche!

Im Frühjahr 1912 war Preuß wieder auf Brettln in der Hochregion unterwegs. Vor allem ging es ihm darum, die im Vorjahr gescheiterte Glocknertour zu machen. Es begleiteten ihn Werner Schaarschmidt, Bruno von François und Walter von Bernuth. Der Rucksack eines jeden wog 20 Kilo. Die Erinnerungen an den Spaltensturz wurden wieder aufgefrischt. Über den Verlauf der Fahrt schrieb Preuß an seinen Freund Bock: „Bei schönem Wetter brachen wir vom Moserboden auf und erreichten, an ‚meiner‘ Spalte vorbei, die heuer ganz offen war, die Riffel. Bernuth und ich erstiegen die Hohe Riffel. Es war recht stürmisch. Sturm hielt uns am nächsten Tag in der Oberwalder Hütte gefangen. Am Nachmittag des folgenden Tages konnten wir zu Fuß den Johannisberg besteigen. Der nächste Tag brachte uns zu dritt (François mußte wegen Influenza in der Hütte bleiben) über Bärenkopf, Glockerin und Bratschenkopf auf das Große Wiesbachhorn und wieder zurück zur Hütte. Alles zu Fuß, teilweise sogar in harter Eisarbeit. Zwei Tage hielten uns dann Schneestürme in der Hütte zurück, erst am dritten Tag konnten wir am Nachmittag im Eiltempo zur Adlersruhe aufsteigen. Bei Nebel und stillem Schneefall erstiegen wir am nächsten Tag den Großglockner und fuhren bei fürchterlichem Schneesturm nach Kals ab, wo wir müde, aber froh spät abends ankamen. Einen Tag blieben wir zur Rast dort, dann fuhren und gingen wir nach Windisch-Matrei, von wo aus wir morgen zur Dreiherrenspitze aufbrechen ...“

Aber die Dreiherrenspitze zeigte sich zunächst ungnädig. Drei Versuche scheiterten. Mitte April kam Preuß mit Schaarschmidt nach einer Überschreitung des Großvenedigers wieder zur Klarahütte. Bis 3100 Meter konnten sie die Schier benützen. Das letzte Stück über den vereisten und verschneiten Gipfelgrat war recht schwierig. Aber die erste Winterersteigung war gelungen, und Preuß freute sich ehrlich darüber: „Die Dreiherrenspitze, sie war, ist und bleibt unsere schönste Wintertour.“ Seine nächsten Ziele waren Mösele und Löffler. Nach Sommerfahrten im Kaiser kam Preuß erstmals ins Montblancgebiet. Die Verhältnisse waren nicht günstig, das Glück diesmal nicht auf seiner Seite. Mit Bock hatte er eine Begehung des Peutereygrates auf den Montblanc geplant, da streifte ihn der Schatten des Todes. Er hatte H. O. Jones aus Cambridge, den Erstbegeher des Brouillardgrates am Montblanc, und dessen junge Frau kennengelernt. Man verabredete eine gemeinsame Besteigung der Aiguille Noire. Das Ehepaar ging am Seil des Führers Julius Truffer, Preuß kletterte allein voraus. Der Führer stürzte mit einem losen Felsblock und riß H. O. Jones und seine Frau 300 Meter in die Tiefe. Das furchtbare Erlebnis belastete Preuß schwer. Er verzichtete auf den großen Grat zum Weißen Berg. 112 Gipfelbesteigungen vermerkte er zwar 1912 in seinem Tourenbericht, aber es fehlten die leuchtenden Höhepunkte, die Sternstunden.

1913 wandte er sich frühzeitig den hohen Gipfeln im Westen der Alpen zu: Gran Paradiso, Monte Rosa und Berninagruppe besuchte er mit Schiern. Auch im sommerlichen Fels war er wieder der Alte, unternehmend und kühn nach neuen Wegen suchend: Hochwanner-Nordgrat, Öfelekopf-Südgrat, Mitterkaiser-Nordschlucht ... Im Bereich des Montblanc machte er folgende Erstbegehungen: Aiguille Gamba, Aiguille Savoie-Südgrat, Pointe de Papillons-Westgrat, Aiguille Rouge de Triolet-Südgrat, Aiguille Blanche-Südostgrat; außerdem bestieg er die Aiguille Noire und den Dent du Géant.

Im Herbst hielt er letzte Ernte im heimatlichen Gosaukamm. Mit Günther Freiherr von Saar glückte ihm am 15. September die erste Überschreitung der ganzen Donnerkogelgruppe und drei Tage später die erste Erkletterung des Däumlings, von dem Saar sagte: „An Kühnheit der äußeren Form, an Glätte der plattigen Flanken und an Steilheit der Linie braucht der Däumling keinen Vergleich scheuen.“

Die letzten Erfolge von Paul Preuß waren Schafkogel von Norden, die Erkletterung des für unersteiglich gehaltenen Schartenmandls über drei Überhänge und am nächsten Tag, dem 30. September, die Ersteigung des Hohen Großwandecks über den Südgrat.

Am meisten fesselte ihn aber die 300 Meter hohe Nordkante des Mandlkogels. Hans Reinl berichtete über ein Zusammentreffen mit Preuß in jenen Herbsttagen: „Noch sehe ich das begeisterte Leuchten seiner blauen Augen, als er auf vorgebrachte Zweifel an der Ersteigbarkeit der oberen Partien nur einen Ausruf hatte: ‚Sagt, was ihr wollt, das ist das schönste Problem im Gosaukamm.'"

Er war allein und fest entschlossen. Wie hatte er doch einmal gesagt: „Angst und Sorge habe ich dabei nie empfunden, nur Interesse und Spannung sind es, die mich auf neuen Wegen begleiten ..." und zu Freund Vallepiana: „er habe nun keine Angst mehr, in den Bergen zu sterben ..."

Sein Aufbruch von der Hofpürglhütte am 2. Oktober, das Übernachten in der Vorderen Scharwandalm, das Emporklettern an der Steilkante — es waren die letzten Etappen seines Lebens. Ihm, den der Höhendrang eines Adlers beherrschte, blieb der Sturz in die Tiefe nicht erspart. 3. Oktober 1913. Man fand den Toten erst am 14. Oktober unter gefallenem Neuschnee. Bestattet wurde er in Altaussee.

Paul Preuß — ein großer Mensch ... als Kletterer ein Phänomen ... il Cavaliere della montagna. Das sagten seine Freunde von ihm. Möge dieses Erinnern an Paul Preuß — fünfzig Jahre nach seinem Tode — mithelfen, ihn vor dem Vergessenwerden zu bewahren.

Schrifttum:

Paul Preuß: Künstliche Hilfsmittel auf Hochtouren, Deutsche Alpenzeitung 1911/12, S. 242.
G. B. Piaz: Erwiderung, Deutsche Alpenzeitung 1911/12 II, S. 89.
Paul Preuß: Meine Antwort, Deutsche Alpenzeitung 1911/12 II, S. 90.
Hans Dülfer: Künstliche Hilfsmittel auf Hochtouren, Mitteilungen des DuOeAV 1912, S. 69.
Franz Nieberl, Künstliche Hilfsmittel auf Hochtouren, Mitteilungen des DuOeAV 1912, S. 265.
Paul Preuß: Neues zum Tourenprogramm der Saarbrücker Hütte, Mitteilungen des DuOeAV 1912, S. 119.
— Die Nordkante des Ödsteins, Mitteilungen des DuOeAV 1912, S. 265.
— Damenkletterei, Deutsche Alpenzeitung 1912/13, S. 10.
— Der Crozzon di Brenta, Deutsche Alpenzeitung 1912/13, S. 87.
— Trafoier-Eiswand-Nordwand und Bäckmanngrat, Deutsche Alpenzeitung 1912/13, S. 165.
— Eine Überschreitung des Steinernen Meeres, Deutsche Alpenzeitung 1912/13, S. 192.
— Eine Winterfahrt auf die Dreiherrenspitze, Der Winter 1913, S. 443.
— Tourenbericht des Dr. Paul Preuß, Deutsche Alpenzeitung 1913/14 II, S. 25.
Walter Bing/Friedrich Henning: Erinnerungen an Paul Preuß, Deutsche Alpenzeitung 1913/14, S. 145.
Eugen Oertel: Dr. Paul Preuß, Österreichische Alpenzeitung 1913, S. 375.
Paul Jacobi: Dr. Paul Preuß, Jahresbericht des AK Hoch Glück 1912/13 und Bergsteigen als Lebensform (AVS Bayerland, 1946).
Fritz Schmitt: Paul Preuß, zur 20. Wiederkehr seines Todestages, Deutsche Alpenzeitung 1933, S. 498.
— Paul Preuß, Mitteilungen des DAV 1956, S. 134.
Severino Casara: Arrampicate Libere sulle Dolomiti, Hoepli, Mailand.
Preuß, Deutsche Alpenzeitung 1913/14 II, S. 25.

Anschrift des Verfassers: Fritz Schmitt, München 61, Düppeler Straße 20.